Ne 21 n.v.

Northcote

Berühmte Gnadenorte

Unserer Lieben Frau

in verschiedenen Ländern Europa's.

Berühmte Gnadenorte

Unserer Lieben Frau

in verschiedenen Ländern Europa's.

Von

J. Spencer Northcote,

Doctor der Theologie und Präsident von St. Mary's College zu Oscott.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

L. V. Studemund.

Köln, 1869.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

DIGNARE ME LAUDARE TE, VIRGO SACRATA;

DA MIHI VIRTUTEM CONTRA HOSTES TUOS.

Einige Abschnitte dieses Buches habe ich geschrieben, als ich noch Laie war; sie erschienen nach und nach in den Jahrgängen 1850 bis 1852 der Zeitschrift ‚Rambler'. Seit mehrern Jahren bin ich von einigen meiner geistlichen Brüder wiederholt aufgefordert worden, dieselben von neuem zu veröffentlichen, zunächst zur frommen Lesung während des Monats Mai. Ich habe nun zu diesem Zwecke einige jener Artikel ausgewählt und dieselben berichtigt, abgekürzt oder erweitert. Der größere Theil dieses Bandes ist jedoch neu und von einem meiner Freunde geschrieben, dem die englische katholische Literatur schon manche werthvolle Bereicherung zu verdanken hat.

J. S. N.

Am Feste der Verkündigung Mariä 1868.

Inhalt.

Einleitung.

Was ist ein Gnadenort?

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts — wahrscheinlich im Jahre 404 — wurden die Gläubigen einer Stadt an der Nordküste Afrika's durch das Gerücht von einem im bischöflichen Palaste stattgefundenen ärgerlichen Vorkommnisse in große Unruhe versetzt. Die einzelnen Umstände der Sache waren nur unzureichend bekannt und wurden deshalb auf verschiedene Weise erzählt; doch war der Kummer der kleinen Heerde so groß, daß der Bischof zuletzt sich veranlaßt fand, einen Hirtenbrief an sie zu richten. In diesem Hirtenbriefe beklagte er, daß eine bischöfliche Ermahnung bei Veranlassungen wie die gegenwärtige nöthig sei, und hob hervor, wie durch die ausdrücklichen Vorhersagungen unseres Herrn und Heilandes der Menschen Gemüth auf dergleichen Aeußerungen menschlicher Schwäche und Bosheit vorbereitet sein müßte; dessenungeachtet gab er zu, daß solche Prüfungen den Schwachen zum Anstoß, Allen aber zum Schmerze gereichten, und daß er deshalb, wenn es möglich gewesen wäre, seine Heerde gern über das in Unkenntniß gelassen haben würde, was sich zugetragen. Da nun aber falsche Gerüchte in Umlauf gekommen, so sei es nothwendig, daß man die Thatsachen kennen lerne. Es waren, in Kürze dargestellt, die folgenden.

Ein Priester des bischöflichen Hauses, Namens Bonifacius, hatte gegen einen andern Insassen des Hauses, der zwar noch nicht Priester war, es aber zu werden wünschte, die Beschuldigung eines schweren Vergehens vorgebracht. Die Anklage wurde geleugnet, und eine Gegenbeschuldigung gegen den Kläger erhoben; der Bischof hatte indeß ganz den Eindruck, sie sei wahr. Da er aber keinen Beweis hatte, so beschloß er, die Sache ruhen zu lassen, bis irgend ein Vorfall seinen Argwohn rechtfertigen oder denselben beschwichtigen würde. Der Angeklagte war indeß nicht so geduldig. Er drang in den Bischof, ihn zu ordiniren, oder, wenn er dies nicht selbst thun wolle, ihm Empfehlungsbriefe an eine andere Diöcese zu geben. Der Bischof war weder zu dem einen noch zu dem andern zu bewegen. „Dann muß Bonifacius entweder von seinem Amte suspendirt oder abgesetzt werden," war die Antwort; „wenn der böse Verdacht bei mir ein gegründetes Hinderniß ist, die geistlichen Weihen zu empfangen, so müßte derselbe mit gleichem Rechte für meinen Ankläger, so lange er sich unter gleicher Anklage befindet, ein Hinderniß sein, die Functionen zu verrichten, zu denen jene Weihen ihn berechtigen." Bonifacius war bereit, selbst dieser harten Entbehrung sich zu unterziehen, um nicht etwa den Frieden in der Kirche zu stören. Doch der Bischof widersetzte sich dem. „Ich wählte daher," sagt er, „einen Mittelweg. Beide Parteien sollten sich nämlich verpflichten, zu einem Gnadenorte (ad locum sanctum) zu pilgern, wo die schrecklichen Einwirkungen der Nähe Gottes sich leichter an einem kranken und schuldbeladenen Gewissen zu offenbaren pflegen, und die Sünder entweder durch ein sichtbares Gericht oder durch die Furcht davor zum Bekenntniß zwingen. Ich glaube mit Gewißheit," fährt er fort, „daß Gott allgegenwärtig ist, und daß Er, der alle Dinge geschaffen hat, nicht an einen Ort gebunden und auf einen solchen beschränkt ist; ich weiß auch, daß diejenigen, welche Ihn recht anbeten wollen, Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten müssen, und daß Er, so wie Er im Verborgenen hört, so auch im Verborgenen rechtfertigt und belohnt. Deß ungeachtet ist es Allen offenbar und

bekannt, daß Er einen Unterschied macht zwischen dem einen und dem andern Orte, obgleich Niemand Seine Rathschläge durchdringen, oder es erklären kann, woher es kommt, daß Wunder dieser Art an einem Orte geschehen und an einem andern nicht. Die Heiligkeit des Ortes, an dem der h. Felix von Nola begraben liegt, ist hinreichend bekannt. Nach diesem Orte zu gehen, habe ich daher diesen beiden Männern geboten, und meine Wahl ist darum auf denselben gefallen, weil ich von dort leichter und pünktlicher Briefe erhalten kann, die mir berichten, was dem Einen oder dem Andern durch göttliche Dazwischenkunft begegnen wird. Ich erinnere mich nämlich, daß in Mailand, als ich dort war, ein Schrein (memoria) gewisser Heiligen sich befand, vor welchem die Dämonen auf eine wunderbare und schreckliche Weise gezwungen waren sich kund zu geben; ich hörte von einem Falle, in welchem ein Dieb, der sich dahin begeben hatte in der Absicht, sich durch Meineid von einer Beschuldigung zu reinigen, sich im Gegentheil gezwungen sah, seine Schuld zu bekennen und zurück zu geben, was er gestohlen hatte. Afrika besitzt doch auch Leiber von Heiligen; und doch hören wir nie, daß hier sich so etwas zugetragen hätte. Denn gerade, wie nach dem Ausspruche des Apostels[1]) »nicht Alle die Gabe der Heilung und nicht Alle die Gabe haben, die Geister zu unterscheiden,« so hat Er, der Allen nach ihren verschiedenartigen Bedürfnissen gibt, wie Er will, nicht für gut befunden, daß dergleichen bei den Altären aller Heiligen stattfinden sollte. Obgleich ich daher Anstand nahm, euch schmerzlicher und unnöthiger Weise durch die Mittheilung desjenigen zu berühren, was meinem eigenen Herzen einen so großen Kummer verursachte, so hat Gott es doch anders beschlossen, und zwar vielleicht aus dem Grunde, damit ihr euch im Gebete mit mir vereiniget, auf daß Er das, was in dieser Sache Ihm bekannt, uns aber verborgen ist, gnädiglich an's Licht bringen wolle."

[1]) 1. Kor. XII, 9.

Schließlich fügt noch der Bischof hinzu, er habe Bonifacius bloß aus dem Grunde nicht mit Empfehlungsschreiben für seine Reise versehen, weil derselbe in seiner Demuth gewünscht, daß unterwegs, wo sie beide unbekannt seien, kein Unterschied zwischen ihm und seinem Gefährten gemacht werde. „Anderseits,“ sagt er, „habe ich nicht gewagt, ihn aus dem Verzeichnisse der Priester zu streichen, damit es nicht den Anschein haben möge, als ließe ich es an Ehrfurcht vor der göttlichen Macht mangeln, deren Entscheidung jetzt die Sache vorliegt.“

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß der große h. Augustinus der Verfasser dieses interessanten Hirtenbriefes ist,[1]) und ich denke, man wird darin eine passende Einleitung und hinreichende Erklärung der Berechtigung dieser Blätter finden.

In der christlichen Religion, wie die Weisesten und Besten sie zu Anfang des fünften Jahrhunderts erkannten und ausübten, fand sich augenscheinlich als wesentlicher Theil derselben die besondere Heilighaltung gewisser Gnadenorte; unzweifelhaft nahmen der h. Augustinus und seine Gemeinde es für wahr an, daß Gott Seine Heiligen an einigen ihnen geweihten Orten mehr als an andern durch häufige und wunderbare Kundgebungen Seiner Gegenwart auszeichnen wolle, und unbedenklich machten sie diesen Glauben zur praktischen Richtschnur bei ihrem Verhalten in zarten und schwierigen Fällen. Ist es daher zu verwundern, wenn die Kirche im achtzehnten Jahrhundert[2]) als unbesonnen, verderblich und der frommen Sitte der Gläubigen zuwider jene Erklärung der Synode von Pistoja verdammte, welche die vorzugsweise Verehrung (cultus) des einen Heiligenbildes vor dem andern verwarf? Die Theologen tragen als allgemein anerkannte und unzweifelhafte Wahrheit vor,[3]) daß Gott nach Seinen verborgenen Rathschlüssen oft Zeichen des Unterschieds zwischen hei-

[1]) Epist. Class. II., Ep. 78, ad Cler. et Pop. Hipp.; Opp. vol. II. p. 275. Ed. Gaume.

[2]) Bulle Auctorem Fidei, prop. 70.

[3]) Canisius, de B. M. V. pars IV, sect. 2, c. 24.

ligen Orten mache, wovon wir die Gründe nicht verstehen, während wir die segensreichen Folgen davon täglich erfahren.

Die von uns hier gesammelten Berichte setzen nun diesen Glauben voraus und sollen ihn durch Beispiele in's Klare stellen und befördern. Die Kritik der strengen historischen Wahrheit derselben im Allgemeinen ist daher nicht eigentlich die Tendenz unseres Werkes. Wenn auch unzählige, hier und dort gelegentlich gemachte Bemerkungen hierauf hinzielen, so sind doch mit zwei oder drei Ausnahmen die historischen Beweise von uns nicht mit Ausführlichkeit dargelegt, und deren Genauigkeit im Einzelnen nicht geprüft worden.

Unter diesen Ausnahmen steht La Salette obenan. Der Grund für diese Wahl liegt auf der Hand. Die Entstehung und zunehmende Berühmtheit dieses Gnadenortes gehört unserer Zeit an; wir haben hier mit keiner sich in dem Dunkel des Alterthums verlierenden Ueberlieferung zu thun. Es sind in diesem Falle keine Documente einer zwischenliegenden Zeit zu Grunde gegangen, weder durch Feuer noch durch kriegerische Ereignisse, sondern die ganze Geschichte liegt von Anfang bis zu Ende offen vor und ist in den engen Raum einiger weniger Jahre zusammengedrängt. Wir könnten beinahe sagen, die Sache habe sich unter unsern eigenen Augen entwickelt. Auch die englischen und ausländischen Zeitschriften veröffentlichten von Anfang an die wichtigsten Umrisse des Ereignisses, so daß wir eine so seltene Erscheinung, wie das Zustandekommen eines neuen Gnaden- oder Wallfahrts-Ortes mit der größten Genauigkeit zu prüfen im Stande sind. Dies schien uns eine zu kostbare Gelegenheit, als daß wir sie sollten unbenutzt lassen, — um so mehr als protestantische Polemiker uns glauben machen möchten, es sei eine Sache, die sich mit einem halben Dutzend Worte abmachen lasse.

Eine unnütze Erzählung von einem Traum, einem Gesichte oder einer wunderbaren Heilung wird — so stellen solche Schriftsteller die Sache dar, — von einem ränkevollen Priester erfunden, oder ein schwachköpfiger Enthusiast bildet sie sich ein;

das unwissende und abergläubische Volk glaubt ohne Weiteres daran; die Bischöfe und Priester setzen Himmel und Erde in Bewegung, um des Volkes Leichtgläubigkeit zu nähren: und die Sache ist fertig.

Nachdem nun die Geschichte im Dunkeln gezeugt und durch Pfaffentrug großgezogen worden ist, wird sie zu einer krankhaften Reife emporgetrieben: so erlangt man einen Gnaden- und Wallfahrts-Ort bloß durch die eifersüchtige Wachsamkeit und mütterliche Pflege der priesterlichen Wärter, welche ihre Erfindung vor jedem Hauche des Widerspruches sorgsam schützen, bis die Zeit vorüber ist, wo eine Untersuchung möglich wäre. Und wenn in spätern Jahrhunderten ein fleißiger Alterthumsforscher, der eine Kirchengeschichte zu schreiben unternimmt, der ersten Veranlassung zu der Erzählung nachspürt, die so innig mit der Gründung des Gnadenortes zusammenhängt, so wird er kein geschriebenes Document finden, welches ihn in seinen Untersuchungen leiten könnte. Er ist auf die unsichere Stimme der Ueberlieferung beschränkt, und muß sich zufrieden geben und mit dem alten römischen Historiker ausrufen: »Datur haec venia antiquitati, ut, miscendo humana divinis, primordia (ecclesiarum) augustiora faciat.« (Es wird dem Alterthume zugestanden, daß es, Menschliches mit Göttlichem vermischend, dem Ursprung [der Kirchen] größern Glanz verleihe).

Um eine solche falsche und gehässige Auffassung zu berichtigen, haben wir die Geschichte von La Salette so wie die des heiligen Hauses von Loreto und die thatsächlichen Beweise in Betreff der vielen Bilder in Rom, die am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts in so hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich zogen, ausführlich behandelt. Die Geschichte der übrigen Gnadenorte ist mit weniger Rücksicht auf etwaige Einwendungen der Kritik geschrieben. Wenn diese Verschiedenheit in der Behandlungsart der einzelnen Theile eines und desselben Buches etwa als inconsequent und fehlerhaft bezeichnet werden sollte, so wird man doch finden, daß sie zum Ersatz auch einige Vortheile darbietet.

Dem bei weitem größern Theile des protestantischen Publicums wird es, fürchte ich, einerlei sein, in welcher Weise die Erzählungen von wunderbaren Begebenheiten geschrieben sind; schon der übernatürliche Charakter solcher Ereignisse ist für die meisten Protestanten ein untrüglicher Beweis gegen ihre Wahrheit. Sie sagen: „Die Geschichte muß nothwendig falsch sein, da wir a priori zur Genüge wissen, daß sie unmöglich wahr sein kann." Wie auch immer die Sache erzählt wird, sie sind mit der Kritik im voraus fertig. Wenn die Geschichte in dem einfachen Legendenstil früherer Jahrhunderte vorgetragen wird, so nennt man den Verfasser einen mittelalterlichen Träumer, der sich in einem Zauberkreise bewegt, Erscheinungen für Wirklichkeit hält und den gewöhnlichen Begebenheiten und Zufällen des Lebens etwas Geheimnißvolles und Wunderbares beimischt. Wird aber anderseits der Versuch gemacht, Zeugnisse zu sichten und zu ordnen, Gründe abzuwägen und Beweismittel anzuführen, so hält man uns sogleich vor, die modernen Erzählungen von wunderbaren Ereignissen hätten nicht die naive Einfalt der alten Berichte und zögen zu viele Einzelheiten herbei, um deren Wahrheit zu beweisen. Von La Salette hat man gesagt [1]): „Man kann es bis zu einem gewissen Grade mit den Geschichten des Cäsarius in eine Reihe stellen; doch der letztere erzählt seine Geschichten, als ob er sie glaube, und damit gibt er der Gegenwart einen vielleicht nicht überflüssigen Wink."

Solchen Kritikern kann selbstredend weder Stil noch Inhalt des Buches zusagen; doch hoffe ich, daß Katholiken es mit Interesse und Nutzen lesen werden. Es ist dem menschlichen Herzen nur zu natürlich, unterscheiden zu wollen unter den verschiedenen Weisen und Zeiten des Eingreifens Gottes in die Ordnung der Welt, in der wir leben; wir denken wohl, es gehöre dies nur solchen Tagen der Wunder an, wenn Himmel und Erde staunen, wie damals, als Seine Füße auf dem Oelberg standen, und dereinst, wenn alle Völker Ihn schauen werden beim Anbruch des Gerichtes.

[1]) Gentleman's Magazine, Januar 1854, p. 16.

Dem gegenüber mögen nun solche Berichte, wie wir sie hier darbieten, wenigstens dazu dienen, den Verstand aus diesem praktischen Unglauben aufzurütteln, und eine zärtlichere Liebe und Verehrung zu unserer heiligen und unbefleckten Mutter, eine größere Zuversicht zu ihrer Macht und ein lebendigeres Bewußtsein von ihrer stets bereiten Geneigtheit, uns aus allen Gefahren zu erretten, in manchen Herzen zu wecken.

Kirchenstaat.

I. Santa Maria Maggiore in Rom.

Aeltere Schriftsteller zählen nicht weniger als hundert Kirchen in der Stadt Rom auf, die unter verschiedenen Namen der Königin des Himmels geweiht waren. Sechszig oder siebenzig derselben existiren noch, und wollten wir ihre Geschichte darlegen oder auch nur ihre Namen erklären, so würden wir auf Einzelheiten vom höchsten Interesse stoßen. Einige haben allerdings nur zu Ehren dieses oder jenes besondern Geheimnisses des Lebens oder irgend einer Eigenschaft der Mutter Gottes ihre Namen erhalten, z. B. Kirche der Verkündigung, der Reinigung, oder Santa Maria della Consolazione (vom Troste), delle Grazie (von den Gnaden), della Sanità (vom Heile) u. s. w. Aber die Namen anderer, welche ihre Entstehung öffentlichen oder besondern Gelübden, Visionen, wunderbaren Heilungen und dergleichen verdanken, sind nicht so einfach zu erklären wie diese, wo das Wort die Geschichte enthält; so z. B. würden folgende einer besondern Auslegung bedürfen: Santa Maria della Pace (vom Frieden), della Vittoria (vom Siege), degli Angeli (von den Engeln) u. s. w. Andere Kirchen in Rom tragen hinwieder die Namen berühmter Gnadenorte fremder Städte und Länder, indem die Römer eine Stätte der Erinnerung an dieselben in ihrer eigenen Stadt zu haben wünschten, als z. B. Santa Maria di Lo-

reto, Monserrato, della Qtercia u. a. m. Endlich entnehmen wieder andere ihren Namen von ihrer Lage, wie Santa Maria in Trastevere, die allgemein für die älteste aller römischen Kirchen gilt. Von dem Platze, auf welchem sie steht, nahmen die Christen schon Besitz zur Zeit des Alexander Severus; er war damals frei und unbewohnt, und wurde von den popinarii oder Garköchen für die Soldaten benutzt, die sich hier zum Essen, Trinken und Schwelgen versammelten. Auf welche Weise die Christen den Besitz erlangten, ist nicht bekannt; aber die Chronik erzählt, daß die popinarii beim Kaiser eine ausdrückliche Klage einreichten, um den Platz wieder zu erhalten. Ihre Bitte wurde indeß verworfen, und der Kaiser entgegnete ihnen, es sei besser, daß Gott hier auf irgend eine Art angebetet, als daß der Platz von so nichtswürdigem Gesindel benutzt werde.

Die Basilika Santa Maria Maggiore nimmt unter den Kirchen Roms unsere Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch, weil sie weit und breit in der Kirche berühmt ist und das Fest ihrer Einweihung allenthalben am fünften August gefeiert wird; der wunderbare Umstand, der ihre Gründung begleitete, wird schon durch den Namen des Festes im Meßbuch und Brevier: Sanctae Mariae ad Nives (Maria zum Schnee) genugsam angedeutet.

Ungefähr um die Mitte des vierten Jahrhunderts beschlossen ein reicher Römer und seine Gattin, da sie bereits bejahrt und kinderlos waren, ihren Reichthum der Ehre und dem Ruhme Gottes zu weihen. Besonders wünschten sie ihn auf irgend eine Art der allerseligsten Jungfrau aufzuopfern; doch wurde es ihnen schwer, über die beste Art, wie sie ihren Vorsatz ausführen sollten, zu entscheiden. Sie beteten daher inbrünstig zu Gott, es wolle Ihm gefallen, ihnen ein besonderes Zeichen seines Willens zu ihrer Richtschnur zu geben; und ihr Gebet wurde zuletzt erhört. In einer und derselben Nacht hatten beide einen Traum, in welchem die allerseligste Jungfrau ihnen gebot, zu ihrer Ehre eine Kirche auf demjenigen Theile des Esquilinischen Hügels zu bauen, den sie am folgenden Morgen mit

Schnee bedeckt finden würden. Dies trug sich am vierten August zu, gerade zu der Zeit, wo der italienische Sommer seinen Höhepunkt erreicht. Der gute Römer zweifelte dessenungeachtet keineswegs an der Wahrheit des Traumes und eilte mit der Nachricht davon zum Papst. Zu seinem Erstaunen fand er diesen schon von allem in Kenntniß gesetzt. Papst Liberius hatte dieselbe Offenbarung auf gleichem Wege erhalten; gerade wie es sich bei Petrus und Cornelius zutrug, denen beiden eine Vision gewährt wurde, die sie von Gottes Willen in einer Angelegenheit überzeugen sollte, in der beide mitwirken sollten. Der Papst begab sich nun in Begleitung mehrerer Priester und dieses Johannes, des Römers, auf dessen Kosten die Kirche zu erbauen war, nebst seinen Freunden nach dem Esquilin, wo sie alles so fanden, wie es ihnen im Traum vorhergesagt worden war. Es lag nicht nur ungeachtet des heißen Wetters Schnee, sondern dieses sonderbare Phänomen beschränkte sich auch auf gewisse Grenzen. Der Schnee bedeckte ein Stück Landes von der Größe und Form, wie zu einer Kirche erforderlich war, und nicht mehr; gerade wie bei dem Gedeon gewährten Zeichen „nur auf dem Fell sich Thau befand, und es auf der Erde umher trocken war; und hinwieder es trocken war auf dem Fell und feucht von Thau umher.“

Das ist die alte Geschichte von der Gründung dieser Basilika. Es ist nicht unsere Absicht, eine genaue Untersuchung der Gründe vorzunehmen, auf welchen diese Erzählung beruht. Uns vor aller voreiligen Kritik zu bewahren, dürfte aber wohl die Autorität Benedict's XIV. genügen, welcher in seiner Erwähnung des betreffenden Festes sagt: „Es verdient anerkannt zu werden, wie hier nichts mangelt, was es uns möglich macht, mit moralischer Gewißheit zu versichern, daß das Wunder vom Schnee auf Wahrheit beruht.“ Die Römer haben eine allerliebste Art, das Andenken daran dauernd zu erhalten: ein Schauer von Jasminblüthen fällt während der Feier der ersten Vesper und wieder während des Hochamtes von der Decke der Basilika und bleibt auf dem Boden bis zum Schlusse des Festes liegen.

Auf solche Weise erhalten sich fromme Ueberlieferungen unter den ärmern Klassen in Rom, und diese sind ihnen so bekannt, als höhern Ständen ihre Familiensagen, während sie sonst in den Lectionen des Breviers begraben oder bloß neugierigen Alterthumsforschern bekannt bleiben würden.

Das Fundament der neuen Basilika, um zu unserer Geschichte zurück zu kehren, wurde sogleich gelegt. Noch vor dem Ende desselben Pontificates war das ganze Gebäude fertig, so daß die Kirche lange unter dem Titel Basilica Liberiana bekannt blieb, nach dem Namen des Papstes, der sie einweihte. Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts wurde das berühmte Concil von Ephesus gehalten, und auf Veranlassung der denkwürdigen Entscheidung der h. Kirche, durch welche erklärt wurde, die allerseligste Jungfrau sei in Wahrheit die Mutter Gottes, baute Sixtus III. zu ihrer Ehre diese Basilika auf's neue in weit prachtvollerer Weise, wodurch sie den Namen Basilica Sixti bekam. Er bereicherte sie zur selben Zeit mit zahllosen silbernen Patenen, mit Kelchen, Lampen, Weihrauchfässern und anderm Kirchenschmuck von demselben kostbaren Material, so wie auch durch Schenkung von Häusern und weiten Landstrecken. Das Chor der neuen Basilika wurde zugleich mit großen und kunstvollen Mosaiken ausgeschmückt, welche verschiedene historische und symbolische Darstellungen zeigten, alle mehr oder weniger an das Glaubensgeheimniß erinnernd, welches so eben vor den gotteslästerlichen Angriffen der Häresie geschützt worden war. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts wurde eine berühmte Reliquie, die Krippe, in welcher das Kind Jesus in dem Stall von Bethlehem gelegen hatte, aus dem Orient hierher gebracht und der Name der Kirche deswegen noch ein Mal geändert, indem sie von da an Sancta Maria ad Praesepe (zur Krippe) hieß.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die spätern Geschenke der Päpste und Gläubigen zu beschreiben, durch welche die Kirche mehr und mehr verschönert wurde, bis sie ihre gegenwärtige Pracht erreichte. Wir erwähnen bloß, daß unter der Regierung

Papst Alexander's V. das Dach mit dem ersten Golde aus Peru geziert wurde, daß Sixtus V. zwei Jahrhunderte später die herrlich ausgeschmückte Kapelle des allerheiligsten Sacramentes errichtete, und daß endlich im vorigen Jahrhundert Benedict XIV. verschiedene Anbauten hinzufügte. Was dem Zwecke unseres Berichtes näher liegt, ist das Gemälde, in einem Rahmen von Lapis Lazuli und edeln Steinen, welches sich in einer Nische über dem Hauptaltare der wahrhaft prachtvollen, unter dem Namen Capella Borghese allgemein bekannten Kapelle befindet. Es ist eines von jenen Bildnissen der Madonna, welche die Ueberlieferung dem h. Lukas zuschreibt.

Obgleich Protestanten die bloße Erwähnung derartiger Ueberlieferungen stets mit Zeichen des äußersten Unglaubens anhören, so wird doch die Glaubwürdigkeit derselben durch die Beweisgründe, die man gewöhnlich dagegen anführt, keineswegs erschüttert. Ein Schriftsteller, der wegen der Dreistigkeit seiner Behauptungen berüchtigt ist und wahrscheinlich die Geschichte der Kunst nicht besser kennt als die Glaubenslehren der katholischen Kirche, hat zu behaupten gewagt, „zur Zeit des Beginnes der Malerkunst (!), zwischen Cimabue und Giotto, hätte ein Künstler mit Namen Lukas gelebt. Er wäre ein heiliger Mann, nach Art der Heiligkeit seines Zeitalters, gewesen und hätte sich ausschließlich mit dem Malen von Bildnissen der h. Jungfrau beschäftigt. Die volksthümlich dem h. Lukas zugeschriebenen Gemälde gehörten ohne Widerspruch jener Epoche an, wie jeder Kunstrichter es klar einsehen werde; und da dieser Lukas der heilige Lukas genannt wurde, so hätten die ränkevollen Mönche und das unwissende Volk ihn bald mit St. Lukas dem Evangelisten verwechselt." [1]) Selbst Frau Jameson's Bericht darüber weicht nicht sehr von diesem ab; sie hat sich nur bescheidener ausgedrückt, denn ihre Kenntniß der Kunstgeschichte bewahrte sie vor einem so spaßhaften Mißgriffe, wie die vorerwähnte Zeitbestimmung der in Frage stehenden Bilder. Sie hält dieselben eher für

[1]) Hobart Seymour's „Pilgerfahrt nach Rom" S. 567.

Schöpfungen orientalischer als europäischer Kunst und meint, daß der Glaube, St. Lukas sei ein Maler gewesen, „mit manchen andern abergläubischen Meinungen und Traditionen“ nach dem Ende des ersten Kreuzzuges nach dem Westen von Europa gekommen sei. „Die Ursache dieses Irrthums,“ sagt sie, „mag in der wirklichen Existenz eines griechischen Malers Namens Luka liegen, der auch ein Heiliger gewesen sein mag. Die Griechen besitzen nämlich einen ganzen Kalender voll heilig gesprochener Künstler: Maler, Dichter und Componisten, und dieser griechische St. Lukas mag diese aus den Werkstätten des Berges Athos durch Kaufleute und Pilger nach dem Westen Europa's hinübergebrachten Madonnen gemalt haben; und der Westen, welcher nur einen St. Lukas kannte, wird leicht den Maler für den Evangelisten genommen haben.“

Auch katholische Schriftsteller verschiedener Zeiten sind derselben Meinung gewesen; sie sind sogar so weit gegangen, das genauere Datum, nämlich einen Zeitabschnitt des elften Jahrhunderts anzugeben, in welchem, wie sie behaupten, ein Maler Namens Lukas gelebt und unter andern Bildern das der allerseligsten Jungfrau in der Kirche dell' Impruneta in der Diöcese Florenz gemalt habe. Wie dem nun auch sei, Tiraboschi [1]) hat deutlich bewiesen, daß die Tradition, welche den h. Lukas, den Evangelisten, für den Maler mehrerer Bildnisse der allerseligsten Jungfrau ausgibt, viel weiter zurückreiche als bis zu jener Zeit; denn der Schüler und Biograph des h. Theodorus Studites im neunten Jahrhundert [2]) und verschiedene, in Folge der Bilderstürmerei noch früher veröffentlichte Schriften thun derselben Erwähnung. Andere Schriftsteller haben daher diese Tradition auf andere Weise erklärt. „Die Schilderungen in dem Evangelium nach dem h. Lukas,“ sagen sie, „haben etwas von der Natur der Malerei; denn die Poesie der Malerei besteht im Hervorheben, Gruppiren und Klarmachen solcher Darstellungen, welche das Unsichtbare und die über das gewöhnliche Leben

[1]) Storia della Letter. Ital. tom. III., lib. 4. c. 8, § 5.

[2]) Sismondi, Op. tom. V., p. 44. ed. Paris.

und Beschreiben erhabenen Empfindungen versinnbilden; und so mag er, bildlicher Weise, für einen Maler angesehen werden, da er reich ist an den graphischen Darstellungen eines Malers oder Dichters;" [1]) und, fügt Frau Jameson hinzu, „da er die große Autorität für die wenigen Einzelheiten ist, welche die h. Schrift über den Charakter und das Leben Maria's gibt, so kann man bildlicher Weise von ihm sagen, er habe ihr Portrait gemalt".

Anderseits heben diejenigen, welche den wörtlichen Sinn der Ueberlieferung vertheidigen, die unbestrittene Thatsache von des Evangelisten ausgezeichneter Bildung hervor, die viel mehr, sagt der h. Hieronymus [2]), eine griechische, als eine jüdische war. Wenn es begründet ist, was allgemein geglaubt wird, daß er in Antiochia, einer Stadt, die wegen der feinen Sitten und der Bildung ihrer Einwohner berühmt war, geboren und erzogen wurde, so ist nichts wahrscheinlicher, als daß er die Malerkunst als einen Theil seiner weltlichen Ausbildung erlernt habe. Aber, so entgegnen wieder Andere, wenn dem so ist, und wenn er erst durch den h. Paulus zur Erkenntniß des Heils gelangte, so konnte er nicht viele Gelegenheit gehabt haben, mit der Mutter Jesu zu verkehren.

Es ist nicht nöthig, diese Frage einer genauern Erörterung zu unterziehen; sie wird sich nie feststellen lassen, und die Echtheit des einen oder des andern Gemäldes im Besondern wird stets noch zweifelhafter sein.

Die Lectionen des für den Gebrauch des Capitels von Santa Maria Maggiore approbirten Officiums erwähnen dieses Gegenstandes als eines frommen, durch alte, unveränderte Traditionen wohl verbürgten Glaubens; und eine derartige festgewurzelte Meinung ohne zwingende Gründe leugnen zu wollen, zeugt eher von Dünkel, als von wirklicher Weisheit. Die örtliche Ueberlieferung berichtet, daß das hier in Rede stehende Bild

[1]) Rev. Isaak Williams: „Gedanken über das Studium der h. Evangelien," S. 71.

[2]) Comment. in Is. lib. III. c. 6.

durch die Kaiserin Helena von Jerusalem nach Rom gebracht und vom Papst Liberius selbst in dieser Kirche aufgestellt worden sei. Wie dem auch sein mag, es ist von hohem Alter und wurde vom römischen Volk stets mit besonderer Andacht verehrt. Dasselbe Bild war es, welches Gregor der Große in feierlicher Procession von Santa Maria Maggiore nach der Peterskirche trug, indem er Gott anflehte, Seinem Zorn Einhalt zu thun und Seine Gnade walten zu lassen, um die Stadt von der sie verheerenden Pest zu befreien, als Engel rings umher zu singen anfingen:

„Regina coeli, laetare,
Quia quem meruisti portare
Resurrexit sicut dixit,“

welchem der h. Papst sogleich hinzufügte: Ora pro nobis Deum. Auf diese Weise entstand das ganze triumphirende Antiphone, wodurch die Kirche mit ihrem eigenen Jubel über die frohe Auferstehungsbotschaft gleichfalls die Freuden der Mutter ihres erstandenen Herrn feiert und dieselbe um ihre Fürbitte anfleht. Zu gleicher Zeit zeigte sich den Blicken des h. Gregor über dem Mausoleum Hadrian's (die Procession wollte gerade die Tiber passiren) der Erzengel Michael, wie er sein Schwert einsteckte und damit andeutete, — was sich alsbald thatsächlich bestätigte — daß die Pest aufgehört habe, daß Gott Erbarmen mit dem Elend gehabt und, wie in den Tagen David's, „zu dem Würgengel gesagt habe: es ist genug, halte ein“.

Dies Bild wurde sorgfältig bewahrt und von allen Päpsten der Reihe nach, so wie von den Gläubigen im Allgemeinen hoch verehrt, bis endlich zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts Paul V. eine eigene Kapelle für dasselbe zu bauen beschloß. Die Uebertragung von seinem alten Platze in der Basilika nach der neuen und prachtvollen Kapelle fand am 27. Januar 1613 mit außerordentlichem Pomp und in Gegenwart einer großen Volksmenge statt. In einem Breve vom Herbst des folgenden Jahres gibt der Papst die Gründe an, welche ihn hierzu bestimmt hätten, indem er sagt: „Alte Urkunden bezeugen, daß

die Gläubigen stets eine besondere Verehrung für dieses Bildniß gehabt haben, und daß manche und außerordentliche Wunder von demselben ausgegangen sind."

Dergleichen Wunder anzuführen, würde zu viel Zeit kosten; sie müssen in Büchern gesucht werden, die davon besonders handeln. In der That könnten auch keine einzelnen Beispiele, die angeführt werden möchten, befriedigendere Beweise für die Wahrheit jener Wunder liefern, als die fortgesetzte Andacht der Gläubigen und besonders der Päpste selbst zu diesem Bilde.

Es ist anscheinend auf gute Autorität hin berichtet worden, daß der jetzige Papst in den ersten Jahren seiner Regierung, als er noch im Quirinal residirte, manchmal in den stillen Stunden der Nacht, barfuß und von wenigen Vertrauten begleitet, nach diesem Heiligthum wanderte und in Gebeten um Beistand in seinen damals schon sich häufenden Sorgen sich ergoß. Ob dies nun wahr sei oder nicht, so ist wenigstens die Verehrung seines unmittelbaren Vorgängers für dieses Bild hinreichend bekannt. Was in den Tagen des ersten Gregor sich zugetragen hatte, wurde in denen des letzten wiederholt; zwei Mal im Laufe von vier oder fünf Jahren sahen die Bewohner der ewigen Stadt dieses selbe Bild, welches ihre Ahnen schon vor mehr als zwölfhundert Jahren gesehen und verehrt hatten, durch die Straßen tragen, und zwar zu demselben Zwecke: um die Mutter Gottes anzuflehen, durch ihre Fürbitte bei ihrem göttlichen Sohne die Entfernung von Seuche und Krankheit zu erwirken. Beim letzten Mal — im Jahre 1837, als die Cholera aufhörte — opferte der Papst zwei goldene, reich mit kostbaren Steinen verzierte Kronen (die eine für die Mutter und die andere für den Sohn), um die silbernen Kronen zu ersetzen, welche in frühern Zeiten von verschiedenen Päpsten, seit Clemens VIII. und später, geschenkt worden, aber während der vielen politischen Unruhen, denen die Stadt so oft ausgesetzt gewesen, verloren gegangen waren.

Am Schlusse unseres Berichtes über dieses erste und berühmteste Heiligthum der Mutter Gottes, welches mit Recht Sancta

Maria die Größere genannt zu werden verdient — „quia major dignitate non solum Romanis, sed et totius orbis Ecclesiis“ (weil sie von größerer Würde ist, als nicht bloß die Römischen sondern alle Marien-Kirchen der Welt), wie Canisius sagt, — ist es vielleicht am Platze, die Bemerkung eines protestantischen Reisenden zu citiren: „daß das Volk von Italien in seiner Religion nicht durch den Sinn für die Künste bestimmt werde; daß es nicht selten die allerhäßlichste Madonna und die allerabschreckendste Kreuzigung“ (wir bedienen uns seiner Worte, nicht unserer eigenen) „zu Gegenständen seiner Verehrung auswähle; und daß, so zu sagen, von der geistigen Geschichte eines Bildes viel mehr die Zahl frommer Pilger und andächtiger Verehrer abhänge, als von der ausgesuchtesten Behandlung des Pinsels oder von der vollendetsten Meißelführung.“ Der letzte Theil dieser Bemerkung ist ohne Widerrede wahr — und wer könnte es in der That wünschen, daß es anders wäre? — der erste Theil der Behauptung, mag er nun im Allgemeinen begründet sein oder nicht, ist wenigstens im vorliegenden Falle durchaus nicht anwendbar. Alle, welche das Glück gehabt haben, das Bild in Santa Maria Maggiore in der Nähe zu sehen, sind einstimmig der Meinung, daß es einen außerordentlich lieblichen und die Andacht weckenden Ausdruck besitzt. Man sagt von ihm, es sei eben so schön als berühmt.

II. Unsere Liebe Frau vom guten Rath zu Genazzano.

Genazzano ist eine nicht unbedeutende Stadt in der Diöcese Palestrina, ungefähr dreißig Meilen südöstlich von Rom, an der linken Seite der Straße nach Neapel sehr hübsch gelegen. Seit undenklichen Zeiten ward dort das Fest des h. Markus, des Evangelisten, mit besonderer Feier begangen; es war zugleich der Tag der großen jährlichen Messe oder des Jahrmarkts. Die Stadt besaß eine sehr alte, unserer lieben Frau vom guten Rath geweihte Kirche, die, wie es scheint, auf

einem Theil des Territoriums stand, welches der Papst Sixtus III. der Kirche Santa Maria Maggiore in Rom bei Gelegenheit ihres schon erwähnten Neubaues zum immerwährenden Eigenthum geschenkt hatte. Diese Kirche befand sich in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts im Besitze der Augustiner, an welche sie von einem Gliede der Familie der Colonna, der Lehnsherren des Ortes, im Jahr 1356 abgetreten worden war. Sie war weder groß noch hübsch; und ungefähr um die genannte Zeit erklärte eine fromme alte Frau, Namens Petruccia da Jeneo, die aus Genazzano gebürtig und Mitglied des dritten Ordens der Augustiner war, sie sei entschlossen, diese Kirche mit größerer Pracht neu aufzubauen. Ihre Aufgabe war aber größer, als ihre Mittel reichten; doch gab sie her was sie hatte, und begann das Unternehmen. Ihre Freunde und Nachbaren spotteten über sie, als über Jemanden, der anfängt zu bauen und sich nicht erst hinsetzt, die Kosten zu berechnen, ob sie auch hinreichen, den Bau zu beenden. Ihre Verwandten, die indeß der Argwohn trifft, sich aus selbstsüchtigen Absichten in die Sache gemischt zu haben, tadelten sie hart wegen ihrer Unvorsichtigkeit, sich so freiwillig der Existenzmittel zu berauben, mit welchen Gott sie zur Zeit ihrer dringendsten Noth gesegnet habe; denn, sagten sie, wer würde sich mit ihr belästigen wollen, alt und kränklich, wie sie sei, wenn sie durch thörichte Nachgiebigkeit gegen eine bloße Laune arm geworden. Doch Petruccia hatte stets dieselbe Antwort auf alle diese Einwendungen: „Das Werk wird zu Stande kommen, und sehr bald, denn es ist nicht mein, sondern Gottes Werk; unsere Liebe Frau und der heilige Augustin werden es zur Ausführung bringen ehe ich sterbe.“ Sie wiederholte beständig mit einer Miene voll Vertrauen, welche die, die es hörten, für Wahnsinn halten mochten: „O was für eine Gran Signora (große Herrin) wird bald eintreffen und Besitz von diesem Platze nehmen!“

Das Werk ging indeß von Statten, und die Mauern erhoben sich bereits hoch über dem Boden, dicht um die alte Kirche, welche sie einschließen sollten, als die Werkleute nach und nach

ihre Arbeit einzustellen begannen, und sich ein weit größeres Hinderniß, als die bloße Unzulänglichkeit der Hülfsmittel, herausstellte. Petruccia hatte in der That erklärt, sie habe ihr Unternehmen begonnen und hätte den Muth gehabt, es fortzusetzen im Vertrauen auf eine geheime Eingebung, Vision oder Offenbarung (es ist nicht klar, welches von diesen). Da wurde nun von Seiten der Kirche, um den Mißbräuchen zu steuern, welche zuweilen durch das Vorgeben übernatürlicher Botschaften dieser Art entstanden waren, ein Gesetz veröffentlicht, welches verbot, denselben Folge zu leisten, wenn sie nicht durch irgend ein anderes äußeres, unabhängiges Zeugniß gestützt würden; der bloßen Betheuerung eines Traumes, eines Gesichtes oder einer Offenbarung sollte in keinem Fall Gehör geschenkt werden.[1]) Petruccia's Werk wurde also nicht nur wegen Mangels an Mitteln, sondern auch dieses Verbotes wegen eingestellt. Ihr eigenes Vermögen war erschöpft, und die kirchlichen Obern konnten ihr keine Berufung an die Hülfe Anderer erlauben. So standen die Sachen, als im Frühling des Jahres 1467, Samstag den 25. April, der gewöhnliche jährliche Markt gehalten worden war. Eine unzählige Menge Volkes war bei der alten Kirche und den unvollendeten Mauern der neuen vorübergegangen, und wir können nicht bezweifeln, daß nicht wenigstens Einige unter denen, die die letztern sahen, spottend gesagt haben: „Diese Frau hat zu bauen angefangen und es nicht vollenden können". Es begann Abend zu werden; die heiterste, glänzendste Stunde der Messe, wo nach gethaner Arbeit das Vergnügen des Tages beginnt, brach an. Alle hatten sich, Jeder nach seiner Art, der Freude hingegeben, als plötzlich Einige, die auf dem Markte standen, etwas wie eine leichte Wolke in der Luft gewahr wurden, die sich auf eine der Mauern des unvollendeten Gebäudes niederließ. Hier schien die Wolke

[1]) Quae per somnia et inanes revelationes quorumlibet hominum ubicumque constituuntur altaria, omnino reprobentur: — es wird durchaus verworfen, daß in Folge von Träumen und nichtigen Offenbarungen irgend welcher Menschen irgendwo Altäre errichtet werden.

sich zu theilen und zu verschwinden, und auf der Mauer blieb ein Bild der allerseligsten Jungfrau mit dem h. Kinde zurück, welches vorher nicht dagewesen — ein Bild, welches allen Umstehenden neu war, und dessen plötzliches Erscheinen sie sich durchaus nicht erklären konnten. Zugleich fingen die Glocken dieser und aller andern Kirchen der Stadt zu läuten an, ohne daß die Hand eines Menschen sie in Bewegung setzte. Die Leute liefen aus ihren Häusern, um die Ursache des allgemeinen Läutens zu erfahren, und schnell verbreitete sich das Gerücht unter ihnen, auf der Piazza della Madonna habe etwas Wunderbares sich zugetragen. Die, welche zunächst wohnten, kamen gerade zur rechten Zeit, um zu sehen, wie die alte Petruccia aus der Kirche kam, und gleich den Uebrigen sich erkundigte, was geschehen sei. Als Petruccia des Bildes ansichtig wurde, warf sie sich auf die Kniee und begrüßte dasselbe mit ausgebreiteten Armen; dann stand sie auf und wandte sich zum Volke. Mit einer von Thränen der Freude und Dankbarkeit halb erstickten Stimme erklärte sie, dies sei die von ihr so lange erwartete Gran Signora, welche nun die Kirche, die längst für sie hätte fertig sein sollen, in Besitz nehmen wolle, und die Glocken läuteten auf eine so wunderbare Weise, bloß der Madonna zu Ehren. Bei dieser Nachricht fiel das Volk auf die Kniee und fing im Angesichte dieses Wunderbildes zu beten an. Sie wußten es nicht passender zu benennen, als Madonna del paradiso (Unsere liebe Frau aus dem Paradies).

Beunruhigt durch das ungewöhnliche Glockengeläute und durch das Abschießen von Feuergewehren (wie es in manchen Theilen Italiens bei festlichen Gelegenheiten noch jetzt Gebrauch ist), glaubten die Bewohner der umliegenden Dörfer, in der Stadt wären Unruhen ausgebrochen, und fingen an, sich um ihre Verwandten und Freunde zu beunruhigen, die sie auf der Messe wußten. Die schon von dort Zurückgekehrten waren eben so sehr im Dunkeln als die Uebrigen, denn sie hatten weder Vorboten eines nahen Aufstandes noch die Veranlassung zu einer besondern Freude bemerkt, als sie fortgegangen waren. Andere hat-

ten so eben die Stadt verlassen und wurden durch den Lärm veranlaßt, auf dem Heimwege innezuhalten; diejenigen unter ihnen, deren Vorsicht größer war als ihre Neugierde, eilten nur um so schneller nach Hause, während Andere umkehrten, um sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen. Doch diese letztern ließen sich durch den Anblick des wunderbaren Bildes so wie durch die Anhörung seiner Geschichte und durch seine sich schon äußernden Wunderwirkungen so lange aufhalten, daß die Nachbaren nicht so bald von ihrer Unruhe befreit wurden. In später Nacht kehrten endlich Einige zurück und erzählten so wunderbare Dinge, daß vor Anbruch des nächsten Morgens eine Menge Leute, den Ruhetag benutzend (es war der vierte Sonntag nach Ostern), nach der Stadt eilten, um selbst zu sehen, was es gäbe. Und nicht bloß die Starken und Gesunden, sondern auch die Alten und Kranken, die Stummen, Blinden, Lahmen und Krüppel kamen zu diesem neuen Teich Bethesda, oder wurden dahin getragen. Denn sie hatten bereits gehört, daß Viele in der Gegenwart des Bildes auf wunderbare Weise von ihren Gebrechen geheilt worden seien. Die Zahl dieser wunderbaren Heilungen mehrte sich so, daß ganz gegen die Gewohnheit in den katholischen Ländern zu jener Zeit, als es noch keinen Protestantismus gab, mit besonderer Vorsicht und Klugheit verfahren und ein Notar angestellt wurde, der die bemerkenswerthesten Fälle niederschrieb und sie durch die Unterschrift zuverlässiger Zeugen und der Betheiligten bekräftigen ließ. Dieses Register wurde am zweiten Tage nach der Erscheinung, d. h. am 27. April, angefangen und bis zum 14. August, also 110 Tage, fortgesetzt. Es enthält die Beschreibung von 171 Fällen, die als Wunder betrachtet wurden. Man schloß das Register zuletzt, nicht weil die Wunder aufgehört hatten, sondern weil genug geschehen war, um den Mund auch der hartnäckigsten Gegner zu schließen und den Anspruch dieses Bildes als eines „wunderthätigen" zu bekräftigen.

Aber es ist Zeit, uns genauer zu erkundigen, woher und auf welche Weise dies Bild in Wirklichkeit dorthin gekommen

war. Die Bewohner von Genazzano waren freudig bereit, zu glauben, daß es ein Werk der Engel sei und vom Himmel käme, weshalb sie ihm den Namen Madonna del Paradiso gegeben hatten. Es war ihnen daher keine willkommene Botschaft, als sie einige Tage später erfuhren, daß zwei Reisende aus einem fremden Lande so eben von Rom angekommen wären, welche behaupteten, das Bild und dessen Geschichte zu kennen. Einer dieser Fremden war ein Slavonier, der andere ein Albanese; sie erzählten folgende Geschichte.

In Scutari, einer albanesischen Stadt an der östlichen Küste des Adriatischen Meeres, ungefähr zwanzig Meilen landeinwärts, hatten sie beide gewohnt. Auf einem kleinen Hügel außerhalb der Stadt befand sich eine Kirche, in welcher diese auf die Mauer gemalte Madonna wohl bekannt war und unter dem Namen Madonna del buon officio (des guten Beistandes) hoch verehrt ward. Es war ein Bild, zu dem man stets eine große Andacht gehabt hatte; in der letzten Zeit hatten die Einwohner wegen der unruhigen und bedrohten Lage, in der das Land sich befand, ihre Wallfahrten dahin verdoppelt und die Mutter Gottes um ihren Beistand gebeten, daß sie vor ihren gefährlichsten Feinden, den Türken, bewahrt würden; sie hatten nämlich Grund zu befürchten, daß dieselben einen neuen Einfall in ihr Land beabsichtigten, wie sie denn auch in der That wenige Jahre später das ganze Land verwüsteten und viele Städte mit Feuer und Schwert zerstörten. Viele der Bürger waren schon vor der drohenden Gefahr geflüchtet und hatten, wie Zeitgenossen uns erzählen, in Venedig und in verschiedenen Städten der Romagna sich niedergelassen. Unsere beiden Fremden, die unter den Zurückgebliebenen waren, entschlossen sich zuletzt, ebenfalls gleich ihren Mitbürgern auszuwandern. Ehe sie dies jedoch ausführten, gingen sie zu ihrem Lieblingsheiligthume, um ihm ein letztes Lebewohl zu sagen. Sie baten die Mutter Gottes, sie möge, da sie selbst gezwungen gewesen, mit ihrem göttlichen Sohne vor den bösen Absichten eines irdischen Königs zu fliehen, auch sie, ihre demüthigen Verehrer, gnädiglich auf ihrer nicht weniger gezwungenen

Flucht führen und begleiten. Während sie so beteten, entschwand das Gemälde vor ihren Augen, und an der Stelle, die es eingenommen, schien eine weiße Wolke sich von der Wand abzulösen, durch die Luft zu schweben und durch die Kirchenthüre hinauszuziehen. Sie folgten, wie von einer unwiderstehlichen Kraft gezogen, und sahen sich alsbald auf eine geheimnißvolle Weise zugleich mit der Wolke in die Höhe gehoben und fortgetragen.

Wer könnte erklären, wie die Reise vor sich ging, als Er, der auch allein sagen kann, auf welche Weise der Engel den Habakuk in Babylon über der Löwengrube, in der Daniel eingeschlossen war, „in der Kraft Seines Geistes“ [1]) niederließ und ihn dann sofort wieder an seinen Wohnort in Judäa zurückbrachte; oder auf welche Weise „der Geist des Herrn den Philippus hinwegnahm, nachdem derselbe mit dem Eunuchen aus dem Wasser gestiegen war, und der Eunuch ihn nicht mehr sah und fröhlich seiner Wege zog, doch Philippus zu Azotus gefunden ward.“ [2])

Jene beiden Männer konnten nichts erklären, als: sie seien, sie wüßten nicht wie, von einem Orte zum andern fortgeführt worden und zwar quer über das adriatische Meer, dessen Wellen sie gerade so getragen hätten, wie das Meer von Galiläa den h. Petrus trug, als der Herr ihm geheißen, auf den Wassern zu gehen. Als der Abend herangekommen, sagten sie ferner, sei das, was zuvor eine Wolke gewesen, gleichsam eine Feuersäule geworden, und endlich, als sie bis zu den Thoren Roms gebracht waren, sei die Wolke gänzlich verschwunden.

Nach der Ankunft in der ewigen Stadt hatten die Reisenden sorgfältig die Spuren ihres entschwundenen Führers aufgesucht; sie waren von einer Kirche zur andern gegangen, um sich nach dem verschwundenen Bilde zu erkundigen, dem sie so lange gefolgt, das sie aber so plötzlich aus den Augen verloren hatten. Doch alle Nachforschungen waren vergeblich. Nach zwei oder drei Tagen hörten sie endlich, daß zu Genazzano auf eine

[1]) Dan. XIII, 35.
[2]) Apostelgeschichte VIII, 39. 40.

auffallende Weise ein Bild sich eingefunden habe, auf dessen Erscheinen Wunder gefolgt seien. Sie machten sich sogleich auf den Weg, um das Bild in Augenschein zu nehmen; sie erkannten es und erklärten es laut als dasjenige, welches sie suchten.

Das Volk von Genazzano lieh dieser sonderbaren Geschichte kein williges Ohr. Sie beeinträchtigte gewissermaßen den himmlischen Ursprung, welchen man dem neu gewonnenen Schatze gern beigemessen hätte; auch fürchtete man, daß dessen Besitz der Stadt streitig gemacht werden könne; denn, war diese Geschichte begründet, so konnte leicht eines Tages das Bild zurückgefordert und weggenommen werden. Im Verlaufe einiger Tage jedoch, als die Kunde von der Begebenheit sich immer mehr verbreitete, eilten andere in Italien zerstreut lebende Albanesen herbei, um das Bild zu sehen; sie bestätigten gleichfalls, daß es das Wandgemälde aus Scutari sei. Später wurde die Thatsache noch deutlicher beglaubigt (wie es in dem einigermaßen ähnlichen Falle mit dem Hause von Loreto ebenfalls geschah) durch das Zeugniß von Leuten, die mit einem Schwure bekräftigten, daß nicht nur die Form des Bildes und die Größe desselben genau mit einer, noch an einer der Wände der Kirche von Scutari zu sehenden, weißen Stelle, sondern auch das Colorit und die Art der Ausführung genau mit dem Stil der Gemälde in den übrigen Theilen derselben Kirche übereinstimme. Es ist wohl zu beachten, daß dies Gemälde nicht auf Holz oder Leinwand gemalt war, so daß es hätte weggenommen werden können, ohne daß Spuren davon zurückblieben, daß es vielmehr auf eine sehr dünne Schichte Kalk al fresco gemalt ist, so daß keine menschliche Geschicklichkeit es in einem Stücke von der Wand hätte lösen, noch weniger aber ohne Beschädigung an einen entfernten Ort hätte bringen können.

Um genauer bei der chronologischen Ordnung der Thatsachen zu bleiben, müssen wir jetzt unsern Blick wieder nach Rom wenden. Eine so auffallende Begebenheit in der unmittelbaren Nähe des h. Stuhles mußte, sobald sie bekannt wurde, die Aufmerksamkeit dieses immer wachsamen, eifrigen Tribunals auf sich ziehen. Die

Ankunft des Bildes hatte spät am Abend des 25. April stattgefunden. Am 15. Mai und an den folgenden Tagen finden wir in dem schon erwähnten Protokoll die Namen verschiedener Albanesen, welche besondere Gnaden durch das Bild erhalten hatten; es waren gerade diejenigen, welche einen Theil der Geschichte der beiden Fremden durch Wiedererkennung des Bildes bestätigt hatten. Vor der Mitte des Monats Juli aber sehen wir schon den Papst Paul II. zwei Bischöfe beauftragen, die nähern Umstände der Geschichte am Orte selbst zu untersuchen. Der Bischof von Palestrina, dessen Pflicht es eigentlich gewesen wäre, diese Prüfung vorzunehmen, war der Cardinal Cortin, ein Franzose; da derselbe sich jedoch in Avignon befand, so wählte der Papst an seiner Statt einen andern französischen Bischof, der gerade in Rom war, und der dem Cardinal wohl bekannt gewesen sein muß, Monsignor Gaucer, Bischof von Gap in der Dauphiné. Ihm ward Monsignor Niccolo de Crucibus, Bischof von Lesina (einer der Inseln des Adriatischen Meeres, nahe der Küste von Dalmatien) beigesellt, dessen Orts- und Sprachkenntniß bei der Untersuchung dieser Angelegenheit vom größten Nutzen sein mußte. Die Sendung dieser Bischöfe wird nicht nur von gleichzeitigen Schriftstellern [1]), sondern in eigenthümlicher Weise auch durch Urkunden der päpstlichen Schatzkammer bestätigt, die noch vorhanden sind. Es findet sich darin unter dem Datum des 24. Juli desselben Jahres ein Posten von 22 Florini und 60 Bolognini, als „bezahlt für die Auslagen zweier nach Genazzano gesandten Bischöfe." [2])

Es ist sehr zu bedauern, daß der Bericht, welchen diese beiden Bischöfe bei ihrer Rückkehr nach Rom vorlegten, uns nirgends aufbewahrt wurde; der allgemeine Inhalt desselben läßt sich

[1]) Z. B. M. Canisius, in seinem Leben Paul II., geschrieben im Jahre 1469.

[2]) Cod. dell' Arch. Segr. Vat. über die Ausgaben des Jahres 1464, p. 231. Siehe das Zeugniß Marini's bei Riccardi, „Heiligthümer Italiens" II. 543.

indeß unverkennbar aus den folgenden Thatsachen schließen. Wäre der Bericht nicht günstig ausgefallen, so hätte man die Wunder nicht weiter zu Protokoll genommen; wir wissen aber, daß dies noch bis zur Mitte des folgenden Monates geschah, und das Ganze dann von neuem von einem andern Notar in einem einzigen Bande unter einem Titel, in dem die wunderbare Erscheinung des Bildes ausdrücklich erwähnt ist, abgeschrieben wurde. Wäre der Bericht nicht günstig ausgefallen, so würden auch die beiden Fremden, des Betruges überführt, nicht haben wagen können, sich in derselben Stadt, welche sie zu hintergehen gesucht, niederzulassen, wie dies zweifellos feststeht. Denn die Familie des Albanesen existirt noch; die des andern Fremdlings ist seit Langem erloschen. Nach einem ungünstigen Berichte der Bischöfe würde endlich vor allem der Bau der neuen Kirche nicht wieder aufgenommen worden sein. Er wurde aber aufgenommen und in weniger als drei Jahren vollendet; die Kirche erhielt zu ihrem Schmucke Inschriften, Gemälde und Sculpturen, von welchen noch viele da sind, die alle deutlich das Andenken an dieselbe wunderbare Geschichte verewigen.

Die ganze Geschichte dieses Gnadenortes und der dort gewirkten Wunder, der frommen Wallfahrten zu ihm von Seiten der Päpste, Cardinäle und anderer Fürsten, und der Gaben, welche sie gesandt oder zurückgelassen haben, ist äußerst interessant. Der Besuch des Papstes Urban VIII. muß besonders erwähnt werden, weil dieser Papst die Anerkennung von wunderbaren Geschichten ohne hinreichende Gründe so entschieden verwarf, und doch im Jahre 1630 nach Genazzano zog, um vor diesem Bilde die Abwendung der im übrigen Italien wüthenden Pest für seine Staaten zu erflehen. Im Jahre 1777 bestätigte schließlich die Congregation der Riten für den ganzen Orden der Augustiner ein besonderes Officium, welches dieses Wunder namhaft macht.

Auch ist die Verehrung für dieses Bild keineswegs im Verschwinden begriffen, wie dies manchmal im Laufe der Zeiten vorkommt. Es war stets ein beliebter Wallfahrtsort für die Studirenden der Theologie im englischen Collegium zu Rom;

Cardinal Acton hatte eine besondere Verehrung für dasselbe. Als er im Jahre 1845 Genazzano besuchte, traf ihn ein Unfall, der ihm und seinen Gefährten höchst gefährlich hätte werden können. Er reiste von Palestrina dahin mit seinem Kaplan, seiner Dienerschaft und drei Studenten vom englischen Collegium[1]), im Ganzen acht Personen; an einer sehr gefährlichen Stelle des Weges schlug der Wagen um und stürzte mit Pferden und Reisenden einen Abhang von zwanzig Fuß Höhe hinab. „Doch Niemand," wie einer unter ihnen schreibt, „Niemand von uns hatte auch nur eine Schramme, so viel ich weiß, und Niemand klagte über etwas, mit Ausnahme des Hausmeisters des Cardinals, welcher sehr erschrocken und erschüttert war. Er natürlich so wie die Andern, welche im Vordertheil des Wagens gesessen hatten, wurden eine Strecke weit in's Feld geschleudert; wir, die im Innern saßen, fielen der eine über den andern; der Cardinal lag unter mir. Die Wagenfenster sprangen durch den Sturz auf, doch blieben sie unversehrt, bis man sie zerbrach, um uns heraus zu ziehen. Der Wagen war wenig beschädigt; einige eiserne Theile waren verbogen und die Deichsel gebrochen, wodurch eines der Pferde eine tiefe Fleischwunde erhalten hatte. Wir alle setzten unsern Weg, den Rosenkranz betend, zu Fuß fort, bis zur nächsten Stadt, wo der Bischof uns aufnahm und uns nach Genazzano fahren ließ. Bei unserer Ankunft daselbst sangen wir alle mit dem Rector und seinen Studenten und der Klostergemeinde das Te Deum, und wiederholten es am folgenden Morgen zum Dank für die wunderbare, uns vom lieben Gott gewährte Errettung. Der Cardinal ließ eine Copie von dem Bilde anfertigen, vor welchem er stets seine Privatandacht hielt; dieselbe befindet sich gegenwärtig in der Sacristei der Kirche Unserer Lieben Frau zu den Engeln in Stoke-upon-Trent. Eine andere Copie, oder vielmehr ein hübsches Gemälde von Seitz, welches im Allgemeinen die Idee und die Haltung der Mutter und des Kindes wiedergibt, befindet sich in der Kapelle des Klo-

[1]) Alle drei sind noch am Leben und Priester in den Diöcesen Liverpool und Salford.

sters zur h. Katharina in Clifton. Man begegnet öfters Copieen des Bildes, nicht nur in den Kirchen zu Rom und an andern Orten Italiens, sondern auch in Spanien und Portugal, Istrien, Dalmatien, ja selbst in Afrika und Amerika. Ueber die Benennung des Bildes herrschte eine Zeit lang große Meinungsverschiedenheit, da Manche den ihm zuerst vom frommen Volke beigelegten Namen Madonna del Paradiso beizubehalten wünschten, während Andere, seine Geschichte berücksichtigend, es Madonna da Scutari nennen wollten. Doch seit Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts hat der alte Name allgemein wieder den Vorzug erhalten, und diejenigen unter unsern Lesern, welche das Bild oder eine seiner Copieen kennen, werden mit uns die Wahl eine glückliche nennen. Es ist etwas in der Haltung der Mutter und des Kindes, welches die erste Benennung „vom Paradiese" außerordentlich passend und bezeichnend macht.

III. Unsere Liebe Frau von La Quercia zu Viterbo.

Unweit der Mauern Viterbo's steht auf einem vormals unter dem Namen des Campo Grazzano bekannten Platze das berühmte Kloster della Quercia (von der Eiche) mit dem schönen Glockenthurme, der sich über die Bäume, welche die Straße nach Porta Santa Lucia einfassen, hoch erhebt. Die Kirche, welche gleich dem daranstoßenden Kloster von Bramante entworfen ist, gilt für ein Meisterwerk dieses Künstlers; man sollte sagen, er habe die Stelle, wo sie steht, wegen ihrer herrlichen Aussicht gewählt. Gen Süden erheben sich die bewaldeten Höhen des Berges Cimino, gen Norden wird die Stadt Montefiascone mit den umgebenden Hügeln sichtbar, im Osten ziehen sich die Appeninen hin, und ihnen gegenüber, nach dem mittelländischen Meere zu, dehnt sich eine reiche Landschaft vor dem Beschauer aus. Die Lage des Klosters wurde indeß nicht wegen ihrer malerischen Aussicht gewählt, sie wurde durch zufällige Umstände, wie man es zu nennen pflegt, bestimmt; es sei denn, daß unsere Leser

zu glauben geneigt sind, Unsere Liebe Frau selbst habe die Stelle bezeichnet, wo sie ihre Gnaden ausspenden wollte.

Es war im Jahr 1417, während der bedauernswürdigen Zeit des großen Schisma's, das die Kirche spaltete, als ein Künstler, Namens Baptista Juzzante, ein auf eine Ziegelplatte gemaltes Bild der Madonna an einer Eiche befestigte, welche auf dem damaligen Campo Grazzano wuchs. Das Bild stellt Unsere Liebe Frau in halber Figur dar, mit carmoisinrothem Unterkleide und blauem Mantel bekleidet, wie sie ihren göttlichen Sohn, der eine gelbliche Tunica trägt und einen kleinen Vogel in der Rechten hat, auf dem Arme hält. Es heißt, Baptista habe dies Bild in Folge göttlicher Eingebung an dem Baume aufgestellt; doch lag eigentlich nichts Besonderes in diesem Umstande. Gemälde und Bildnisse Unserer Lieben Frau wurden schon sehr häufig auf diese Weise angebracht, um die Andacht der Vorübergehenden zu beleben, so z. B. die Jungfrau von der Eiche zu Norwich. In einigen Fällen fand man auch solche Bilder gleichsam im Holz gebettet, indem dies mit der Zeit darüber gewachsen war und sie den Blicken entzogen hatte. Während mehrerer Jahre zog das Bild von La Quercia keine besondere Aufmerksamkeit auf sich, obgleich die Landleute, welche hin und wieder auf ihrem Wege zu und von der Stadt ihre Andacht vor demselben verrichteten, in ihrer Einfalt betheuerten, daß, so oft es vom Winde niedergeweht worden, es stets unbeschädigt und ohne den Beistand menschlicher Hände an der Eiche wieder aufgestellt würde. Auch glaubten sie zu bemerken, daß die Zweige des Baumes sich auf eine wunderbare Weise in einander flochten, und so nach und nach eine Art von Nische bildeten, welche das Bild ganz und gar überwölbte und vor Wind, Schnee und Regen beschützte.

Es blieb indeß nicht lange ungestört in seinem Tabernakel von Eichenlaub. Nicht weit von diesem Orte, auf einem der Gipfel des Cimino, der unter dem Namen des Berges von Sant' Angelo bekannt ist, lebte ein Eremit, mit Namen Pier Dominico Alberti. Er war aus Siena gebürtig, hatte aber die

Welt verlassen und seinen Aufenthalt in dieser Einöde genommen, von wo her er aus frommer Gewohnheit fast täglich seine Andacht vor dem Bilde zu verrichten kam. Um diese Zeit war es fast gänzlich durch die üppigen Zweige verdeckt, so daß Alberti auf den Gedanken kam, dasselbe nach der Kapelle seiner eigenen Eremitage zu bringen. Er that dies auch; doch in der Nacht darauf, während er schlief, glaubte er im Traume das Bild, wie zuvor, im Baume hängen zu sehen. Als er erwachte, fand er zu seinem Erstaunen, daß es wirklich den Platz verlassen hatte, an dem es den Abend vorher sorgfältig aufgehangen worden war. In einiger Verlegenheit eilte er nach dem Campo Grazzano, und wie wuchs sein Erstaunen, als er die Madonna auf ihrem alten Platze im Baume fand, gehalten durch die Hände zweier Engel. Unter vielen Thränen flehte er um Vergebung seiner Keckheit, das Bild Unserer Lieben Frau von dem auserwählten Platze entfernt zu haben. Ohne öffentlich zu erzählen, was geschehen sei, machte er seitdem öfter Andeutungen über einen großen Schatz, der sich zwischen Viterbo und Bagnaia befände, einen Schatz, sagte er, den bis jetzt noch Niemand kenne und um den sich Niemand kümmere. So oft aber die Leute, zu denen er so sprach, ihm vorschlugen, nach dem Schatze zu graben, schüttelte er den Kopf und antwortete ihnen, ihre Arbeit würde vergeblich sein, denn der Schatz wäre nicht in der Erde verborgen.

Mittlerweile hatten einige fromme Frauen von Viterbo das Bild ebenfalls entdeckt. Eine von ihnen, Namens Bartolomea, faßte eine solche Liebe zu demselben, daß sie eines Tages, nachdem sie lange vor demselben gebetet hatte, gleich dem Eremiten beschloß, es mit sich nach Hause zu nehmen. Doch schleunig fand es seinen Weg zurück zur Eiche, zum Erstaunen Bartolomea's, welche indeß noch nicht sogleich etwas Wunderbares darin sah. Sie glaubte vielmehr, einer aus ihrer Familie habe sich einen Spaß mit ihr erlaubt. Sie nahm es daher noch ein Mal fort, und um es dies Mal sicherer zu bewahren, verschloß sie es in einen Kasten. Ihre Vorsicht erwies sich als nutzlos;

denn als sie den Kasten wieder öffnete, war das Bild nicht mehr darin. Da sie nun zur Eiche eilte, fand sie zu ihrem größten Erstaunen die Madonna in ihrem grünen Tabernakel, wie vordem. Nun zweifelte sie nicht länger an der übernatürlichen Weise sowohl dieser als der ersten Entfernung des Bildes, und in der Ueberzeugung, daß die heilige Jungfrau diesen Baum zu ihrer Residenz erwählt habe und ihr Bild an keinem andern Orte verehrt zu sehen wünsche, ließ sie es nicht nur dort, sondern ermahnte dringend ihre Nachbaren, das Bild, vor welchem sie, wie sie versicherte, viele Gnaden erhalten hatte, gleichfalls zu besuchen.

So entstand eine gewisse Verehrung für die Madonna von der Eiche unter den Einwohnern Viterbo's, die von vielen Drangsalen, sowohl von Parteiungen und Bürgerkriegen, welche um die Zeit Italien zerrissen, als von den Verheerungen der Pest heimgesucht wurden. Im Juli des Jahres 1467 schien das Elend des Volkes seinen höchsten Grad erreicht zu haben; denn die Sterblichkeit stieg von Tag zu Tag. Da wurden viele von der Pest schon Ergriffene plötzlich wieder gesund, während sie vor der Madonna della Quercia beteten. Am achten desselben Monats floh ein Bürger von Viterbo vor einigen, ihm nach dem Leben trachtenden Anhängern der entgegengesetzten Partei, und wurde gerade von ihnen erreicht, als er bei der „Eiche Unserer Lieben Frau" angekommen war. Da er nicht wußte, wie er sich retten sollte, erhob er seine Augen flehend zu dem Bilde, und wirklich war das Vertrauen, mit dem er Maria um ihren Beistand anrief, nicht vergebens. Seine Verfolger, welche einen Augenblick vorher ihrer Beute gewiß zu sein meinten, verloren ihn plötzlich aus den Augen, und obgleich sie rund umher und selbst im Baume suchten, sahen sie sich zuletzt genöthigt, ihre Schritte heimwärts zu wenden, niedergeschlagen und nicht wenig erschreckt über das, wie es schien, übernatürliche Entschwinden ihres Feindes. Auch die Bürger, welche die Beschämung der Verfolger mit angesehen hatten, konnten sich dieselbe nur so erklären, daß Maria ihn für sie unsichtbar gemacht habe.

So war es auch wirklich, und als der Gerettete nach Viterbo zurückkam, erzählte er allen seinen Freunden öffentlich seine wunderbare Rettung. Die Geschichte wurde viel besprochen. Auch der Einsiedler erklärte seine frühern dunkeln Winke und sagte, der Schatz, dessen er oft erwähnt habe, sei nichts anderes, als das Bild Unserer Lieben Frau, welches sich sowohl von seiner eigenen Einsiedelei als auch vom Hause der Bartolomea hierher wieder zurück begeben habe. Die Bewohner Viterbo's beschlossen deshalb, die Fürbitte der h. Jungfrau um das Aufhören der Pest feierlich zu erflehen, und noch vor dem Ende des Juli verschwand die Seuche gänzlich. Diese beinahe augenblickliche Erhörung ihrer Bitte erfüllte sie mit frommer Dankbarkeit, und an vierzig tausend Menschen strömten aus der Stadt, um Unserer Lieben Frau vor dem Bilde in der Eiche für ihren Beistand zu danken. Am ersten Sonntag im August zog eine ungeheuere Procession, an der nicht weniger als vierzehn religiöse Genossenschaften Theil nahmen, nach diesem neuen Gnadenorte der Madonna. Der Bischof von Viterbo, an der Spitze aller seiner Welt- und Ordens-Geistlichen, so wie des Magistrats der Stadt, feierte die h. Messe auf einem unter dem Baume errichteten einfachen hölzernen Altare. Im Laufe dieses und des folgenden Monats wiederholten sich beständig ähnliche Scenen.

Der Ruf der Madonna della Quercia verbreitete sich bald über Viterbo hinaus. Der Einsiedler Pier Dominico machte sich zum Apostel dieser neuen Andacht, und als Erdbeben über Erdbeben um dieselbe Zeit die Stadt Siena mit dem Untergange bedrohten, ermahnte er das erschrockene Volk, sich dem Schutze der Madonna della Quercia durch Gelübde zu empfehlen. Das unmittelbar darauf folgende Aufhören dieser Geißel schien ihr Vertrauen zu belohnen, und als Zeichen ihrer Dankbarkeit brachte eine Deputation von sienensischen Bürgern denen von Viterbo als Weihegeschenk eine silberne Tafel mit dem Bilde ihrer Stadt darauf.

Ich will mich nicht damit aufhalten, die Wunder aufzuzählen, die hier geschahen. Ihre Zahl und Manchfaltigkeit

wurde durch die Weihegeschenke aller Art, die man vor der Eiche aufhängte, kund gethan. Unter ihnen sah man die Ketten von mehr als einem Sklaven aus Afrika und Constantinopel, welcher seine Befreiung aus der türkischen Gefangenschaft der Fürsprache der heiligen Jungfrau zuschrieb. Doch ihre Verehrer behaupteten oft, daß das Bild selbst in Wahrheit das größte Wunder sei. Nachdem es während fünfzig Jahren unter dem Baume, dessen Zweige allein es beschützten, dem Winde und dem Wetter ausgesetzt gewesen, waren seine Farben noch so frisch und unversehrt, wie an dem ersten Tage, an dem es dorthin gestellt wurde. Die Majestät in dem Angesichte Unserer Lieben Frau und der lebendige Ausdruck, mit dem das heilige Kind auf seine Anbeter niederzusehen schien, fiel Allen auf. Und überdies erweckte es in dem Betrachtenden die verschiedenartigsten Empfindungen, je nach ihrer verschiedenen Sinnesart; es erfüllte mit Furcht die Herzen der Sünder, fachte Zerknirschung an in Andern, belebte die Furchtsamen mit Muth und mit neuem Eifer die Frommen. Ja, man glaubte, daß seine Wunderkräfte sich selbst auf das vor dem Bilde brennende Oel und auf das Holz des Baumes, an dem es hing, erstreckten. Es finden sich einige wohl bestätigte Beispiele von Heilungen durch deren Anwendung in den Urkunden.

Der Zudrang von Pilgern, welche die Madonna beständig aufsuchten, machte es nothwendig, Schritte zu thun, um Priester zu erhalten, die für die geistlichen Bedürfnisse sorgten. Im Jahre 1467 ward eine kleine Kapelle zur Feier der h. Messe gebaut, und die Obern der Dominicaner, Franciscaner, Augustiner und Serviten wurden ersucht, je einen Pater zur Spendung des Sacramentes der Buße herzusenden. Dies wurde indeß noch nicht für hinreichend befunden, und im October desselben Jahres betraute der Bischof vier Priester der Gemeinde mit demselben Amte und besondere Beamte, aus dem Adel Viterbo's gewählt, mit der Entgegennahme der Opfergaben der Pilger. Endlich beschloß der Bischof, die Niederlassung einer religiösen Genossenschaft am Orte selbst in's Werk zu setzen, und wählte hierzu eine Colonie der kürzlich vom h. Johannes Columbini

gestifteten Jesuaten. Diese legten jedoch bald, da sie sich dem stets im Zunehmen begriffenen Werke nicht gewachsen fühlten, ihr Amt wieder nieder. Eine Versammlung der städtischen Behörden sollte ihre Nachfolger bestimmen. Die Dominicaner-Patres hielten Viele am passendsten für das Amt; doch da dieselben bereits das Kloster Santa Maria in Gradi zu Viterbo inne hatten, so schien es nicht geeignet, ein zweites Haus desselben Ordens in so unmittelbarer Nähe zu gründen. Um in's Klare zu kommen, entschloß man sich zuletzt, die Prioren oder Magistratspersonen der Stadt nach der Porta Santa Lucia, auf den Weg, der von da nach Florenz führt, zu senden; sie sollten auf den ersten fremden Mönch, der auf diesem Wege zur Stadt kommen würde, Acht haben, und der Orden, zu dem derselbe gehören würde, welcher es auch sei, sollte zum Hüter der Madonna erwählt werden. Kaum hatten die Prioren ihren Posten an dem Thore eingenommen, als sie zweier Mönche ansichtig wurden, die sich auf der Straße von Florenz der Stadt näherten. Es waren Pater Martialis Auribelli, der Ordensgeneral der Dominicaner, mit einem Gefährten, die von einer Visitationsreise in die nördlichen Provinzen zurückkehrten. Als die Prioren die Fremden angeredet, und von ihnen ihre Würde und ihren Charakter erfahren hatten, wurden sie mit einer sichern Zuversicht erfüllt, daß dies in der That der von der h. Jungfrau gewählte Orden sei, und daß dieselbe das Haupt eines der hauptsächlichsten Orden, die in der h. Kirche ihrer besondern Ehre gewidmet sind, hierher geführt habe, um in dieser Sache ihren Wunsch unverkennbar kund zu thun.

Die Pflege des heiligen Bildes und die damit verbundene Seelsorge wurde demzufolge von den Bürgern Viterbo's dem General des Predigerordens angeboten und von ihm bereitwillig angenommen; der Papst Paul II. bestätigte diese Uebereinkunft durch eine Bulle, welche die Befugniß, eine Kirche und ein Kloster zu bauen, ertheilte. Der Grundstein der Kirche wurde im Juli des Jahres 1470 gelegt, und der Eifer der bei der Arbeit Betheiligten so wie der des Volkes im Beitragen zu

den Kosten war so groß, daß das Gebäude schon im darauf folgenden December unter Dach gebracht wurde. Dieser Umstand wurde für bemerkenswerth genug gehalten, um das Andenken daran durch eine Gedenktafel zu bewahren, die noch erhalten ist. Der Kirche wurde ein geräumiger Umgang und ein Kloster beigefügt, so wie ein Hospital zur Aufnahme der Pilger und verschiedene Räume zum Gebrauch der Kaufleute und Anderer, welche zu der hier zwei Mal jährlich gehaltenen Messe kamen. Wege wurden gebaut nnd mit Bäumen bepflanzt, und beträchtlich viel Land zu Wein- und Olivengärten eingehegt. Brunnen und selbst Wasserleitungen wurden zur Benutzung der Mönche und des Publicums mit großen Kosten angelegt, und die früher so wilde und einsame Gegend veränderte sich wie durch Zauber in eine hübsche und blühende Vorstadt.

Die römischen Päpste haben einer mit dem andern in Beweisen von Verehrung, die sie der Madonna della Quercia zollten, und in Privilegien, die sie diesem beliebten Gnadenorte gewährten, gewetteifert. Paul III. hatte die Gewohnheit, ihn während seines Pontificats jährlich zu besuchen und die h. Messe an dem Altar der Mutter Gottes zu lesen, und er befahl, man solle seine Statue, welche noch dort zu sehen ist, vor dem h. Bilde aufstellen. Er errichtete einen neuen Ritterorden, von der Lilie genannt, der unter dem besondern Schutze Unserer Lieben Frau stand und dessen Mitglieder ein goldenes Halsband und eine Medaille trugen, auf deren einen Seite eine Darstellung der Madonna della Quercia zu sehen war. Der h. Pius V., der selbst ein Mitglied des Dominicaner-Ordens war und oft das Kloster besuchte, gewährte denen, die ihre Andacht vor dem Bilde verrichten würden, viele Ablässe. Als die Flotte der christlichen Verbündeten im Begriff war nach Lepanto unter Segel zu gehen, und die Mutter Gottes allenthalben durch außerordentliche Gebete um einen guten Ausgang des Unternehmens angefleht wurde, sandte der h. Pius den Mönchen von Quercia besondere Befehle, nicht von ihren Bitten an diese heilige Beschützerin abzulassen, damit sie der christlichen Armee den Sieg erlangen möge. Dies

war zu jener Zeit so bekannt, daß nach dem Siege von Lepanto eine unendlich große Zahl der Kämpfer nach La Quercia pilgerten, um ihre Weihgeschenke, wie z. B. silberne Galeeren und dergleichen dort aufzuhängen. Noch ist daselbst ein Bild zu sehen, welches die Schlacht darstellt und wie die Madonna della Quercia, welche von vielen dabei Betheiligten angerufen worden war, ihre Getreuen beschützt. Die Rettung eines Soldaten, Namens Tomaso Roberti, war besonders merkwürdig gewesen. Er war schwer verwundet hingestürzt und schnell von den Körpern der Todten bedeckt, als er seine Kameraden „Sieg" rufen hörte; da raffte er seine letzte Kraft zusammen und flehte die Madonna della Quercia für sich um Hülfe an, worauf er plötzlich fühlte, wie das Blut seiner Wunden zu fließen aufhörte und er, wie von ungesehener Hand gesalbt, in wenigen Augenblicken seine Kräfte zurückerhielt, so daß er aufstehen und sich von den Todten, unter denen er wie begraben lag, befreien konnte. Er machte dann aus Dankbarkeit eine Pilgerreise nach La Quercia und ließ dort eine kleine Statue, die ihn selbst darstellte, als Dankopfer zurück.

Wir könnten eine lange Liste von Päpsten, Cardinälen und Prinzen geben, deren Namen unter den Pilgern von La Quercia angeführt stehen und deren silberne Gedenktafeln und kleine Statuen die Kirche bereicherten, ehe dieselbe im sechszehnten Jahrhundert von dem gottesräuberischen Gesindel unter der Anführung des Connetable von Bourbon geplündert wurde. Oder wir könnten auch von den großen Dienerinnen Gottes reden, welche ihre Andacht vor dem Altare Maria's auffrischten, wie z. B. die selige Columba von Rieti, die selige Lucia von Narni und die h. Hyacintha Marescotti. Namentlich die letzte hatte eine ganz besondere Liebe zu der Madonna della Quercia. Da sie als Nonne durch die Clausur verhindert war, selbst zum Gnadenorte zu kommen, sandte sie oft Andere an ihrer Statt dahin und veranlaßte zuweilen eine Anzahl junger Mädchen, barfuß dahin zu pilgern und dort für sie die h. Communion zu empfangen. Zuweilen erlangte sie für irgend eine fromme Person

die Erlaubniß, sich dort während dreier Tage und dreier Nächte einschließen zu lassen, um ohne Aufhören um göttliche Gnade und die mächtige Fürsprache Maria's für sie zu flehen. Die Geschichte von den Gnaden und Wundern, die in diesem Heiligthum gewährt wurden, füllen einen ganzen Band aus. Die nähern Umstände mancher derselben sind an den Wänden des Umganges gemalt, oder durch Täfelchen, Statuen und andere Gaben dargestellt. Diese Gnaden sind der verschiedensten Art und umfassen wunderbare Heilungen, Errettungen von wilden Thieren, aus Feuer, Stürmen und Erdbeben, die Heilung von Tauben und Stummen und die Befreiung aus türkischer Gefangenschaft. So machte ein Ritter von Viterbo, Namens Papirio Buffi, der von den Mohren gefangen genommen und in Afrika in Sklaverei gehalten wurde, ein Gelübde zu Unserer Lieben Frau della Quercia und fand bald Mittel, in einem kleinen Nachen zu entwischen, welcher, obgleich derselbe gänzlich untauglich für eine solche Reise war, ihn wohlbehalten und in überraschend kurzer Zeit nach Civita-Vecchia brachte. Um seine Erkenntlichkeit für diese Rettung, so wie seinen festen Glauben, daß er dieselbe Unserer Lieben Frau verdankte, kund zu geben, machte Papirio sich sogleich auf den Weg nach La Quercia, noch in denselben Kleidern, in denen er gelandet war, nämlich in dem leinenen Hemde und den Beinkleidern eines afrikanischen Sklaven. Er baute darauf als Zeichen seiner Dankbarkeit die marmorne Kapelle, in welcher wir höchst passend die Flucht des h. Raymund von Pennafort dargestellt finden.

Eine andere Klasse von Wundern bezieht sich auf zum Tode Verurtheilte, welche die Fürsprache der allerseligsten Jungfrau angerufen haben und deren spätere Freilassung dem Einschreiten derselben zugeschrieben wurde. Ich will nur ein, auf der Aussage einer Unzahl von Augenzeugen beruhendes, Beispiel anführen. Im Jahre 1503 wurde ein Bürger von Modena, Namens Fabrizio Padovani, des Diebstahls angeklagt. Als man ihn auf die Folter spannte, bekannte er im Uebermaß der Schmerzen das Verbrechen, obgleich er in der That gänzlich unschuldig

war. Er wurde demzufolge zum Tode verurtheilt; doch der ihn zur Hinrichtung vorbereitende Priester, der von seiner Unschuld fest überzeugt war, drang in ihn, zur Madonna della Quercia seine Zuflucht zu nehmen, mit der festen Ueberzeugung von der Wirksamkeit ihrer Fürbitte. Als die letzte Stunde gekommen war, redete Fabrizio die versammelte Menge vom Schaffot aus an, und betheuerte seine Unschuld an dem Verbrechen, für welches er leiden sollte. Er bat sie zu gleicher Zeit, als letzten Freundschaftsdienst mit ihm ein Pater Noster und ein Ave Maria zu Ehren der Madonna della Quercia zu beten, damit sie ihm wenigstens in seinem Todeskampfe zu Hülfe komme. Die Zuschauer knieten nieder und sprachen alle laut mit ihm das Gebet; dann legte der Scharfrichter ihm den Strick um den Hals und zog die Leiter unter ihm fort. Doch in demselben Augenblicke zerriß der Strick, der Galgen brach und Scharfrichter und Verbrecher fielen zu Boden. Der Galgen wurde ein zweites Mal aufgerichtet und stark befestigt; doch derselbe Vorfall wiederholte sich, worauf das Volk zu rufen anfing: „Ein Wunder! Ein Wunder!“ Der Scharfrichter ließ sich indeß durch diese Aufregung nicht abhalten, seine Maßregeln zu treffen, um seinen unglücklichen Gefangenen ein drittes Mal zu hängen. Während der letztere mit dem zerrissenen Strick um den Hals da stand, richteten einige Arbeiter das Gerüst wieder auf und befestigten es mit Klötzen und eisernen Krampen. Fabrizio wurde aufgefordert, die Leiter wiederum hinanzusteigen. Doch in dem Augenblick, als der Scharfrichter sie wegziehen wollte, neigte sich das Gerüst, Alle, die darauf standen, stürzten herunter, und der Galgen zerbrach in Stücke. Die anwesenden Magistratspersonen wurden durch die merkwürdige Wiederholung desselben Auftrittes so ergriffen, daß sie dem lauten Geschrei des Volkes nachgaben und Fabrizio in's Gefängniß zurücksandten. Eine neue Untersuchung der Sache wurde eingeleitet, und seine Unschuld vollkommen an den Tag gebracht. Das erste, was Fabrizio that, nachdem er seine Freiheit wieder erhalten hatte, war, der Madonna della Quercia ein Weihgeschenk darzubringen.

In unsern Tagen hat dieser Gnadenort dadurch ein neues Interesse erhalten, daß er auserkoren ward, die muthvolle kleine Schaar französischer Mönche aufzunehmen, deren ruhmvoller Beruf es war, in ihrem Vaterlande den Orden der Dominicaner wieder einzuführen. In dem Kloster della Quercia verbrachten der Pater Lacordaire und seine ersten Gefährten ihr Noviziatsjahr und beschlossen, die Madonna della Quercia zur Patronin ihres großen Unternehmens zu wählen. Einer aus ihrer Zahl, ein Künstler von Profession, dessen Name indeß der katholischen Welt besser durch die Heiligkeit seines Lebens bekannt ist, Pater Hyacinth Besson, nahm von dem wunderthätigen Bilde eine Copie, welche die kleine Schaar Ansiedler nachher mit nach Frankreich nahm und in ihrem Kloster zu Nancy, dem ersten in diesem für sie wiedergewonnenen Lande, auf dem Altar feierlich aufstellte. Lacordaire, der berühmteste Redner seiner Zeit, der in den skeptischen Grundsätzen des modernen Frankreichs erzogen worden war, hielt es eines großen Genius und tiefen Denkers nicht unwürdig, den wunderbaren Einfluß der der Mutter Gottes gewidmeten Gnadenörter, nicht nur auf den Volksglauben, sondern auch auf die Civilisation und den moralischen Fortschritt, anzuerkennen. Pater Lacordaire verehrte nicht nur die Madonna seines Klosters und glaubte an ihre Wundermacht, sondern er liebte es, all das materielle Gute aufzuzählen, das durch dies Bild gewirkt worden war. „Blicken Sie umher,“ sagte er zu einem ungläubigen Landsmann, „fragen Sie: wer hat jene Kirche mit den sie umgebenden Häusern und Klöstern gebaut; wer hat alle diese Felder bestellt; wer die prächtige Landstraße, die Sie von Viterbo hierher führte, angelegt; wer hat unsere zwei großen Messen in's Leben gerufen, und wer die Millionen von jährlichen Besuchern hierher gezogen? Und ich werde Ihnen zur Antwort geben: jenes Stück Ziegelstein hat dies alles zu Stande gebracht! Möchte unsere Copie eben so viel Gutes wirken, wie das Original!“

Daß er und seine Gefährten vor diesem Stück Ziegelstein ihre Gelübde abgelegt, pflegte er immer mit Freude als einen Umstand zu erwähnen, der berechnet war, die künftige franzö-

fische Provinz des Ordens daran zu erinnern, daß das Werk seiner Wiedereinsetzung, so wie das seiner ersten Entstehung feierlich der Mutter Gottes geweihet war.

Das Bild ist gegenwärtig noch so, wie es vor dreihundert Jahren war. Es befindet sich über dem Hochaltar der Kirche, wo der Besucher auch den Stamm der Eiche sehen kann, an der es früher gehangen hat. Wallfahrer ziehen zu ihm hin im neunzehnten wie im fünfzehnten Jahrhundert, und vor nicht langer Zeit bewies das römische Volk seine Verehrung für diesen Gnadenort dadurch, daß es die alte Kirche San Nicolo auf der Piazza Farnese in Rom wieder ausbauen und sie nunmehr der Madonna della Quercia weihen ließ, indem man eine an einem silbernen Eichenzweig befestigte Copie des ursprünglichen Gemäldes daselbst aufhängte.

IV. Unsere Liebe Frau von der Barmherzigkeit zu Rimini.

Mehr als ein Mal während der Regierung unseres gegenwärtigen heiligen Vaters, des Papstes Pius IX., ist über wunderbare Erscheinungen an Bildern der h. Jungfrau in verschiedenen Theilen seines Gebietes berichtet worden. Im Jahre 1850 wurde von einem Gemälde der Mutter der Barmherzigkeit in der Kirche der h. Clara zu Rimini erzählt, es habe während eines Zeitraumes von mehrern Monaten die Augen geöffnet und geschlossen. Später wurde dasselbe von einem Bilde in der kleinen Kirche von Vico=Varo berichtet. Wahrscheinlich sind nicht wenige unserer Leser anfangs mehr oder minder über das anscheinend Seltsame solcher Mittheilungen betroffen gewesen. Wenn ein taubstumm Geborener plötzlich wieder zu hören und zu reden vermöchte, oder ein Blindgeborener auf ein Mal sein Gesicht vor einem Bilde oder einer Statue der Madonna wiedererhielte, so wäre das allerdings wunderbar, doch nicht *seltsam* in dem Sinne, wie wir hier dies Wort gebrauchen;

jenes ist vielmehr eine Thatsache, die sich oft in der Geschichte dieser Gnadenorte wiederholt hat, und die selbst von Protestanten anerkannt wird, indem sie eine hinreichende Erklärung in dem innigen Glauben der geheilten Personen finden. Solche Thatsachen können unwahrscheinlich, doch nicht augenscheinlich absurd genannt werden; aber einem Protestanten und einer (wir scheuen uns nicht, es zu sagen) durch den Glauben nicht erleuchteten Vernunft muß die Behauptung grotesk und lächerlich erscheinen, eine Freske an der Wand, ein Gemälde auf Leinwand oder eine hölzerne oder steinerne Statue habe gesprochen, sich bewegt oder sonst Lebenszeichen von sich gegeben. Es ist daher nicht zu verwundern, daß diese Vorfälle von manchen Zeitungsschreibern mit dem bittersten Spott und Hohn, ja ungefähr so behandelt wurden, wie wir gegen Jemand aufzutreten geneigt wären, der vorgeben würde, eine Offenbarung vom Himmel habe ihm versichert, daß die Religion Christi falsch und die des Jupiter die rechte sei. Wenn der Katholik solche Geschichten hört, so wird er anfangs über ihre anscheinende Sonderbarkeit erstaunt sein und sie außerordentlich unwahrscheinlich finden; er weiß aber, daß sie nicht durchaus unmöglich sind, und da sie keineswegs den Artikeln seines Glaubens zuwiderlaufen, sondern einige derselben sogar bestätigen, so verschmäht er nicht, die ihm vorgelegten Beweisführungen anzuhören. Mag er auch ein schwer zu überzeugender, scharfer und kritischer Kopf sein; er wird dann nur um so mehr verlangen, daß die Beweismittel ungewöhnlich klar, bestimmt und unbestreitbar seien, weil die Thatsache, die dadurch bestätigt werden soll, eine ungewöhnliche ist. Er wird sich nicht mit dem Zeugniß einiger weniger Personen, vielleicht nicht mit dem eines ganzen Dutzend zufrieden geben; wieder und wieder wird er forschen und hin und her fragen, um zu erkennen, ob nicht Betrug, oder Einbildung einer überreizten Phantasie oder etwa eine besondere Augentäuschung dabei im Spiel sei. Doch zuletzt, wenn er findet, daß für dergleichen Muthmaßungen kein Grund da ist, wenn die Beweise ganz und gar kein Ausweichen zulassen, so wird es ihm nicht

einfallen, seine Zustimmung zu verweigern, und nach dem Maße seiner anfänglichen Ungläubigkeit wird sich nun die Festigkeit seiner gereiften Ueberzeugung gestalten.

Hat man denn nun solche und wirklich entscheidende Beweise für diese ungewöhnlichen Thatsachen? Hat man Beweise, die einen unparteiischen Richter unbedingt zufrieden zu stellen im Stande sind, selbst wenn sich die Zeugen von einem geschickten und hartnäckigen Teufelsadvocaten [1]) die strengsten Querfragen gefallen lassen müßten? Wir stehen nicht an, diese Frage zu bejahen; wir behaupten, daß die Beweisführung hinreicht, um die Zustimmung eines, selbst nur mittelmäßig ehrlichen Menschen entschieden zu **fordern**, selbst eines solchen, der durch Vorurtheile dagegen eingenommen ist, vorausgesetzt, daß er sich nicht weigert ihnen sein Ohr zu leihen und einwilligt, die gewöhnlichen Gesetze gelten zu lassen, nach denen ein menschliches Zeugniß geprüft zu werden pflegt. Zur Feststellung der Wahrheit dieser Behauptung bezwecken wir nicht bloß das erwähnte Wunder von Rimini und das von Vico-Varo, sondern eine große Zahl von Wundern ganz derselben Art zu prüfen, die in der Stadt Rom alle zu gleicher Zeit, gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts stattfanden, also zu einer Zeit, die für eine Untersuchung solcher Vorkommnisse als gleich günstig wie die Gegenwart betrachtet werden kann. Wir treffen diese Wahl durchaus nicht aus Zweifel an der Wahrheit dessen, was über die neuern Ereignisse berichtet worden ist, sondern einzig und allein, weil wir nie Gelegenheit gehabt haben, die Verhandlungen zu untersuchen, durch welche die Beweise für dieselben gesammelt und gesichtet wurden; wohingegen wir, wie wir sogleich zeigen werden, alles, was der tadelsüchtigste Kritiker wünschen könnte, in Bezug auf jene frühern Vorfälle besitzen.

[1]) Der volksthümliche Name für einen geistlichen Beamten, dessen Amt es ist, Einwendungen und Schwierigkeiten in dem Processe der Canonisation der Heiligen aufzuwerfen. Sein wahrer Titel ist Promotor Fidei.

Am Morgen des 9. Juli 1796 wurde an einem in Oel gemalten Bilde der Mutter der Barmherzigkeit, welches sich über einem Bogen in einer der Straßen nahe der Piazza Santi Apostoli befand, eine Bewegung der Augen bemerkt. Es war eines der vielen in Rom wohlbekannten Bilder, vor welchen häufig ein demüthiger Verehrer Maria's gesehen werden kann, wie er, seinen Rosenkranz betend, ihr sein Anliegen leise vorträgt. Im Laufe desselben Tages bemerkte man diese übernatürliche Erscheinung an sechs andern in Straßen oder Kirchen verschiedener Theile der Stadt befindlichen Bildern; an drei andern nahm man sie zuerst am 11. desselben Monats wahr, an wieder zwei andern am 12., an einem am 13., an noch drei andern am 15., und so fort, bis in Rom allein die Zahl derselben über sechszig stieg, ohne anderer in Frascati, Todi, Frosinone, Ceprano und sonst wo zu gedenken. An den letzt genannten Orten leiteten die Bischöfe sogleich, manchmal an demselben Tage, an welchem die Bewegung stattfand, spätestens einige Tage darauf, eine gerichtliche Untersuchung der Thatsachen ein. In Rom dagegen wurde, obgleich die Priester der verschiedenen Pfarreien, in welchen man die Wunder wahrgenommen hatte, die Zeugen auf der Stelle verhörten und die Aussagen actenmäßig aufnahmen, die Sache officiell erst am ersten October vor den höhern Richter, den Cardinal-Vicar, gebracht. Ein hinreichender Grund für diesen Verzug mag, außer der sprüchwörtlich gewordenen Langsamkeit, mit der geistliche Angelegenheiten in Rom stets gleichmäßig vorwärts schreiten, in der besondern Eigenthümlichkeit des vorliegenden Falles zu suchen sein. Da aber dasselbe Wunder sich fast unzählige Male wiederholte, war es keine leichte Aufgabe, zu entscheiden, wo man den Anfang machen sollte; wo man über fünfzigtausend Zeugen zählte, bedurfte es wahrlich keiner geringen Unterscheidungsgabe und vieler Mühe, die wichtigsten und maßgebendsten auszuwählen. Endlich jedoch wurde an's Werk gegangen. Der Cardinal della Somaglia wählte einen ausgezeichneten rechtskundigen Geistlichen zu seinem Bevollmächtigten, gab demselben einen geschickten Notar bei, der

ihm im Niederschreiben der Aussagen behülflich sein sollte, und forderte beide auf, mit äußerster Umsicht und Sorgfalt zu einer förmlichen Untersuchung der Sache zu schreiten. Man setzte diese Arbeit mit manchen unvermeidlichen Unterbrechungen bis zu Ende Februar des Jahres 1797 fort, während welcher Zeit das Wunder sich an manchen Bildern noch öfter wiederholte, und stellte selbst dann die Untersuchungen nur des Publicums wegen ein, das mit Ungeduld durch einen autorisirten Bericht bestätigt zu sehen verlangte, was in Jedermanns Munde war; auch hatte man bereits genug Gewißheit über die Sache erlangt, um weitere Untersuchungen für überflüssig zu halten.

Die Untersuchungs-Commission hielt sechszig Sitzungen und das Verhör mancher Zeugen dauerte so lange (bei einzelnen drei bis vier Stunden und länger), daß sie nur ein und vierzig Personen in eben so vielen Sitzungen vernahm, in fünfzehn andern dreißig, und in fünf andern fünfzehn, was eine Gesammtzahl von sechs und achtzig Zeugen ergibt; und diese waren aus 501 gewählt, deren eidliche Aussage in Bezug auf dieselben Thatsachen die untergeordneten Behörden vorläufig schon aufgenommen hatten. Die Aussagen jener 86 Zeugen betrafen 26 verschiedene Bilder oder Gemälde; dazu kommen die andern 415 Zeugen, die über dieselben Bilder vor den Localbehörden ihr Zeugniß abgelegt hatten, und endlich 460 weitere Zeugen, welche die gleichen Thatsachen in Betreff von vierzig andern Bildern beschworen. Wir haben eine Gesammtzahl von beinahe tausend (961) Zeugen, welche diese außerordentlichen Erscheinungen eidlich bekräftigten. Gleichwohl glauben Protestanten die Sache bloß deshalb verwerfen und lächerlich machen zu dürfen, weil sie von vorn herein eine innere Unmöglichkeit enthalte! Aber haben denn wirklich die Schwüre von tausend Christen so wenig Gewicht? Wenn dem so ist, was soll denn überhaupt aus der Geschichte werden, deren Thatsachen größtentheils durch keine eidlichen Aussagen verbürgt sind? Und was sollen dann die Entscheidungen eines Gerichtshofes gelten, welche selten

auf mehr als dem fünfzigsten oder hundertsten Theile dieser Anzahl von Zeugenaussagen beruhen?

Doch wird uns vielleicht entgegnet werden, die Vernehmung dieser Zeugen sei oberflächlich und ungenügend, und nicht so genau und gründlich gewesen, wie diejenige, welche sie vor einem Gerichtshofe zu bestehen gehabt haben würden. Wir werden diese Einwendung am besten widerlegen und zu gleicher Zeit in der zweckmäßigsten Weise das Wichtigste über diese im höchsten Grade interessanten Wunder zur Kenntniß unserer Leser bringen, indem wir jede vorgelegte Frage in extenso und dabei einen Auszug aus den gegebenen Antworten mittheilen und hier und da zur Erläuterung einige kurze Bemerkungen einflechten.

Das erste, was der Zeuge thun mußte, war niederzuknieen und auf das Evangelienbuch den Schwur abzulegen, nichts als die reine Wahrheit zu sagen; worauf ihn der Richter auf die skrupulöse Genauigkeit aufmerksam machte, zu welcher er sich dadurch verpflichtet habe, und ermahnte, nichts auszusagen, worüber er auch nur den geringsten Zweifel hätte.

Nach diesen Präliminarien wurden die Zeugen nach ihrem Namen, Stande, Alter, ihrer Heimath und dergleichen persönlichen Punkten gefragt. Diese waren natürlich bei jedem neuen Falle anders; es reicht hin, im Allgemeinen zu erwähnen, daß unter der Zahl der verhörten Personen sowohl Männer als Frauen, Laien und Geistliche, junge und alte, vornehme und geringe, Italiener und Fremde waren. Sehen wir uns die Liste genauer an, so finden wir, daß darunter Repräsentanten beinahe aus jeder Rangstufe der Hierarchie waren, vom Cardinalat abwärts, so wie aus jedem Stande der menschlichen Gesellschaft, vom Fürsten bis zum Knechte, und aus allen Gewerben und Handwerken — Advocaten, Aerzte, Chirurgen, Professoren, Offiziere der Armee, Künstler, Mechaniker und Krämer; und endlich Leute aus allen Ländern Europa's — aus Frankreich, Spanien, Italien, England und Deutschland — einiger aus Syrien und Brasilien und anderer noch entfernterer Länder gar nicht zu gedenken.

2. Die Zeugen wurden dann befragt, ob sie wüßten, zu welchem Zwecke sie vor dieses Tribunal gefordert wären und ob irgend Jemand ihnen Anweisung gegeben habe, was für Aussagen sie zu machen hätten? Von diesen Fragen bejahten die Zeugen die erste und, wie es sich von selbst versteht, verneinten sie die zweite. Alle erklärten, daß sie aus keinem zeitlichen oder menschlichen Beweggrunde Zeugniß abzulegen im Begriff wären, sondern nur zur Ehre Gottes und der allerseligsten Jungfrau und aus Liebe zur Wahrheit.

3. Wissen Sie, fragte man weiter, ob irgend etwas Wunderbares an irgend einem Gemälde oder Bildwerke in der Stadt Rom sich zugetragen hat? Haben Sie es selbst wahrgenommen, oder wissen Sie es nur von Hörensagen?

Nicht allein ich, lauteten die Antworten, sondern ganz Rom weiß, daß während der letztverflossenen Monate auffallende Wunder an einer großen Menge von Gemälden und Bildwerken in allen Theilen der Stadt sich zugetragen haben. Ich habe diese Wunder selbst ein, zwei, fünf, zehn Mal (oder wie oft es nun gewesen sein mag) gesehen; von den übrigen weiß ich nur durch das allgemeine Gerücht.

4. Reden Sie nur, sagte man den Zeugen, von denjenigen Gemälden oder Bildern, an welchen Sie selbst das Wunder gesehen haben; beschreiben Sie genau die dargestellten Figuren; welches ihre Haltung, Größe und Form ist; aus was für einem Material sie gemacht sind; ob gemalt und ob auf Leinewand, auf Holz oder an die Wand; ob in Oel, in Wasserfarben, in Fresco, oder in „relievo", in welcher Stellung oder mit welchem besondern Ausdruck, oder gemäß welcher Idee das Bild dargestellt ist; besonders beschreiben Sie mit Genauigkeit, in welcher Weise die Augen gemalt sind, ob offen, geschlossen oder halb offen, ob auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet, ob niedergeschlagen oder aufwärts blickend, oder ob im Allgemeinen nach dem Beschauer gerichtet, wo derselbe auch gerade stehen möge.

Unter den Figuren, welche auf den Gemälden oder in den Bildwerken, an denen das Wunder bemerkt worden war, dar-

gestellt waren, kommen keine andere vor, als die unseres Heilandes, sterbend oder todt am Kreuze, oder die Unserer Lieben Frau mit oder ohne ihren göttlichen Sohn, oder wie dieselbe von der heiligen Anna unterrichtet wird. Was den Ort anbetrifft, so befanden sich einige Bilder an Straßenecken, oder über Thüren und Bogen auf öffentlichen Plätzen; einige waren in Kirchen oder Kapellen; andere in Privat-Oratorien, oder selbst in Magazinen. Es ist nämlich, wie Alle, die die Stadt kennen, sich erinnern werden, bei den römischen Kaufleuten Gewohnheit, ein heiliges Bild mit einer Lampe davor an einem hervorragenden Platz ihres gewöhnlichen Geschäftslocals aufzuhängen. Die Größe und Form der Bilder war, wie es sich denken läßt, sehr verschieden, so wie auch das Material und die Richtung der Augen. Manchmal war das Gesicht im Profil dargestellt, so daß nur ein Auge sichtbar war; oder wenn nicht ganz im Profil, so konnte man doch das eine Auge besser als das andere unterscheiden: eines war im vollen Lichte, das andere mehr oder weniger im Schatten. Manchmal sah man das ganze Gesicht, und daher beide Augen gleich gut. Hin und wieder waren die Augen halb geschlossen, wie wenn in stiller Betrachtung und im Gebete, oder bescheiden zu Boden gesenkt, wie bei der Darstellung als „getreue Jungfrau" oder „reinste Mutter"; hin und wieder waren sie voll Thränen und Trost beim Himmel suchend, wie bei der „schmerzhaften Mutter"; hin und wieder das göttliche Kind betrachtend, als „Mutter Christi"; hin und wieder auf das Volk hinblickend, als wollten sie demselben Muth machen, herbei zu kommen und um Hülfe zu flehen, als „Mutter der Barmherzigkeit" oder „liebenswürdigste Mutter" — kurz, es zeigte sich jede nur denkbare Manchfaltigkeit sowohl in der Form als im Ausdruck, je nachdem die Idee war, die das Bild darstellen sollte, und je nach der Erfindungsgabe oder der Geschicklichkeit des Künstlers.

5. Endlich wurden die Zeugen gefragt: Wann, wo und wie sahen Sie das Wunder? Waren Sie der erste, der es sah oder durch wen hörten Sie davon? Wie weit davon entfernt betrachteten Sie es? Standen Sie dem Bilde gegenüber oder an einer

Seite desselben? Sahen Sie es bei Tage oder bei Nacht? Bei vielem Licht oder bei wenigem? Bei Sonnenlicht oder bei dem von Lampen und Kerzen, oder bei dem einen und andern zugleich? Sahen Sie es mit bloßem Auge oder durch eine Brille, oder bedienten Sie sich eines Fernrohrs oder eines andern Augenglases? War das Bild selbst in einem Rahmen und mit Glas bedeckt, oder ohne Glas?

Diese Fragen gehören augenscheinlich zu den wichtigsten in der ganzen Reihenfolge; und wir sehen uns daher genöthigt, die Antworten etwas umständlicher zu untersuchen. Unter den Zeugen waren selbstredend Einige, welche das Wunder an dem besondern Gemälde oder Bilde, über das sie aussagten, als die Ersten gesehen hatten, während Andere zufolge der Aufforderung eines Freundes oder des allgemeinen Gerüchtes herbeigeeilt waren, es in Augenschein zu nehmen. Wir geben hier einige Beispiele.

Ein Priester betete am Montag den 11. Juli in einer Seitenkapelle der Kirche der Nativita di nostro Signore (zur Geburt unseres Herrn) oder degli Agonizzanti, wie sie gewöhnlich genannt wird, sein Brevier. Er knieete einem Altare gegenüber, auf dem sich ein werthvolles Gemälde der Mutter Gottes mit dem heiligen Kinde befand. Er hatte von den sechs oder sieben Gemälden gehört, an welchen eine wunderbare Bewegung der Augen am Samstag zuvor und seitdem zu wiederholten Malen bemerkt worden war. In Folge dessen hatte er sehr gewünscht, diese merkwürdige Erscheinung selbst zu sehen. Mehr als ein Mal war er daher an die betreffenden Orte gegangen; doch war es ihm der großen Menschenmenge wegen unmöglich gewesen, nahe genug zu kommen, um etwas zu sehen. Er hegte aber im Geheimen die Hoffnung, Gott werde ihm vielleicht das Verlangen seines Herzens mittels des fraglichen Bildes gewähren, das in einer zu seiner eigenen Kirche gehörenden Kapelle hing. Er blickte indeß umsonst zu diesem Bilde hinauf, und mit einiger Beschämung kam er auf den Gedanken, daß ohne Zweifel seine eigenen Sünden und seine Unwürdigkeit die Ursache der Vergeblichkeit seiner Hoffnung wären. Da fiel sein Blick wie zufällig auf ein anderes,

viel älteres und weniger geschätztes Gemälde der Madonna, welches an der Seite der Kapelle über den Bänken einer sich dort gewöhnlich versammelnden Bruderschaft hing, und nun sah er, oder glaubte zu sehen, wie die Augen des Bildes sich deutlich bewegten.

Sollte ein Leser hier geneigt sein zu entgegnen, daß man leicht glaubt, was man heiß wünscht, so möchten wir dagegen mit den Worten eines protestantischen, das Christenthum vertheidigenden Schriftstellers sagen, daß das gerade Gegentheil davon der Wahrheit näher zu kommen scheint. „Je dringender man etwas wünscht," sagt er, „je sehnsüchtiger man etwas erwartet, und je auffallender der Gegenstand ist, desto eher ist man geneigt, nicht zu glauben, zu zweifeln, eine Täuschung zu fürchten, zu mißtrauen und zu zaudern. Als die Apostel zuerst von unseres Heilandes Auferstehung Kunde bekamen, glaubten sie nicht, heißt es, vor Freude. Dies war natürlich und stimmt mit der Erfahrung überein." [1]) So geschah es auch in dem vorliegenden Falle. Das Gemälde war ein etwas mehr als drei Fuß hohes und breites, nur neun oder zehn Fuß vom Boden entferntes Brustbild, das in einer durch zwei nach Süden und auf einen öffentlichen Platz gehende Fenster wohl erhellten Kapelle hing. Der Tag des Ereignisses war ein heller Sommertag und es war Morgens zehn Uhr. Dessenungeachtet scheute sich der Priester, dem Zeugniß seiner eigenen Sinne zu trauen; auch wollte er Andern nichts davon mittheilen, bis er erst seine Augen weg und zu einem andern Gegenstande hingewandt und dann auf's neue das Bild geprüft hätte. Wiederum aber sah er, wie das linke Auge (auf welches das volle Licht fiel, denn das rechte war stark im Schatten) sich langsam nach oben bewegte, bis der Stern gänzlich verschwunden, oder nur noch eine Linie desselben sichtbar war, und wie dann das Auge ganz langsam wieder in seine frühere Lage zurückkehrte. Noch schwankte er und fing an, die Litanei und andere Gebete zu Ehren der

[1]) Paley's Apologetik. Th. I, Abth. 2, Cap. 1, § VI.

Mutter Gottes zu beten; die Bewegung blieb dieselbe. Zuletzt rief er dann einige zur selben Kirche gehörige Geistliche herbei, und auch sie erklärten, daß sie dieselbe außerordentliche Erscheinung wahrnähmen. Bald eilten auch Mitglieder der Bruderschaft und einige Nachbaren herzu, und Alle erkannten das Wunder an. Der Superior der Kirche, ein Mann von reifem Alter, ein Fünfziger, ließ eine Leiter holen und den Staub von dem Gemälde wischen, das sehr alt und nicht durch ein Glas geschützt war. Es hatte seit langer Zeit dort gehangen, mehr zum Schmuck der kahlen Wand, wie als Gegenstand der Andacht. Dieser Priester stieg selbst die Leiter hinan, und Andere thaten es nach ihm; er untersuchte das Gemälde ganz genau bei dem Lichte einer brennenden Kerze, und Alle überzeugten sich vollkommen von der Wirklichkeit der Bewegung. Vor Mittag noch wurde es nöthig, die Platzwache oder, wie wir sie nennen würden, die Polizei, hereinzurufen, um bei dem Aus- und Eingehen der Leute, welche die Erscheinung zu sehen wünschten, die Ordnung zu erhalten. Die geistliche Behörde ordnete an, daß das Bild in die anstoßende Kirche getragen werde. Dies ward sogleich ausgeführt. Man nahm es aus dem plumpen Rahmen, der es umgab, und trug das bloße Stück Leinwand mit dem Blindrahmen, über welchen es gespannt war, in die Kirche, in welcher der versammelten Menge damit der Segen gegeben wurde. Bei beiden Gelegenheiten, während man es von einem Ort zum andern trug, und als man den Segen damit gab, konnte man deutlich die Bewegung beider Augen sehen. Sie hatte auch noch nicht aufgehört, als die Zeugen ihre Aussagen darüber abgaben, nämlich im Monat October und sogar da noch, als ein anderer Zeuge im Monat December verhört wurde.

Das nächste Beispiel, welches wir mittheilen wollen, ist die Aussage eines Zeugen, der das Wunder nicht zuerst wahrnahm, sondern durch das Gerücht veranlaßt wurde hinzugehen. Signor Domenico Ambrosini, ein Laie von siebenunddreißig Jahren, kam am Samstag Morgen den 9. Juli des genannten Jahres ungefähr um acht Uhr nahe bei der Piazza Santi Apostoli

vorbei, als er Jemand einem Andern erzählen hörte, daß das Bild Unserer Lieben Frau dell' Archetto (eben das bereits erwähnte Bild, an welchem man zuerst in Rom das Wunder bemerkte) die Augen öffnete und schlösse. Da er ganz in der Nähe war, so trieb ihn die Neugierde, einen kleinen Umweg zu machen und sich die Sache anzusehen. Er fand nur ungefähr sieben bis acht Menschen vor dem Bilde versammelt, unter denen er einen Mönch aus einem der benachbarten Klöster und einen ihm bekannten Goldschmied bemerkte. Da der Zuschauer so wenige waren, so hatten sie hinreichend Zeit und Gelegenheit, sich das Bild genau anzusehen. Nachdem sie zwei oder drei Minuten gewartet hatten, sahen sie, wie die beiden Augen der Madonna sich nach und nach schlossen. Dieser Zeuge, gleich wie der erste, wollte seinen eigenen Augen nicht trauen; er fing an, wie er sagt, sie zu reiben, schloß sie und richtete sie dann wieder fest auf das Bild. Er sah, wie dessen obere Augenlider, obgleich sie eben noch geschlossen waren, doch unmittelbar darauf in ihre gewöhnliche Lage zurückkehrten. „Ich war durch diesen Anblick so überwältigt, daß ich mich nicht enthalten konnte, in Thränen und Ausrufungen auszubrechen; der genauen Worte kann ich mich jetzt nicht erinnern; doch das weiß ich, daß in demselben Augenblicke die Umstehenden Aehnliches ausriefen. So überzeugte ich mich, daß sie das Wunder gleichfalls wahrgenommen hatten."

Nachdem Ambrosini wieder zu sich gekommen war, betrachtete er den Effect der einzigen vor dem Bilde brennenden Lampe; doch hing dieselbe so niedrig, daß ihr Licht das Angesicht der Figur nicht erreichen konnte. Er beobachtete die Strahlen der Sonne; doch war das Gäßchen so enge, daß diese so frühe noch nicht bis zu dem Bilde hinreichen konnten. Kurz, er forschte jeder Ursache nach, welche einen Einfluß auf das Bild hätte haben können; doch je mehr er forschte, desto mehr überzeugte er sich von der Wirklichkeit und dem übernatürlichen Charakter dessen, was er gesehen hatte. Bald zog er sich wegen der stets wachsenden Menge zurück, und nach Verlauf einiger Stunden war es schon nothwendig, an verschiedenen Punkten der naheliegenden

Straßen Polizei-Mannschaft aufzustellen, um Ordnung in den Zudrang des Volkes zu bringen. Man brachte zahllose Lampen und Kerzen und zündete dieselben vor dem Bilde an; doch verschwand durch dieses zunehmende Licht die Erscheinung keineswegs, sondern dieselbe trat nur um so deutlicher hervor. Manchmal wölbten sich die Augenbrauen mehr, die obern Augenlider erhoben sich und die Augen sahen gleichsam umher auf die Versammlung vor ihnen; manchmal waren die Augen beinahe oder ganz geschlossen, oder die Augensterne verschwanden ganz oder fast ganz unter den obern Augenlidern.

Dies letzte Phänomen wurde auf folgende Weise gründlich physikalisch untersucht. Ein sechs und vierzig Jahre alter piemontesischer Priester, der in Griechenland und Aegypten Missionar gewesen und vor zwei Jahren in ein Kloster seines Ordens nach Rom zurückgekehrt war, hörte zuerst durch einen der Laienbrüder seines Hauses von dem Wunder am Samstag-Morgen, bald nachdem es zuerst bemerkt worden war. Er glaubte jedoch nicht daran und hielt für wahrscheinlich, daß es eine Täuschung sei, in welche das Volk in seiner frommen Begeisterung durch die Berichte aus Arezzo, Ancona und Torricella gerathen wäre, indem dort ähnliche Zeichen in demselben Jahre schon etwas früher stattgefunden hatten und von der geistlichen Behörde nach gerichtlichen Untersuchungen anerkannt und bestätigt worden waren. Vergeblich machte der Laienbruder die Zahl und das Ansehen der Personen, die es gesehen hatten, geltend; sein Vorgesetzter blieb hartnäckig bei seiner eigenen Idee. Zuletzt trieb ihn jedoch die Neugierde, selbst zuzusehen. Unterwegs begegnete er einigen seiner Brüder, so wie dem Pfarrer, dem Vicar und Andern; Alle sprachen von dem Ereigniß und versicherten, sie hätten es selbst wahrgenommen. Doch unser Freund beharrte bei seinem Unglauben. Er ging indeß weiter, und war allmälig so weit durch die Menge gedrungen, daß er sich nur noch sechs oder sieben Fuß weit vom Bilde befand. Nachdem er niedergekniet war und einige Zeit gebetet hatte, stand er wieder auf und nahm seine Stellung etwas zur Linken, doch so, daß er das Angesicht der Madonna ganz deutlich

sehen konnte. Hier blieb er beinahe eine Stunde, ohne daß es ihm auch nur ein Mal möglich gewesen wäre, die geringste Bewegung in den Augen zu entdecken, obgleich die Gebete des Volkes häufig durch den Ausruf: Evviva Maria! die Augen bewegen sich jetzt! und dergleichen unterbrochen wurden. Alles dieses bestätigte ihn mehr und mehr in seinem Glauben, daß die ganze Sache das Spiel einer erhitzten Einbildungskraft sei. Mit der Festigkeit, die seinen Charakter auszeichnete, nahm er sich nun vor, drei oder vier Stunden länger zu bleiben, um, wie er sagte, „das umlaufende Gerücht recht mit Autorität bekämpfen zu können“. Doch im nächsten Augenblick, als er so dastand und seine Augen fest auf die der allerseligsten Jungfrau richtete, sah er, wie ihre Augensterne sich allmälig erhoben und unter den obern Augenlidern verschwanden, so daß nur das Weiße zurückblieb, wie sie dann wieder allmälig ihre natürliche Lage einnahmen, und diese senkrechte Bewegung sich drei oder vier Mal hinter einander wiederholte. Nun war er zuletzt gezwungen, das Wunder anzuerkennen und brach in eine Fluth von Thränen aus, während in demselben Augenblick das Volk ausrief, wie es vorher gethan, als er nichts bemerkt hatte: Evviva Maria! Da ist das Wunder! das Wunder! Doch obgleich er die Ansicht, es sei optische Täuschung oder bloßer Traum einer erhitzten Einbildungskraft, nun aufgeben mußte, so wollte dieser Zeuge doch nicht sogleich anerkennen, daß das, was er gesehen hatte, wunderbarer Natur sei. Der Gedanke an Betrug und Gaukelei kam ihm nun in den Sinn, und er beschloß, auch diesen Punkt zu untersuchen, ehe er seine Zweifel gänzlich fahren ließe. Zu diesem Zwecke ging er noch näher an die Mauer hinan und bemächtigte sich einer Leiter, welche dort für diejenigen bereit stand, welche an dem Bilde noch mehr Kerzen, Blumen und andern Zierrath anzubringen wünschten; er stieg hinauf bis zum Angesicht der Madonna, so daß er sich dicht vor demselben befand. Er that so, als wenn er eine Kerze wieder zurechtstelle, welche schief stand und deren Wachs die andern beträufelte; doch in Wahrheit untersuchte er die Oberfläche des Bildes, besonders die Augen auf das genaueste.

Ganz überzeugt, daß sie durchaus eben seien, wie in einem gewöhnlichen Gemälde, und daß Betrug unmöglich sei, stieg er hinab und ging fort, indem er Gott und die allerseligste Jungfrau rühmte und pries. Von nun an fühlte er sich bereit, für die Glaubwürdigkeit des Wunders, welches er noch zwei Stunden vorher als ein unnützes Geschwätz verlacht hatte, mit seinem Leben einzustehen. Er kehrte an demselben Tage nicht wieder an den Ort zurück; doch am darauf folgenden Montag beschloß er, das gewagte Experiment zu versuchen, das wir jetzt erzählen wollen.

Er ging ungefähr um sechs Uhr Abends (der Leser muß nicht vergessen, daß wir von der Mitte eines italienischen Sommers reden) wieder hin. Da während der Zeit das Wunder in vielen andern Theilen der Stadt und an manchen andern Bildern sich wiederholt hatte, so war das Gedränge nicht so groß; doch waren noch eine gute Anzahl Leute gegenwärtig. Um das Bild zu beobachten, suchte er sich einen Standpunkt aus, der nach seinem Dafürhalten der beste war, kniete dann nieder und betete während ungefähr einer Viertelstunde eine Litanei und andere Gebete, indem er die Augen fest auf das Bild richtete. Während dieser Zeit bemerkte er keine Zeichen von Bewegung an den Augen; eben so wenig thaten es Andere, denn ihr stilles Gebet wurde durch keinen einzigen Ausruf unterbrochen. Zuletzt jedoch nahm er deutlich dieselbe Bewegung wahr, wie am Samstag zuvor, und im gleichen Augenblick sah auch das Volk sie und erhob die gewöhnlichen Ausrufungen. Sogleich richtete er sich von den Knieen auf und stieg die Leiter hinan, welche er schon vorher für seinen Zweck passend hingestellt hatte, wandte sich dann um zum Volk, um demselben zu erklären, er habe keine übeln Absichten, sondern wolle die Wirklichkeit des Wunders nur noch unbestreitbarer machen, und schritt dann dazu, die Augen mit einem Zirkel auszumessen, welchen er bereit gehalten hatte. Während er die wenigen Sprossen hinaufstieg (das Bild befand sich ungefähr neun Fuß vom Boden) und dem Volke die nothwendige Erklärung von dem gab, was er zu thun beabsichtigte,

waren die Augen des Bildes in ihre gewöhnliche Lage zurückgekehrt. Aber sie wandten sich sogleich wieder nach oben, und als der Augapfel unter dem obern Augenlid verschwunden war, legte er die eine Spitze des Zirkels an das untere Augenlid und die andere an den äußersten noch sichtbaren Rand des Augapfels und nahm ihn dann fort. Der Zwischenraum betrug ungefähr fünf mathematische Linien. Dann kehrten die Augen wieder in ihre gewöhnliche Lage zurück, bis der Augapfel genau das untere Lid berührte und nicht das geringste Weiße darunter sichtbar blieb.

Wir zweifeln sehr daran, ob wir dies Experiment selbst hätten machen können. Gern würden wir uns einer Leiter oder eines andern Hülfsmittels bedient haben, um die wunderbare Bewegung so nahe als möglich zu betrachten, wie in der That eine Menge Menschen nicht allein bei diesem Bilde, sondern auch bei manchen andern es thaten; doch wenn die Augen sich zu bewegen angefangen hätten, würden wir wahrscheinlich, wie die meisten Andern, eine Anwandlung von Ohnmacht und Unfähigkeit, uns festzuhalten, gespürt haben, so daß es uns unmöglich gewesen sein würde, das Bild zu berühren und es mit einem Zirkel auszumessen. Da indeß das Experiment gemacht wurde, so sind wir sehr zufrieden, daß es auch auf eidliche Aussage desjenigen selbst, der es ausgeführt hat, zu Protokoll geommenn wurde.

Wir dürfen auch ein ähnliches, anderwärts gemachtes Experiment nicht unerwähnt lassen. Sieben Personen (drei Geistliche und vier Laien) erhielten die Erlaubniß, die Nacht vom neunten auf den zehnten December 1850 in der Kirche zu Rimini vor der Madonna zuzubringen. Mittels zweier Nadeln, welche zwischen der Leinwand des Bildes und dessen Rahmen festgesteckt wurden, zogen sie unter den Augen der Madonna in horizontaler Richtung einen Faden quer über das Bild. Die Linie dieses Fadens ließ keinen leeren Raum unter den Augensternen, wenn sie ruhten, und der Raum zu jeder Seite glich zwei ungleich geformten Dreiecken. So war das Verhältniß der verschiedenen Theile des Auges zu einander so genau begrenzt,

daß die geringste Bewegung sogleich und mit Sicherheit wahrgenommen werden mußte. Alle diese Zeugen sagten eidlich aus, sie hätten, während sie zusammen die Gebete einer Novene hersagten, welche hauptsächlich aus einer Umschreibung des Salve Regina bestanden, bei den Worten Illos tuos misericordes oculos ad nos converte (wende deine barmherzigen Augen zu uns), eine rasche und wiederholte Bewegung der Augen bemerkt, welche sie veranlaßte, augenblicklich ihre Gebete einzustellen und näher an den Altar heranzutreten. Einige von ihnen knieeten auf dem Altare selbst: und alle zusammen nahmen außer andern Bewegungen des Auges wahr, wie die Augensterne unter den obern Augenlidern fast verschwanden und dann in ihre gewöhnliche Lage zurückkehrten.

Folgende Bemerkungen eines schon erwähnten protestantischen Schriftstellers werden unsern Lesern behüflich sein, die Wichtigkeit dieser Thatsachen zu würdigen. „Es ist nicht nothwendig," sagt Dr. Paley, „für ein Wunder zu halten, was sich als Sinnestäuschung erklären läßt.... Die Fälle aber, in welchen die Möglichkeit einer solchen Täuschung stattfindet, sind von den Fällen, in denen sie nicht stattfinden kann, durch mancherlei nicht undeutliche Kennzeichen zu unterscheiden. Jene sind größtentheils Fälle von Gesichten oder gehörten Stimmen; der Gegenstand wird selten berührt, eine Vision gestattet keine Betastung; ein Sinn bestätigt nicht den andern. Es sind gewöhnlich Fälle, die nur durch einen einzigen Zeugen verbürgt sind. Dagegen ist es im höchsten Grade unwahrscheinlich, und ich weiß wirklich nicht, ob es sich je zugetragen hat, daß ein und dieselbe Täuschung der äußern oder innern Sinne bei verschiedenen Personen zu gleicher Zeit eingetreten wäre, — eine Täuschung nämlich, welche in so fern dieselbe ist, als sie der Phantasie mehrerer Personen dieselben Gegenstände vorhält." [1])

Wie schlagend bestätigen und beleuchten diese Bemerkungen

[1]) Paley, Apologetik Th. I. Seite 333. Ausgabe von 1811.

die Wahrheit der Begebenheit, die wir untersuchen! Die Bewegung der Augen an diesen Bildnissen der allerseligsten Jungfrau wurde nicht nur von einer, sondern von zahlreichen Personen, von vielen Hunderten und sogar Tausenden, ja von einer ganzen Stadt wahrgenommen. Alle diese sahen die Bewegung nicht nur einzeln, sondern in Gemeinschaft; nicht nur beim Scheine von Lampen und Kerzen, sondern bei hellem Tageslicht; nicht in einer gewissen Entfernung, sondern nahebei; nicht nur ein Mal, sondern mehrmals; und nicht allein sahen sie das Wunder sondern, wie man in Wahrheit sagen kann, sie berührten und betasteten es.

Als ein weiteres Beispiel erwähnen wir noch ein die Kreuzigung darstellendes, ungefähr vier Fuß hohes und eben so breites Bild, das sich in einem Privat-Oratorium befand, aber doch von Hunderten und Hunderten von Leuten gesehen wurde. Man hatte es von der Wand, an der es gewöhnlich hing, und wo man die Bewegung der Augen zuerst bemerkte, in die Mitte des Zimmers gegen einen Tisch und auf eine achtzehn Zoll hohe Bank gestellt. Alle, die wegen Alters oder Krankheit nicht durch das Gedränge sich ihren Weg bahnen konnten, die schwache Augen hatten oder beim Glanz der Lichter oder inmitten der Aufregung einer großen Volksmenge ihren Sinnen nicht zu trauen wagten, oder die aus irgend einer andern Ursache nicht hinreichend genug sich überzeugt hatten von dem, was sie öffentlich gesehen, um es eidlich zu bekräftigen, sie alle eilten zu diesem, die Kreuzigung darstellenden Bilde. Sie stellten die Lichter nach Gefallen, nahmen das Bild in die Hand (es hatte weder Glas noch Rahmen), trugen es zum Fenster, kehrten es um und um, stellten es wohin sie für gut befanden: und Alle überzeugten sich vollständig von dem übernatürlichen Charakter des Phänomens. Einer betheuerte, daß er mehrere hundert Male Augenzeuge des Wunders an diesem Bilde gewesen sei. Don Stefano Felici, Rector des englischen Collegiums, der das Wunder an andern Bildern beobachtet hatte und doch seine Aussage nicht eidlich bekräftigen wollte, ehe er dieses gesehen hatte,

bezeugte, daß er nach der genauesten Untersuchung des Gemäldes selbst gesehen habe, wie die Augen anschwollen, sich rundeten und sich hierhin und dorthin und auf und nieder bewegten, als wenn sie wirkliche Augen wären. Dasselbe bezeugten der Baumeister Signor Giuseppe Valadier und sehr viele Andere.

Wir bemerken noch, daß die meisten, wenn nicht alle fraglichen Bilder, die sich in Kirchen oder auf öffentlichen Plätzen befanden, entweder nie ein Glas gehabt hatten, oder daß doch dasselbe entfernt wurde, sobald man das Wunder wahrnahm — wie es auch in Rimini am zweiten Tage nach der Erscheinung geschah. Einige der Zeugen sagten ferner aus, daß sie sich eines Fernrohrs bedienten; andere, daß sie ihre genaue Untersuchung nur auf Ein Auge des Bildes beschränkt hätten, aus Furcht, die Intensität ihrer Aufmerksamkeit zu schwächen, wenn sie auf beide sähen. Kurz, jede denkbare Vorsichtsmaßregel, welche der ängstlichste Argwohn, und sogar in einigen Fällen der entschiedenste Unglaube erdenken konnte, war von diesen oder jenen der zahlreichen Zeugen, die verhört wurden, angewandt worden.

6. Die sechste Reihe von Fragen, welche den Zeugen gestellt wurden, war folgende: Fand die Bewegung der Augen zu gleicher Zeit Statt und war sie gleich der Bewegung gewöhnlicher Augen, oder war sie eine außergewöhnliche und auf Ein Auge beschränkt? Sahen Andere dies zu gleicher Zeit mit dem Zeugen? War die Bewegung langsam und deutlich oder plötzlich und nur von augenblicklicher Dauer? Schien das Gesicht dadurch entstellt zu werden oder nicht?

Wenn diese letzte Frage Jemanden nichtssagend und nicht zur Sache gehörig erscheinen sollte, so möge er sich den Eindruck vorzustellen versuchen, den ein Lebenszeichen im Auge einer leblosen Figur, wie eines Leichnams, einer Statue oder eines Gemäldes auf sein Gemüth hervorbringen würde. Nach unserer Meinung würde dies sehr schrecklich aussehen, indem der Mangel an Uebereinstimmung zwischen einem lebendigen und einem todten Theile eines und desselben Gegenstandes, wobei auf einer Seite Leben und Bewegung und auf der andern die Starr-

heit des Todes hervortreten würde, den Eindruck einer widerwärtigen Verunstaltung machen müßte.

Das einstimmige Bekenntniß aller Zeugen (nur eines einzigen ausgenommen, der vor dreizehn Jahren selbst das Bild gemalt hatte, über welches er seine Erklärung abgab) war ein geradezu entgegengesetztes; alle insgesammt erklärten, daß, selbst wenn die Bewegung der Augen im höchsten Grade unnatürlich war und die Augensterne gänzlich unter den obern Augenlidern verschwanden, oder wenn nur ein Auge sich bewegte und das andere starr blieb, selbst dann noch der Anblick des ganzen Gesichtes ein solcher war, der sie mit der tiefsten Ehrerbietung und mit heiliger Scheu und Ehrfurcht erfüllte. Der Blick der Augen schien dann eine feierliche Berufung an das Gewissen der Zuschauer zu machen; er redete zu ihren Herzen und rührte sie bis zu Thränen; nie (ausgenommen in dem einen so eben genannten Falle) fiel er ihnen auf als häßlich und zurückstoßend. Einige sagten sogar mit Bestimmtheit aus, eine Veränderung im Colorit und Ausdruck des ganzen Bildes sei bemerkbar geworden; Andere sagten, ihre Aufmerksamkeit wäre so auf die Augen gerichtet gewesen, daß sie keinen andern Theil mit Genauigkeit betrachtet hätten; aber alle erklärten einstimmig, es habe ihnen den Eindruck eines lebenden, sprechenden Antlitzes gemacht, welchen hervorzubringen, wie sie überzeugt wären, der menschlichen Kunst, selbst unter den günstigsten Umständen nicht gelingen könnte.

In Bezug auf den Grad der Schnelligkeit, mit welcher die Augen sich bewegten, kann der erzählte Versuch mit dem Zirkel uns eine Vorstellung geben. Einige Zeugen beantworteten diesen Theil der Frage, indem sie den Secundenzeiger einer Uhr als Vergleich anführten, von dem man auch nicht jeden Augenblick behaupten kann, „ich sehe ihn sich bewegen“, und doch nach einer unendlich kurzen Weile beschwören kann, er habe sich bewegt. Uebrigens schien der Grad der Schnelligkeit, mit der die Augen sich bewegten, eben so verschieden bei den einzelnen Bildern, wie es die Richtung war, in der sie sich bewegten:

bald senkrecht, bald wagerecht u. s. w., so verschieden, wie in der That ein Augenpaar vom andern ist, oder wie dieselben Augen zu verschiedenen Zeiten sind.

7. Nun kamen die Fragen: Sahen Sie dies Wunder mehr als ein Mal? Wie oft? Waren Sie der Sache stets gleich gewiß, oder zweifelten Sie manchmal an der Wahrheit derselben? Waren Andere dabei, wenn Sie Ihrer Sache ganz gewiß waren und überzeugten sich diese gleichfalls? Drückten dieselben ihre Ueberzeugung in ganz demselben Augenblick irgendwie aus? Und auf welche Weise? Geben Sie triftige Gründe dafür an, daß diese Ueberzeugung nicht das Resultat einer optischen Täuschung war, welche der Schein der Kerzen und der Schimmer oder die wellenförmige Oberfläche des Glases oder der Leinwand oder sonst ein auf das Bild angewandter Kunstgriff hervorbrachten.

Einige unserer Leser werden gewiß der Meinung sein, daß bereits genug gesagt worden ist, um bei jedem Vernünftigen jeglichen Verdacht zu entfernen, daß hier Täuschung oder Betrug stattgefunden. Auf die Gefahr hin, einen Theil unserer Leser zu ermüden, wollen wir indeß noch ein oder zwei Umstände zur Erhärtung hinzufügen, die bis jetzt noch nicht angeführt worden sind. Dieselben werden zur Vervollständigung des Beweises beitragen, wie weit wenigstens einige der Zeugen davon entfernt waren, sich durch bloße Aufregung oder Begeisterung fortreißen zu lassen, und wie unmöglich die Ausübung von Betrug war.

Wir glauben in der That nicht, wie wir schon gesagt haben, daß bloße Aufregung und Begeisterung jemals die ihnen zugeschriebene Täuschung der Massen hervorzubringen im Stande sind. Wir können uns denken, daß ein Mensch von schwachem Verstande momentan hingerissen werden könne, so daß er sich einbildet, er sehe, was er nicht sieht; aber wir können es nicht begreifen und halten es geradezu für unmöglich, daß Hunderte und Tausende in so hohem Grade getäuscht, und zwar wiederholt und anhaltend getäuscht werden sollten, daß sie bereit sind, wie viele von diesen Zeugen es zu sein betheuerten, ihr Leben

zur Vertheidigung ihrer Ueberzeugung hinzugeben. Wir glauben, daß gerade die große Zahl der Zeugen, die häufige Wiederholung des Wunders, mit einem Worte, jeder Umstand dieser höchst merkwürdigen Geschichte dazu dienen mußte, das Publicum vorsichtig zu machen und einem zu raschen Urtheile vorzubeugen, daß vielmehr Jedermann veranlaßt worden ist, „nicht zu glauben sondern zu zweifeln, einen Betrug zu fürchten, zu mißtrauen und zu zaudern“.

Es ist uns ein Fall bekannt, daß ein junges Mädchen in einer Klosterschule glaubte, die Madonna des Privat-Oratoriums vergösse Thränen, und daß es dieses den Schwestern hinterbrachte. Glaubten sie es? Waren sie von vornherein geneigt, es für wahr zu halten und nicht vielmehr zu denken, das Mädchen habe sich geirrt? Sie dachten, wie Jeder natürlich denken muß, ehe er untersucht hat, es sei eher möglich, daß das Kind sich geirrt habe, als daß ein Wunder geschehen sei; sie schritten zu einer Untersuchung und überzeugten sich, daß ihr Urtheil ein richtiges gewesen sei. So müssen auch in Rom Hunderte von Personen die Unwahrscheinlichkeit empfunden und vorausgesetzt haben, als Aehnliches kund wurde, und uns geht es eben so, wenn wir es lesen; doch ihre eigenen Sinne überführten sie des Gegentheils, und wir werden überführt durch die Kraft und Vielseitigkeit ihres Zeugnisses.

Wir könnten diese Bemerkungen durch manche auffallende und interessante Beispiele belegen, wenn nicht Mangel an Raum uns kurz zu sein nöthigte. Bei der Madonna in der Kirche degli Agonizzanti, oder vielmehr in der zu dieser Kirche gehörenden Kapelle, wandten die zuerst Kommenden, als die Nachricht sich verbreitete, das Wunder werde auch dort gewirkt, ihre Augen natürlich zu dem größern und bessern Gemälde, welches über dem Altare hing; dort hofften sie das Wunder zu sehen. Doch Niemand wurde gefunden, der sich auch nur für einen einzigen Augenblick einbildete, er sähe es wirklich; aber Alle sahen es und überzeugten sich, als der Priester zurückkam und ihre Aufmerksamkeit auf das alte und unscheinbare Gemälde über den

Bänken zur Seite lenkte. Und wieder traf es manchmal zu, während das Volk vor einem dieser Bilder betete, daß Einer oder vielleicht zwei oder drei zusammen Knieende ausriefen, das Wunder finde Statt, während es doch nicht der Fall war. Hier und dort mögen also einige fromme Seelen aus der Menge im Uebermaß ihres Eifers und ihrer Hast diesen Ausruf ausgestoßen haben; damit aber war die Sache zu Ende. Zu andern Zeiten dagegen, wenn das Wunder sich wirklich zutrug, wurde es durch ein gleichzeitiges Gejauchze, welches von der ganzen Menge ausging, kundgethan, so daß die, welche es hörten, dasselbe nur mit einem Donnerschlage oder einer Artilleriesalve vergleichen konnten. Sehr oft bestand auch dieses Gejauchze nicht bloß aus unbestimmten und allgemeinen Ausrufungen, als: „Sieh'! sieh'! die Augen bewegen sich jetzt! Jesus, Maria!" und dergleichen; sondern die Beschauer beschrieben genau die Natur der stattfindenden Veränderung, und die Einstimmigkeit des Ausrufs bestätigte seine Richtigkeit; wie z. B. „sieh', wie sie ihre Augen zum Himmel erhebt!" oder: „wie sie sie schließt," oder: „wie sie sie auf die zu ihrer Rechten, oder zu ihrer Linken Stehenden richtet!"

Noch ein Mal sei es gesagt: wären die besagten Phänomene bloß falsche Wahrnehmungen einer erhitzten Einbildungskraft gewesen, so hätte man natürlich erwarten müssen, daß dieselben bei Gemälden oder Bildern, die vorzugsweise der Gegenstand der Verehrung des Volkes waren, vorgekommen seien. Wären sie im Gegentheil nur an Gemälden oder Bildern zu Tage getreten, welche in Vergessenheit gerathen waren, so würden wir von dem Verfasser irgend einer neuen „Pilgerreise nach Rom" eine plausible Geschichte gehört haben, wie diese Wunder ersonnen worden seien, um für jene Gnadenörter einen Theil ihrer verlorenen Popularität wieder zu erlangen. Die Wunder fanden aber zuerst an einem Gemälde Statt, das weder vergessen noch stark besucht war; sie wiederholten sich dann an so vielen, daß sich keines darunter besonders auszeichnen konnte, um ein Lieblingsbild des Volkes zu werden; aber an einigen Bildern, für die

das Volk stets eine große, auch noch fortdauernde Verehrung gehabt hatte, fanden sie nie Statt.

Die Meinung, alle diese Erscheinungen seien das Resultat von Unterschleif und Betrügerei gewesen, ist, wo möglich, noch unhaltbarer, der Vernunft und den Thatsachen noch mehr widersprechend, als die Meinung, sie hätten gar nicht stattgefunden. Gleichzeitige Schriftsteller berichten, es hätte Niemand zu behaupten gewagt, daß Betrug auch nur möglich sei. Eine ganze Stadt sollte durch ein geschicktes Kunststück betrogen worden sein, das nicht bloß ein Mal und nicht an einem einzigen Gemälde ausgeführt wurde, nicht in irgend einem dunkeln isolirten Winkel, wo Niemand untersuchen konnte, sondern Tag für Tag und Nacht für Nacht wiederholt während eines Zeitraums von mehrern Monaten an siebenzig oder achtzig Bildern zu gleicher Zeit und in den besuchtesten Theilen der Stadt, an Bildern, die abgenommen, angefaßt und der genauesten Untersuchung unterzogen werden konnten und mit denen wirklich dieses alles vorgenommen wurde! Welcher Kopf hätte ein solches Gewebe von Betrug ersinnen können, das so offenbar in seinen Wirkungen und doch so unbemerkbar, so vervielfacht und doch nirgends zu entdecken war, und welche Hand konnte dasselbe in Ausführung bringen? Jedermann muß doch wahrlich bekennen, daß solch ein Betrug wie dieser — wenn es überhaupt ein Betrug war — menschliche Macht weit übersteigt; und daß, wenn es nicht ein von Gott gewirktes Wunder war, es nur ein vom Teufel gewirktes Lügenwunder gewesen sein kann. Wenn Jemand zwischen diesen beiden Alternativen noch schwanken sollte, so mag vielleicht das Folgende ihm zu einer richtigen Entscheidung verhelfen.

8. Die nächste Frage, die allen Zeugen in dieser gerichtlichen Untersuchung vorgelegt wurde, war diese: Welche Gefühle und Gemüthsbewegungen erregte der Anblick dieses Wunders in Ihrem Gemüthe; — welche Eindrücke hat es nach Ihrer Meinung auf Andere hervorgebracht, und welchen Grund haben Sie, dies zu glauben?

Es mag noch zu dem schon über diese Sache Gesagten hinzugefügt werden, daß Sonntag-Nachmittag, den 10 Juli, an dem Tage, nachdem die Wunder begannen, der Papst auf sechs öffentlichen Plätzen Rom's Missionspredigten halten ließ. Dieselben dauerten sechszehn Tage, also bis zum 26. Juli, und das Volk wohnte ihnen so zahlreich und mit solcher Andacht bei, daß selbst die geistlichen Uebungen, die man vor dem Jubiläum zu halten pflegt, nicht damit verglichen werden konnten. Die durch dieselben hervorgebrachten Früchte der Buße werden als in's Unglaubliche gehend beschrieben. Es wird berichtet, daß Leute, die Rom für einige Tage verlassen hatten, bei ihrer Rückkehr nichts als die materiellen Gebäude unverändert wieder sahen; bis in die geringsten Einzelheiten des Lebens, bis auf's Gespräch und die Sitten konnte Niemand das frühere Rom wiedererkennen. Jesus und Maria waren auf allen Lippen und in allen Herzen; Thränen der Buße und der Liebe befeuchteten Aller Wangen, und an nichts als an die wichtigen Fragen der Ewigkeit wurde gedacht oder davon geredet.

Hier ist vielleicht die passendste Gelegenheit, eine Frage zu berühren, die der Leser doch gewiß selbst früher oder später sich vorlegen wird — nämlich, welche Absicht Gott bei diesen außerordentlichen Wundern gehabt haben möge? Wir wissen, daß Seine Gerichte unbegreiflich und Seine Wege unerforschlich sind. „Wer ist unter den Menschen, der die Rathschläge Gottes verstehen, oder Seinen Willen erkennen kann?" [1]) Auch wissen wir, daß „die Barmherzigkeit des Herrn und Seine wunderbaren Thaten an den Kindern der Menschen" Ihn „verherrlichen" sollen. [2]) Ohne also mit Vermessenheit das uns Verborgene erforschen zu wollen, dürfen wir aufmerksam alle Umstände dieser Wunder prüfen (und würden vielleicht gegen unsere Pflicht fehlen, wenn wir es nicht thäten), um, so weit es möglich ist, aus dieser Erwägung den heilsamen Zweck zu erkennen, für welchen sie gewirkt wurden.

[1]) Buch der Weisheit IX, 13.

[2]) Psalm CVI, 8.

In dem vorliegenden Falle scheint ein flüchtiger Blick auf die politische Geschichte jener Zeit hinzureichen, um uns einen Leitfaden, wenn man so sagen kann, zur Erkenntniß der göttlichen Absichten zu geben. Im Jahre 1796, dem Jahre, in dem die Wunder gewirkt wurden, überschwemmte die französische Armee unter Buonaparte das nördliche Italien, und am 4. Februar 1797 wurde Ancona in Besitz genommen. Wir brauchen der Armee nicht durch alle Stadien ihres Vorrückens zu folgen, bis sie die ewige Stadt selbst occupirte und den Papst gefangen nahm, denn unsere Leser werden hinreichend mit den Hauptzügen der Geschichte vertraut sein. Sie werden daher leicht bei diesem einfachen Hinweis darauf den Zweck erkennen, welchem die in solch einem Augenblick gewirkten Wunder nach der Absicht der göttlichen Barmherzigkeit dienen sollten.

Ein ähnliches Wunder, an einem Gemälde in Brescia im Jahr 1524, [1]) war auch gleichzeitig mit schrecklichen Kriegen und Kriegsgefahren in ganz Italien, und endigte erst nach der Einnahme von Rom durch den Connetable von Bourbon im Jahr 1527. Das Wunder an dem Gemälde von Santa Maria presso S. Celso zu Mailand fand während der Pest Statt, also zu einer Zeit, wo, wie die Weltgeschichte zeigt, stets bei manchen Menschen Sünde und Bosheit und bei Andern Tugend und Rechtschaffenheit zuzunehmen pflegen. Man hat noch mehr Beispiele aus unserm Jahrhundert außer dem von Rimini, welche wir indessen unerwähnt lassen; denn die schon angeführten reichen sicherlich hin, den bestimmten Schluß zu ziehen, daß die barmherzige Absicht Gottes bei Wundern dieser Art die sein wird: den Glauben und die Hoffnung der Christen zu einer Zeit, wo eine sehr harte Prüfung ihrer harrt, zu stärken und zu beleben.

Der Heiland ermahnte seine Jünger, wenn sie von Kriegen und Empörungen hören würden, sich nicht zu fürchten, sondern ihre Häupter zu erheben, weil die Erlösung nahe sei; trotzdem

[1]) Astolfi, Storia Univ. delle Imag. Mirac. Venedig 1624. S. 540.

hat er uns auch unter den Zeichen „des Endes“ vorhergesagt, daß der Menschen Herzen ermatten und vergehen würden vor Furcht und Erwartung dessen, was über die ganze Erde kommen solle. Auch hat die Erfahrung gelehrt, daß zur Zeit großen allgemeinen Jammers, welcher doch gleichsam nur ein matter Schatten ist von „der Trübsal der Völker“ am Ende der Zeiten, die Herzen der Menschen wirklich oft ermatten, daß der Glaube der Brüder, die schwach sind, der Verzweiflung weicht und ihre Liebe erkaltet und erstirbt. Dies ist die natürliche Folge der Trübsal. Der allmächtige Gott, als ein barmherziger und mitleidsvoller Vater, läßt uns daher nicht über unsere Kräfte versucht werden; mit außerordentlichen Prüfungen sendet er zugleich außerordentliche Hülfe, durch die wir dieselben zu tragen vermögen. Wer wird daran zweifeln, daß während der schrecklichen Begebenheiten am Ende des verflossenen Jahrhunderts nicht manches wankelmüthige Herz sich aufrichtete und mancher schwache Geist erstarkte durch die Erinnerung an jene Zeichen und Wunder, welche in der Hauptstadt der christlichen Welt gewirkt worden waren? Und wer wird vor dem Tage des Gerichtes, wann die Geheimnisse aller Herzen offenbar werden, es sagen können, in wie manchen Seelen der Funke des christlichen Glaubens und der Hoffnung durch die Wunder wieder angefacht worden ist, die es Gott gefallen hat, in Rimini, Frosinone und andern Städten Italiens neuerdings kund werden zu lassen?

9. Wir kommen nun zu der letzten Frage, die den Zeugen vorgelegt wurde: Kennen Sie irgend Jemand oder haben Sie von irgend Jemand gehört, der bei diesen erstaunlichen Wundern gegenwärtig war und doch dieselben nicht für wunderbar hielt? Wer ist es und welche Gründe gibt er an?

Dies wurde allgemein verneint. Es gab Einige, welche die Wunder nie gesehen hatten, weil es ihnen nie geglückt war, einem der betreffenden Gemälde nahe genug zu kommen, um sich zu überzeugen, daß die Bewegung der Augen wirklich stattfände; oder welche, wenn es ihnen auch geglückt war, einen guten Platz zu bekommen, nicht die Geduld hatten, ihn sehr lange zu be-

haupten. Diese gaben jedoch auch zu, daß, während sie ihren Platz einnahmen, das Volk keineswegs behauptete, irgend eine Bewegung wahrzunehmen, sondern sich ruhig dem Gebete ergab.

Nur wenige, ja sehr wenige Ausnahmen ergeben sich bei solchen, welche nahe genug zu sein glaubten, wenn das Volk wirklich das Wunder zu sehen behauptete, und die es dann doch nicht selbst sahen; gerade so wie es zu Anfang jenem Priester erging, der so schwer sich überzeugen konnte. Doch selbst diese Zeugen bekannten sich vollkommen überzeugt sowohl von der Wirklichkeit des Phänomens als von seinem übernatürlichen Charakter, und zwar durch das übereinstimmende Zeugniß von Hunderten von Andern, denen sie als competenten Zeugen Glauben schenken konnten.

Vielleicht möchte irgend einer unserer Leser geneigt sein, zwar wohl den Sinnen, doch nicht dem Urtheil dieser Personen zu trauen und dieselben für Thoren zu halten, weil sie gegen oder wenigstens ohne die Ueberführung ihrer eigenen Sinne sich für überzeugt hielten, obgleich sie zugeben mußten, daß sie bei gewissen Gelegenheiten, wenn Andere das Wunder zu sehen behaupteten, selbst dasselbe nicht sahen, während sie doch, menschlich gesprochen, es eben so leicht hätten sehen können, wie die ihnen nahe Stehenden.

Wer aber darauf Gewicht legen will, sollte sich an die sehr einleuchtende Erwägung halten, daß (um Sir Philipp Sydney's Redeweise zu gebrauchen) „bei einer wunderbaren Sache ein Wunder kein Wunder ist;“ wir meinen, daß die ganze Begebenheit, welche wir zu beschreiben unternommen haben, nicht eine natürliche, sondern eine übernatürliche ist, und daß, da es Gott gefiel, die gewöhnlichen Gesetze der Natur in einem ihrer Theile unwirksam zu machen oder dieselben umzukehren, Ihm dasselbe auch in einem andern ihrer Theile zu thun gefallen haben kann. Es liegt kein Widerspruch darin, zu glauben, Gott habe aus weisen und unerforschlichen Absichten bei einem öffentlichen Wunder, das Er gewirkt, Einigen einen klaren und genauen Blick gewährt und denselben Andern versagt. So war es z. B.

bei der Auferstehung, oder noch entsprechender bei der Bekehrung des Saulus. Wie es aber auch zu erklären sein mag, daß diese Wenigen (denn es waren sehr wenige) das Wunder nicht sahen, so kann doch kein redliches und aufrichtiges Gemüth dies als einen gleichberechtigten Gegensatz zu den Aussagen der Hunderte ansehen, die es wirklich sahen. Wäre das fragliche Phänomen nur ein Mal, an einem einzigen Bilde wahrgenommen worden, und fünfzig dabei gegenwärtige Personen hätten geschworen, sie sähen es, und fünf andere, sie sähen es nicht, würde die Aussage dieser letzten die der ersten widerlegt haben? Wie viel weniger also, wenn die Zahl der Zeugen der einen Seite die auf der andern so unendlich übertraf, ohne von ihnen irgendwie verschieden zu sein, weder an Alter, Rang, Talent, Scharfsinn, noch an andern Eigenschaften, die ihrem Zeugniß einen höhern Grad von Beachtung sichern könnten! Gerechtigkeit und Nächstenliebe fordern, daß man eben so wenig in die Wahrhaftigkeit der Einen, als in die der Andern Zweifel setze.

Wir haben somit unser Versprechen erfüllt, indem wir die Fragen, welche bei der auf Verordnung des Cardinal-Vicars am 1. October 1796 in Rom begonnenen gerichtlichen Untersuchung über diese merkwürdigen Wunder gestellt wurden, und einen übersichtlichen Auszug aus den darauf gegebenen Antworten mittheilten. Wir dürfen demnach überzeugt sein, daß unsere Leser ohne Weiteres die Richtigkeit des Urtheils anerkennen werden, welches nach einer durch Se. Eminenz selbst unternommenen, höchst sorgfältigen Prüfung der ganzen Masse von Aussagen am 28. Februar 1797 ausgesprochen wurde: die Wahrheit der vorerwähnten wunderbaren und außerordentlichen Begebenheit sei genügend und mehr als genügend erwiesen (satis superabundeque comprobatam fuisse veritatem antedicti mirabilis prodigiosique eventus).

Der Cardinal ließ sogleich einen gedrängten Bericht über die Thatsachen zum Zwecke der Veröffentlichung aufsetzen, sah denselben von Anfang bis zu Ende durch und unterzeichnete mit eigener Hand jedes gedruckte Exemplar, so daß Jedermann sich

von der Glaubwürdigkeit der Erzählung überzeugen konnte. Unsere Darstellung ist ein Auszug aus einem dieser Exemplare. Und nun fragen wir Alle, die außerhalb der katholischen Kirche stehen, ob das Wunder von Rimini nicht durch eine solche Masse von Zeugnissen als Thatsache bewiesen ist, daß sie den Beweis in jeder andern Sache als unwiderstehlich anerkennen würden? Wenn sie nun, wie sie es doch wirklich müssen, diese Frage bejahend beantworten, und dennoch sich weigern, dem Berichte Glauben zu schenken, weil er unverträglich mit ihren Religionslehren ist, indem die pflichtschuldige Ehre und Verehrung für Bilder, welche sie verwerfen, so wie der Cultus der allerseligsten Jungfrau, deren Vermittelung sie nicht anerkennen, dadurch als etwas Gutes bestätigt wird, so hätten wir ihnen noch eine Frage vorzulegen. Sie wurde vor mehr als zwanzig Jahren gestellt und ist von vielen unter denen, die es am meisten angeht, noch nicht beantwortet worden. Sie lautet: „Wozu wird der Protestant sich verstehen? Wird er sich zurückziehen, oder vorwärts gehen? Wird er dem Zweifel an Allem anheimfallen, oder seine tief eingewurzelten Vorurtheile opfern? Wird er seine ganze Erkenntniß der Vergangenheit aufgeben, oder sich bemühen, die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit, welche er schon vollkommen zu besitzen glaubte, zu erlangen?“

Während das Vorstehende bereits im Druck begriffen war, hat man uns daran erinnert, daß ein Bericht über die von uns beschriebenen wunderbaren Erscheinungen gerade um die Zeit, als sie sich ereigneten, in England gedruckt worden ist. Die Frische der Darstellung, welche alle gleichzeitigen Zeugnisse charakterisirt, veranlaßt uns, einige der treffendsten Stellen aus diesem Berichte mitzutheilen. Der Titel des Buches ist: „Wunderbare, durch glaubwürdige Briefe aus Italien bestätigte Vorfälle.“ Es ist gedruckt in London von J. P. Coghlan, Nr. 37, Duke Street, Grosvenor Square, im Jahr 1796, wenige Monate vor der Veröffentlichung des Berichtes des Cardinal-Vicars, den wir benutzt haben.

Der Verfasser oder Herausgeber, wer immer er sein mag,

sagt, daß er zur Herausgabe „in Folge der absurden und falschen Berichte“ veranlaßt worden sei, „die in unsern Blättern über den in Frage stehenden Gegenstand so frei circulirt hätten.“ Er bemerkt weiter, „es handele sich nicht um eine einzelne Thatsache, welche sich in Gegenwart einiger weniger Menschen zugetragen habe, oder solcher, die im Voraus geneigt waren, sie zu glauben; die Vorfälle hätten an verschiedenen Orten, vor vielen tausend Zuschauern und vor Vielen, die am ehesten sie zu bezweifeln, zu leugnen und in's Lächerliche zu ziehen geneigt gewesen, stattgefunden; die Verfasser der Briefe, die dieselben berichten, seien ehrenwerthe, tugendhafte und rechtschaffene Leute; sie versicherten, Augenzeugen der Thatsachen gewesen zu sein, und beriefen sich auf das einstimmige Zeugniß der Leute an ihrem Wohnorte, um dadurch die Wahrheit ihrer Mittheilung zu bekräftigen.“

Der erste Brief, den wir im Auszug wiedergeben, ist aus Ancona vom 9. und 10. Juli 1796 datirt und bezieht sich auf einen Fall der wunderbaren Bewegung der Augen an einem Bilde Unserer Lieben Frau in derselben Stadt, welchen wir schon erwähnt, aber nicht näher beschrieben haben. Der Verfasser ist Monseigneur Deschamps de la Madeleine, gewesener Generalvicar und Domherr von Lyon. Er sagt: „Die Bewohner Ancona's fürchteten einen Einfall der Franzosen; das Gouvernement hatte keine Vertheidigungsmaßregeln getroffen, und da nichts angeordnet war, um dem Volke eine bestimmte Leitung zu geben, blieb es den Bösewichtern und den Besitzlosen anheimgegeben, welche ein allgemeines Blutbad anzurichten beschlossen. In der Nacht vom 25. auf den 26. Juni sollte dasselbe beginnen. Eine große Zahl von Matrosen gehörten mit zu dieser Verschwörung, und um ihren Theil an der Plünderung, die man unzweifelhaft vorgenommen haben würde, zu sichern, hatten sie einige Tage vorher schon ihr Eigenthum zu Schiff gebracht und ihren Frauen den Befehl ertheilt, sich auf das zu gebende Signal zum Zurückziehen auf ihre Boote bereit zu halten, um sich, wie sie sagten, vor den Franzosen zu retten.“ ... Da indeß ein Gerücht über dieses Complott sich verbreitet hatte, so herrschte „allgemein

Unruhe und Furcht" ... „Diese Weiber (die Frauen der Matrosen u. s. w.) hatten stets eine besondere Andacht zu einem wunderbaren Bildnisse der allerseligsten Jungfrau in der Kathedrale gehabt, und dahin strömten sie in ihrer gegenwärtigen Bedrängniß. Sie begaben sich auch zu Sr. Eminenz (dem Bischof von Ancona), um von demselben das Oeffnen eines Sarges zu erbitten, der den unverwesten Leichnam eines heiligen Bischofs dieses Stuhls aus dem fünfzehnten Jahrhundert enthielt, dessen Seligsprechung wir am letzten Mai gefeiert haben. Ihr Verlangen wird gewährt und sie drängen sich nach der Domkirche, um des Heiligen Schutz anzuflehen, bis es Zeit zur Litanei ist, die jeden Samstag am Altare der heiligen Jungfrau gesungen wird. Als sie nach der Litanei noch fortfahren, Maria um ihre Fürbitte anzuflehen, ruft ein kleines Kind, welches gegen seine Gewohnheit außerordentlich fromm und andächtig schien, seiner Mutter zu: »Die heilige Jungfrau bewegt ihre Augen«. Die Mutter sieht hin und schaut das Wunder. Andere Leute, von denen man weniger erwarten konnte, sie würden sich täuschen, sehen es ebenfalls. ... Das Gerücht des Wunders verbreitet sich in einem Augenblick über die ganze Stadt. Einige halten es für ein Märchen, Andere lachen von ganzem Herzen über die Leichtgläubigkeit der Zuschauer, und selbst in den Kaffeehäusern treiben die Müßigen und die Leichtfertigen ihren Scherz damit und machen unpassende Spässe. Viele nehmen sich jedoch vor, hinter das Geheimniß zu kommen und gehen selbst hin und sehen. Als sie zurückkehren, gestehen sie, von der Wahrheit dessen überzeugt worden zu sein, was sie erst gehört, nun aber selbst gesehen hatten. Seitdem führen die Spötter und Freigeister eine andere Sprache und schämen sich nicht, wegen der gottlosen und lächerlichen Deutung, die sie dem Wunder gegeben hatten, öffentlich um Verzeihung zu bitten. Die Straßen sind bald gedrängt voll ... Die durch das Wunder in Bestürzung gerathenen Anführer der Verschwörung werfen sich eiligst ihren Beichtvätern zu Füßen, legen ihre Waffen auf den Altären nieder und flehen jene um Vergebung an, die sie als die ersten Opfer ihrer Wuth

bezeichnet hatten. Die Kirchenthüre konnte nicht geschlossen werden, sondern blieb offen bis gestern Abend, dem dreizehnten Tage. Am nächsten Tage, Sonntag, den 26. Juni, forderte das Volk, daß das Bild in feierlicher Procession durch die Stadt getragen werde. Es blieb keine Zeit, dies öffentlich anzukündigen; doch in einem Augenblicke hatten Kapitel, religiöse Orden, Corporationen, Bruderschaften, der Adel, der Magistrat, zusammen etwa tausend Personen, die geregeltste und erbaulichste Prozession, gebildet, die ich je gesehen habe.... Seit dieser allgemeinen Procession, bei der man barfuß ging, haben noch viele andere stattgefunden, so wie auch Illuminationen; freiwillige Opfer sind gebracht worden, unter denen sich Juwelen, Gold, Silber, Diamanten, Perlen, Uhren, goldene Ketten &c., auch Geld, Dolche, Stilette und Pistolen befanden.

„Unser Cardinal-Bischof verordnete sehr weise, daß die Kirchenthüre, zum ersten Mal, gestern um zehn Uhr Abends geschlossen wurde, nachdem der Segen gegeben und der Rosenkranz und die Litanei gebetet war. Er verordnete auch, daß das allerheiligste Sacrament bis zum nächsten Sonntag ausgestellt würde. Was mich selbst betrifft, so glaubte ich von Samstag den 25. bis zum 28. um Mitternacht an das Wunder bloß auf das Zeugniß Anderer hin.... Seitdem habe ich selbst gesehen, erstens, daß die auf Leinwand gemalten Augen der heiligen Jungfrau sich in horizontaler Richtung bewegten, als wenn sie lebendig geworden wären; zweitens, daß sie sich weiter als gewöhnlich öffneten, was ich genau wissen muß, da ich oft an jenem Altare die Messe gelesen habe, und drittens, daß sie sich ganz dicht schlossen, so daß die Wimpern des obern Augenlides das untere bedeckten.

„Da Maßregeln getroffen werden, dem Publicum einen authentischen Bericht über die Wunder zu geben, so wurden gestern und vorgestern drei Maler zugezogen — in ihrem Fach ausgezeichnete und anerkannt rechtschaffene Männer. Ich kenne sie selbst als solche. Der von dem bischöflichen Notar und einigen andern Beamten begleitete Generalvicar bat sie, das Bild her-

unterzunehmen und es nach allen Seiten hin zu untersuchen. Sie nahmen das Glas heraus und berührten mit ihren Händen das Antlitz und besonders die Augen, um vielleicht irgendwo eine Höhlung zu entdecken. Nichts der Art wurde gefunden; die Leinwand war in allen ihren Theilen vollkommen unversehrt und auch nicht der Schein eines möglichen Betruges war vorhanden.... Kaum hatte man die Hand von den Augen entfernt, als sie sich weit öffneten. Die Maler blieben wie versteinert bei diesem Anblick und waren so ergriffen, daß sie den ganzen Tag keine Nahrung zu sich nehmen konnten. Ich habe so eben Joseph Pallavicini, einen der Maler gesehen; er ist fünfundfünfzig Jahre alt. Er hat sich von seinem Erstaunen noch nicht erholt und versichert mir, daß er die Augen sich unter seinen Fingern bewegen gefühlt habe, als gehörten sie einem lebendigen Körper an.... Ein berühmter Künstler, der auf Holz malt, war ebenfalls gegenwärtig und so von Ehrfurcht ergriffen, daß er einen 2000 Franken werthen Diamantring vom Finger zog und denselben auf die Krone der heiligen Jungfrau niederlegte. Dann eilte er zur Sacristei und verpflichtete sich, 2500 Franken zu irgend einer angemessenen Verzierung des Gemäldes beizutragen. Ein Türke wollte aus Neugierde das Wunder sehen, und als er es sah, sagte er auf italienisch: »Weib, du bewegst deine Augen,« legte dann die Hand auf seinen reichverzierten Säbel und sagte zu seinem Diener: »Gib ihr dies«."

Der Auszug aus den Briefen von Rom wird kürzer sein, da wir bereits einen vollständigen Auszug aus den in jener Stadt von der geistlichen Commission aufgenommenen Protokollen gegeben haben. Doch haben diese Briefe ein besonderes Interesse für die Engländer, da dieselben von Landsleuten geschrieben wurden, welche der letzten Generation noch bekannt gewesen sein müssen, und auch an Leute gerichtet sind, deren Namen uns nicht fremd klingen. So ist z. B. der eine an den berühmten Dr. Milner adressirt, der zu der Zeit Missionar zu Winchester war. Sein Correspondent war ein gewisser Herr Stephan Green, den, wie

wir aus seinem eigenen Briefe erfahren, Herr Milner vom Protestantismus bekehrt und der kurz zuvor die Subdiakonatsweihe im englischen Collegium zu Rom empfangen hatte. Ein anderer von Herrn Green's Briefen ist an den hochwürdigen Herrn Griffiths in St. George's Fields gerichtet. Wieder ein anderer Brief hat den Doctor Joh. Carl Bonomi, frühern Professor der Theologie im Collegium der Propaganda, zum Verfasser, der am 16. Juli 1796 an seinen Bruder (Nr. 76 Great Titchfield Street in London) schreibt. Dieses Herrn Aussage ist ganz besonders werthvoll, da derselbe ein kritisches Werk über Wunder geschrieben hatte und deshalb mit den Kriterien ihrer Glaubwürdigkeit genau bekannt war. Wenn wir diese Briefe hier vollständig mittheilen wollten, so würde das nur eine Wiederholung dessen sein, was unsere Leser schon aus andern Quellen erfahren haben. Wir entnehmen darum denselben nur einige interessante Notizen zur Ergänzung unserer frühern Mittheilungen. In den Briefen wird unter anderm gemeldet, es seien um diese Zeit in Rom einige Personen gefänglich eingezogen worden, weil sie falsche Gerüchte über Wunder in Umlauf gesetzt hatten. Dr. Bonomi spricht nicht allein seine eigene Ueberzeugung von der Wahrheit der wunderbaren Erscheinungen aus, sondern erwähnt auch Andere, „und zwar nicht Frauen oder Geistliche, sondern Weltleute, welche die Wunder anfänglich leugneten, sich aber nach einigen Tagen davon überzeugten.“ Er fügt hinzu: „Das Wunder hat sich nicht an den am meisten verehrten Bildern zugetragen, mit Ausnahme des Bildes der Madonna dell'Archetto, an welchem es zuerst am Samstag um zehn Uhr bemerkt wurde. . . . Es ist unbegreiflich,“ fährt er fort, „daß das Volk, das an nichts als an die Franzosen dachte, nicht sogleich ein Zeichen der bevorstehenden Befreiung von den Eroberern darin erblickte; aber nein: Zeichen aufrichtiger Reue, die Versöhnung mit Feinden, die Ablegung böser Gewohnheiten, eilige Zurückerstattung von unrecht erworbenem Gut, nicht zu erwähnen das Hindrängen zum Sacrament der Buße und selbst öffentlich unternommene Bußübungen waren die Wirkungen dieser Wunder. Am folgenden

Tage begannen, auf Verlangen des Volkes, die Missionen auf öffentlichen Plätzen. Das Gedränge dazu ist kaum glaublich.... Solche unter den Arbeitsleuten, Fleischern, Kärrnern, Lastträgern u. s. w., die früher am meisten Aergerniß gegeben hatten, waren die erbaulichsten. Um ihren Ernst zu bethätigen, beeilten sie sich, ihre verbotenen Waffen bei den heiligen Bildern aufzuhängen, oder sie ihren Beichtvätern auszuliefern. Die Handwerker beten oder singen jetzt bei ihrer Arbeit Lieder zu Ehren der Mutter Maria."

Die Missionen fingen am 10. Juli auf sechs verschiedenen öffentlichen Plätzen der Stadt an, und ein Herr, der an demselben Tage wie Dr. Bonomi schrieb, sagt darüber: „Die Straßen sind so erbaulich geworden wie Klostergänge. Manche Blinde, Stumme und Lahme sind auf wunderbare Weise geheilt worden. Man hat kein zweites Beispiel von so zahlreichen Wundern; sie finden in solcher Menge Statt, daß das Erstaunen darüber bei denen, die sie sehen, fast aufgehört hat. Doch bewunderungswürdig sind die Früchte, die sie bringen.... Bei der allgemeinen Communion in Ancona communicirten 14,000 Personen. Meuchelmörder, Revolutionaire, Atheisten, alle drängen sich an den Beichtstuhl, und nicht selten kommt es vor, daß Büßer auf Märkten und in Kirchen ihr Sündenbekenntniß öffentlich ablegen.... Wir wohnen dem Gottesdienste auf dem Platze bei, der sich zunächst unserer Wohnung befindet. Er ist groß, aber immer voll: keine Kirche wäre groß genug für eine solche Menschenmenge. Die Stille und die Aufmerksamkeit ist so groß, daß der Redner von einem Ende des Platzes bis zum andern gehört werden kann. Wenn die Predigt zu Ende ist, so folgt eine ehrfurchtsvolle Pause, und dann entfernt das Volk sich gruppenweise, indem es den Rosenkranz oder andere Gebete laut betet. Dieselben Auftritte sieht man auf den übrigen Plätzen, trotz der jetzt herrschenden außerordentlichen Hitze. Gestern, heute und morgen finden Bußprocessionen Statt, um frühere Aergernisse wieder gut zu machen. An jedem dieser Tage ziehen zwei Processionen von zweien der Plätze aus, wo die Missionen gehalten

werden, und besuchen jede eine von Rom's Hauptkirchen. Da diese Kirchen die Menschenmenge nicht fassen könnten, (ein Brief spricht von 40,000) so errichtet man einen Altar am Haupteingange, und nachdem die ganze Procession angekommen ist, stellt man das allerheiligste Sacrament auf demselben aus. Wir sahen gestern von unserm Fenster aus die Procession, welche von dem Platze auszog, wo wir die Predigt hören. Der Cardinalvicar, der mit der Verwaltung der römischen Diöcese beauftragt ist, trug voran das Kreuz, umgeben von mehrern Prälaten. Niemand erschien im geistlichen Ornate; die Priester und Ordensleute mischten sich ohne Unterschied unter die Laien jeden Standes und Ranges; die Frauen schlossen den Zug. An der Spitze der letztern schritt die Prinzessin Berberini und trug eine Copie des Bildes der Mutter Gottes von Ancona, an dem das Wunder sich zuerst gezeigt hatte. Das Gedränge war so groß, daß es unmöglich war, in regelmäßigen Reihen zu ziehen. Man ging gruppenweise, fünfzehn oder zwanzig Personen neben einander; einige Welt- und Ordensgeistliche schritten voran und stimmten geistliche Gesänge an, auf welche die Menge antwortete. Zwischen jeder Gruppe wurde etwas Raum gelassen. Diese Rangvermischung — Fürsten, Adelige, Arbeiter, Priester — alle im Gewande und in der Haltung von Sündern, machte einen außerordentlichen Eindruck. Es waren mehr Männer als Frauen dabei. Viele gingen barfuß. Alle schienen durchaus andächtig und mit der tiefsten Zerknirschung erfüllt zu sein. Es dauerte eine ganze Stunde, ehe Alle an unserm Hause vorbei waren."

„Wir schlossen uns den Letzten an und zogen mit bis vor Santa Maria Maggiore, wo wir Gott unsere Gebete darbrachten und den Segen empfingen. Alles ging mit der größten Ordnung und dem größten Anstande zu. Man hätte glauben sollen, die Procession sei nun zu Ende, und Jedermann würde nach Belieben nach Hause zurückkehren. Doch auch die Rückkehr glich einer frommen Procession, mit denselben Gebeten, denselben Gesängen, derselben innern Sammlung."

Zum Schluß bemerken wir noch, daß der Brief an Dr. Milner erwähnt, erklärte Atheisten hätten die Wirklichkeit der Wunder beglaubigt und sieben Juden so wie ein englischer Protestant seien durch sie bekehrt worden.

V. Das heilige Haus von Loreto.

Am Abhange eines Hügels an der östlichen Küste von Italien, ungefähr drei englische Meilen vom Meere, und achtzehn südlich von Ancona entfernt, liegt die Stadt Loreto. Oben auf dem Hügel erhebt sich hoch über die sie umgebenden Gebäude die prächtige Kathedrale mit ihrer großen Kuppel und ihrem Glockenthurm. Ungleich andern Kirchen, erscheint dieses Gebäude einer Burg ähnlich durch die Festungswerke, mit denen es versehen ist, um die Angriffe der Seeräuber abzuwehren, welche das in der Kirche befindliche Heiligthum zu plündern versuchen möchten. Der außerordentlichen Höhe und der Lage dieser Kathedrale wegen kann man sie vom Meere aus in weiter Entfernung sehen und ihr klangreiches Glockengeläute vernehmen.

„Beim Eintritt in die Kirche erblickt man unter der Kuppel ein freistehendes, rechtwinkeliges, nicht sehr hohes, anscheinend aus weißem Marmor aufgeführtes und reich mit Statuen und Schnitzwerk verziertes Gebäude. Tritt man in dies Gebäude, so staunt man über den Gegensatz zwischen der Armuth des Innern — wenigstens so weit es die Wände betrifft — und der Pracht des Marmors an der Außenseite. Die Wände, von innen gesehen, sind die rauhen, einfachen Wände einer Hütte, und augenscheinlich von hohem Alter." [1]) Dies ist das berühmte heilige Haus von Loreto, über welches das römische Martyrologium und die Kirchen-Kalender in manchen katholischen Erbauungsbüchern unter dem Datum des 10. December folgende Worte

[1]) Loreto und Nazareth, von W. A. Hutchison, Priester des Oratoriums.

enthalten: In Piceno Translatio sacrae domus Dei Genitricis Mariae, in qua Verbum caro factum est (in Piceno Uebertragung des heiligen Hauses der Gottesgebärerin Maria, in welchem das Wort Fleisch ward); während das Missale und das Brevier zum Gedächtniß an die wunderbare Begebenheit, welche in diesen Worten erzählt ist, eine eigene Messe und ein eigenes Officium haben.

„Die Kirche," sagt der heilige Augustinus [1]) „feiert jetzt jährlich das Gedächtniß solcher Begebenheiten, welche an gewissen Tagen stattfanden, und deren Erinnerung durch eine festliche Feier zu bewahren, sie ihrer hervorragenden Bedeutung wegen für nützlich und nothwendig erachtet;" und wiederum sagt derselbe Kirchenlehrer anderswo [2]): „Wir pflegen gewisse Tage zur Erinnerung an Gottes Wohlthaten auszusondern und zu heiligen, damit sie nicht im Verlaufe der Zeit aus dem Gesichte verloren und vergessen werden." Wenn nun der Bischof von Hippo als ein richtiger Erklärer der Meinung und der Motive der Kirche bei der Einsetzung ihrer Feste angesehen werden kann, so ist die Uebertragung des heiligen Hauses von Loreto ein Act der liebevollen Güte Gottes von ganz besonderer Art, welchen nicht zu vergessen nicht nur an und für sich recht und geziemend, sondern auch für unserer Seelen Heil zuträglich ist.

Der Hohn der halben Welt und die Andacht der andern Hälfte hat Jedermann mit der ungewöhnlichen Geschichte dieser Uebertragung, die in allen Sprachen Europa's rings auf den Mauern des Heiligthums eingeschrieben steht, bekannt gemacht. Das Haus, in welchem die allerseligste Jungfrau in Nazareth lebte, als der Engel Gabriel von Gott zu ihr gesandt wurde, oder vielmehr das einzelne Gemach des Hauses, in welchem sie sich damals befand und in welchem das unaussprechliche Geheimniß der Fleischwerdung des Wortes sich vollzog, in welchem Jesus auferzogen wurde und Seinen Eltern gehorsam war, von

[1]) Contra Faustum, lib. XXXII. c. 12.
[2]) De Civ. Dei. X. 3.

welchem aus Er Sich an den Jordan begab, um von Johannes getauft zu werden, ehe Er Sein öffentliches Lehramt antrat, — dieses Haus oder Gemach ist durch Engelhände in wunderbarer Weise zuerst aus Galiläa nach Dalmatien und in der Folge, gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, aus Dalmatien nach Italien gebracht worden, wo es seitdem stets geblieben und ein Gegenstand der tiefsten Verehrung aller Gläubigen gewesen ist.

Dies ist das Ereigniß, dessen Andenken die Kirche Gottes durch ein jährliches Gedächtnißfest feierlich aufbewahrt. Wir müssen daraus den Schluß ziehen, daß die Kirche dasselbe als eine Wohlthat ansieht, welche unsere Dankbarkeit erheischt und werth ist, in ewigem Gedenken bewahrt zu werden. Wir wollen die Sache einen Augenblick von diesem Gesichtspunkte aus betrachten, ehe wir dazu schreiten, sie im Lichte der Geschichte zu untersuchen.

Man könnte wohl sagen, die ganze Geschichte dieses berühmten Heiligthums sei in kurzem Umriß, oder gleichsam als Verheißung oder Vorhersagung, in jenen Worten enthalten, welche die Kirche jährlich bei der Feier ihres Festes wiederholt: „Ich will das Haus Meiner Majestät und die Stätte Meiner Füße verherrlichen.“ [1]) Denn wahrlich, nie ward ein Haus so verherrlicht, nie wurde ein Haus so berühmt von einem Weltende zum andern, wie dieses demüthige Gemach. „Es ist unzweifelhaft das besuchteste Heiligthum in der Christenheit,“ sagt ein unparteiischer Augenzeuge [2]). „Die Andacht der Pilger, selbst an den gewöhnlichen Wochentagen, übertrifft alles, was man an den heiligen Orten in Palästina sieht, ausgenommen die Kirche des heiligen Grabes um Ostern. Jeden Morgen, während es noch dunkel ist, werden die Kirchenthüren geöffnet. Wenige Lichter, welche die heilige Stätte umgeben, erhellen die Dämmerung und zeigen uns die

[1]) In einer der Antiphonen zur Vesper. Vgl. Jesaias 60, 13; und Psalm 131, 7.

[2]) Dr. Stanley.

knieenden Kapuziner, welche die Nacht dort zugebracht haben. Zwei Soldaten, mit dem Schwerte in der Hand, stellen sich am Eingange des Hauses auf, um es vor Unbill zu schützen. Einer der hundert Priester, welche den täglichen Dienst im Heiligthum versehen, beginnt am Hochaltare die erste der hundert und zwanzig Messen, welche täglich hier gelesen werden. Dann wird das heilige Haus selbst erleuchtet, die Pilger drängen sich hinein, und kommen und gehen von der Stunde an bis Sonnenuntergang in beständiger Strömung. Das »Haus« ist gedrängt voll von knieenden und auf den Boden hingestreckten Gestalten, das Pflaster um dasselbe herum ist tief ausgehöhlt durch das Kommen und Gehen der Betenden, welche alle, vom niedrigsten Bauern der Abruzzen bis zum König von Neapel, auf ihren Knieen sich um dasselbe herum bewegen; das Schiff der Kirche ist gefüllt mit Schaaren von Andächtigen, welche sich wie aus der Gegenwart eines Königs rückwärts zurückziehen, nachdem sie das Heiligthum besucht haben."

Woher kommt alles dieses, was ist die Ursache? Nichts Anderes als was der Prophet angibt: daß man dieses heilige Haus für „das Haus der göttlichen Majestät und die Stätte ihrer Füße" hält. Der Berg Sinai ist immer als ein heiliger Ort betrachtet worden, weil der Herr einst mit Feuer und in der Dunkelheit einer Wolke auf denselben hernieder kam, und dort die beiden mit Seinem eigenen Finger geschriebenen Gesetzestafeln dem Moyses gab; aber an der Stätte, von der wir jetzt reden, „ist der Sohn Gottes vom Himmel herabgekommen, hat durch den heiligen Geist von der Jungfrau Maria Fleisch angenommen und ist Mensch geworden": — „das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnet". Der Tempel Salomon's war wundervoll und glorreich und sehr heilig wegen „der Herrlichkeit des Herrn, die ihn erfüllte"; aber „größer ist die Herrlichkeit dieses letzten Hauses als die des ersten" [1]), wegen der beständigen körperlichen und sichtbaren Gegenwart Dessen, der „der

[1]) Aggäus 2, 10.

Abglanz der Herrlichkeit Seines Vaters und das wahrhaftige Abbild Seines Wesens" ist.[1]) Die Stadt Bethlehem in Judäa wurde der Gegenstand begeisterter Lobpreisung und Vorhersagung, weil sie zur Geburtsstätte des Sohnes Gottes auserwählt war; aber von Nazareth und nicht von Bethlehem erhielt er seinen Namen, und „es wurde erfüllt, was durch den Propheten verheißen war: Er wird ein Nazarener genannt werden." [2]) Und weiter: der Berg Thabor war Zeuge der Verklärung unseres Herrn, der Calvarienberg sah Seine Kreuzigung und der Oelberg Seine Himmelfahrt; aber mit welchem Orte war Er je so innig und so dauernd in Verbindung, als mit dieser demüthigen Hütte, wo Er während so vieler Jahre unter den Menschenkindern „aus und ein ging", ehe Er von Johannes im Jordan getauft wurde.

„Der Engel Gabriel wurde von Gott nach Nazareth, einer Stadt in Galiläa, zu einer Jungfrau gesandt, die mit einem Manne, Namens Joseph vermählt war, und der Name der Jungfrau war Maria." [3]) Das war der Anfang und die Grundlage des Ruhmes dieses Hauses, daß in ihm die allerseligste Jungfrau die Botschaft erhielt und die Empfängniß des ewigen Sohnes Gottes stattfand. Alsbald „stand sie auf und ging in das Gebirge" und kehrte, nachdem sie ungefähr drei Monate abwesend gewesen war, „in ihr eigenes Haus zurück" [4]). So verherrlichte sie wiederum durch die Gegenwart des allmächtigen Gottes diese demüthige Hütte; denn, wo Maria war, dort war der Mensch gewordene Gott. Als nun die Zeit nahezu erfüllt war, daß sie gebären sollte, ging sie „hinauf zur Stadt David's, welche da heißt Bethlehem"; und dort wurde Jesus der Welt geboren; dort empfing Er auch die Anbetung der Hirten und der Weisen, die aus dem Morgenland gekommen waren. Dann trug man Ihn nach Jerusalem zur Darstellung im Tempel, und „sobald sie alle Vorschriften nach dem Gesetze erfüllt hatten,"

[1]) Hebräer 1, 3. — [2]) Matth. 2, 6. 23. — [3]) Lukas 1, 27. — [4]) Lukas 1, 56.

kehrten sie in „ihre Stadt Nazareth“ zurück. Zunächst folgte die Flucht nach Aegypten, nach welcher sie sich „im Schlafe gewarnt, in die Gegend von Galiläa begeben“, und in ihre alte Heimath zurückkehren. Ferner ist kein Grund, zu vermuthen, daß bis zu der Zeit, wo Jesus sein öffentliches Lehramt antrat, ihr Aufenthalt daselbst anders als durch die jährlichen Besuche in Jerusalem unterbrochen worden wäre.

So sehen wir, daß das Haus der allerseligsten Jungfrau in Nazareth fast dreißig Jahre lang „das Haus der Herrlichkeit Gottes und die Stätte seiner Füße“ war. So lange Jesus einen Ort hatte, „wo Er sein Haupt hinlegen konnte,“ war es das Haus Seiner Mutter in der Stadt Nazareth, „wo Er aufwuchs“[1]). Seine Nachbaren und Bekannten sprachen von Ihm als „dem Sohne Josephs von Nazareth“, oder einfacher als „Jesus von Nazareth“. Bei Seinem feierlichen Einzuge in Jerusalem am Palmsonntage rief das Volk und sprach: „Dies ist Jesus, der Prophet aus Nazareth in Galiläa.“ „Jesus von Nazareth, der König der Juden“ war die Inschrift, die an Sein Kreuz geheftet wurde. Auch Seine Apostel führen nach Seiner Himmelfahrt und bei den feierlichsten Gelegenheiten dieselbe Sprache: „Im Namen Jesu Christi von Nazareth, stehe auf und wandele.“ So sagte auch der Engel, der am heiligen Grabe saß, zum Weibe: „Du suchst Jesum von Nazareth; Er ist nicht hier, er ist auferstanden.“ Selbst die Teufel redeten Ihn mit diesem Namen an: „Was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus von Nazareth?“ Ja, der Herr selbst gibt Sich vom Throne Seiner Herrlichkeit, zur Rechten Gottes, dem Saulus zu erkennen als „Jesus von Nazareth, den du verfolgst“. Mit einem Worte, Nazareth war vorzugsweise „die Stadt Jesu“, und das Haus der allerseligsten Jungfrau in dieser Stadt war Seine Heimath, die irdische Heimath des Mensch gewordenen Gottes. Wenn wir uns diese einfache und doch so erstaunliche Thatsache einmal recht klar gemacht haben, so darf kein Act der

[1]) Lukas 4, 16.

göttlichen Macht, wie wunderbar er auch sein möge, durch welchen es Ihm in spätern Zeiten gefallen haben mag, dies Haus zu verherrlichen, in unsern Augen auffallend oder unwahrscheinlich erscheinen.

Es ist ein der menschlichen Brust natürliches Gefühl, daß man großen Werth auf sein elterliches Haus legt und Freude daran findet, es sich zu erhalten; ganze Vereine haben sich schon ehedem gebildet und bestehen noch mit der ausgesprochenen Absicht, für die Erhaltung des Hauses irgend eines berühmten Vaterlandsfreundes oder Philosophen, eines unsterblichen Dichters oder siegreichen Kriegers dauernd zu sorgen. Die Zerstörung eines solchen Denkmales würde man als einen Beweis großen Mangels an Achtung für das Andenken des Verstorbenen ahnden. Warum denn sollte es nun für sonderbar gelten, wenn die Heimath des Einen, der ebensowohl wahrer Mensch wie wahrer Gott war, durch die allmächtige Hand dessen, der sie bewohnte, während einer Reihe von mehr als achtzehn Jahrhunderten so bewahrt wurde, daß sie noch bis zum heutigen Tage unter uns zu finden ist? Unzweifelhaft hätte die Erhaltung dieses Denkmals auf natürlichem Wege, durch bloß menschliche Mittel, durch fromme Fürsorge und Aufsicht von Seiten der christlichen Gemeinde geschehen können; es ist keineswegs undenkbar, daß dies gelungen sein möchte, hätte es Gott so gefallen. Das katholische Gemüth aber, dem die innige Verbindung bekannt ist zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Welt, wird in der Thatsache, daß diese Erhaltung wirklich nicht ohne wunderbares Eingreifen der göttlichen Macht zu Stande gekommen ist, auch nicht für einen Augenblick irgend eine Schwierigkeit finden. Ein Katholik, der aufrichtig an die Menschwerdung unseres Herrn Jesu Christi glaubt, wird es von vorn herein für wahrscheinlich oder doch gewiß nicht für unwahrscheinlich halten, daß die heilige Stätte, wo jenes staunenswerthe Geheimniß verwirklicht worden ist, der Andacht der Gläubigen für alle Zeiten erhalten werden sollte. Ob die Mittel, durch welche jene Stätte erhalten wurde, natürliche oder übernatürliche waren, oder theilweise das eine

und theilweise das andere, ist für ihn bloß eine Frage der Geschichte, bei deren Beantwortung er sich durch die thatsächlichen Beweise, die beizubringen sind, leiten lassen wird.

Welches sind denn die thatsächlichen Beweise, zufolge deren der Katholik die Geschichte der Uebertragung des heiligen Hauses glaubt?

Ich vermuthe, die große Mehrzahl der Katholiken, wenn man sie hierüber befragte, würde auf der Stelle antworten: obgleich sie die Sache selbst nie geprüft hätten, hielten sie dieselbe doch für wahr, weil man es ihnen immer so gesagt habe, und weil sie wüßten, daß ihre heilige Mutter, die Kirche, viel zu weise und vorsichtig sei, um ohne sorgfältige Untersuchung und ohne mindestens wahrscheinliche Gründe für die Wahrheit, irgend welchen Geschichten von wunderbaren Begebenheiten die Autorität ihres Namens zu leihen.

Und würde diese Antwort nicht durchaus richtig und vernünftig sein? Das Leben ist nicht lang genug, um alles zu untersuchen und zu erforschen, und es gibt gar manches, was wir auf das Zeugniß Anderer hin annehmen müssen und auch ohne Gefahr annehmen können. Ueberdies ist die Kirche vorsichtig in ihren Entscheidungen über derartige Dinge, so vorsichtig, daß wir ihr ohne Bedenken trauen können, wenn sie ihr gewohntes Schweigen bricht und irgend ein besonderes Wunder durch einen feierlichen Act, wie die Einsetzung eines jährlichen Festes zu dessen Gedächtniß, der Verehrung ihrer Kinder empfiehlt.

Es gibt indeß Andere in der katholischen Welt, und ihrer sind nicht wenige — doch vielleicht mehr in andern Ländern, als in England[1]) — welche eine andere Antwort geben und sagen würden: „Ich glaubte diese Geschichte zuerst auf Tradition oder

[1]) Ich kenne kein kritisches Werk in unserer Sprache über diesen Gegenstand, es sei denn das des amerikanischen Erzbischofs Dr. Kenrick, von welchem ich nur eine italienische Uebersetzung gesehen habe; und zwei unschätzbare Vorträge des verstorbenen Paters Hutchison. Dieselben weiter auszuführen, wie er beabsichtigte, war dem begabten Verfasser leider nicht vergönnt.

auf Autorität, das heißt, weil Andere sie mir erzählten, oder weil sie mir durch die feierliche Bestätigung der Kirche empfohlen war. Doch habe ich auch sorgfältig alle Beweise, die dafür angeführt werden können, geprüft, so daß ich nun auf noch andere Gründe hin, die ganz unabhängig von der Meinung meiner Nebenmenschen und der Kirche sind, von ihrer Wahrheit überzeugt bin — nämlich aus denselben Gründen, auf welche hin ich irgend eine andere Thatsache der Geschichte glaube. Denn die Argumente zu Gunsten der Wahrheit der Sache scheinen unendlich viel überzeugender als alle, die dagegen angeführt werden können, oder mit andern Worten: die Schwierigkeit, die Sache für falsch zu halten, scheint mir unendlich größer, als die Schwierigkeiten, die ich dabei finde, sie für wahr zu halten."

In den folgenden Blättern werden wir dem Leser Beweise für die Uebertragung des heiligen Hauses nach Loreto vorlegen, welche unseres Erachtens mehr als genügend sind. Wir hegen die feste Hoffnung, daß wenigstens einige unserer protestantischen Landsleute veranlaßt werden mögen, unsere Beweisführung mit derselben Aufmerksamkeit und Unparteilichkeit zu lesen, mit der wir uns bemüht haben, sie zu schreiben. Wir wissen, daß es nur zu viele unter ihnen gibt, welche dem allmächtigen Gott die Macht nicht zugestehen wollen, etwas zu thuen, dessen Vernunftmäßigkeit und Nützlichkeit ihrem eigenen Verstande nicht hinreichend klar ist, und welche sich für berechtigt halten, ohne Weiteres und ohne irgend welche Untersuchung die ganze Geschichte als offenbar abgeschmackt und falsch zu verwerfen. Solche Leute machen sich keinen Scrupel, diesem ihrem voreiligen Urtheile zu trauen, als ob es nothwendig unfehlbar und mehr als hinreichend sei, um dem entgegenstehenden Glauben von Millionen von Katholiken aus allen Nationen das Gegengewicht zu halten, unter denen Hunderte und Tausende von gelehrten und fähigen Männern sind, die nicht auf die Tradition sondern auf ihre eigene persönliche Ueberzeugung hin glauben. Für solche Leute, ist es unnütz, zu schreiben. Selbst wenn es möglich wäre, den Beweis so klar und unwiderstehlich herzustellen, wie den Beweis eines

mathematischen Lehrsatzes, so würden sie dennoch fortfahren, davon zu reden, als ob es eine abgedroschene Fabel oder eine Sache sei, über die unmöglich eine Meinungsverschiedenheit bestehen könne, und die nur in so fern nicht der Vergessenheit anheimfallen dürfe, als sie in der religiösen Polemik als ein schlagender Beweis der niederträchtigen Betrügerei der Pfaffen und des unwissenden Aberglaubens der Katholiken im Allgemeinen zu benutzen sei. Wir hoffen indeß, es werde doch einige Besonnene geben, welche nicht wagen, ihren eigenen Verstand zum Maßstab der Allmacht zu machen, und welche die Annahme gelten lassen, daß ein so außerordentlicher Bericht niemals einen so allgemeinen Glauben gefunden haben würde, wenn durchaus nichts zu seinen Gunsten spräche; und die gerade deshalb zugeben, daß es, selbst dann, wenn man durchaus keine urkundlichen Beweise anzuführen hätte, oder die angeführten sich als hoffnungslos verwirrt und unsicher auswiesen, alles in allem genommen doch noch das Vernünftigste sei, das heilige Haus als die wirkliche nazarenische Heimath der Kindheit des Heilandes anzuerkennen.

Wenn wir nun im Einzelnen die thatsächlichen Beweise untersuchen, welche für die Uebertragung des heiligen Hauses sprechen, so nehmen vornehmlich drei Punkte unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, oder vielmehr es ergeben sich drei Hauptepochen, in welche unsere Untersuchung sich wie von selbst eintheilen muß: erstens, der Beweis dafür, daß das Haus der allerseligsten Jungfrau, welches gemäß der heiligen Schrift unzweifelhaft einst in Nazareth stand, während mehr als zwölfhundert Jahren dort ungestört geblieben ist; zweitens, der Beweis für das Factum seiner Uebertragung von Nazareth nach Dalmatien; drittens der Beweis für die Uebertragung von Dalmatien nach Italien. Wir ordnen unsere Bemerkungen demgemäß, so weit es sich thun läßt, nach dieser einfachen und passenden Eintheilung.

Wir beginnen also mit der wichtigen Frage von der Erhaltung des Hauses Unserer Lieben Frau in Nazareth während der ersten zwölf Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung.

Nach einer alten Tradition [1]), welche mit allem, was wir von den Sitten der ersten Christen kennen, übereinstimmt, ist das Gebäude, das durch die beständige Gegenwart des Mensch gewordenen Sohnes Gottes während eines Zeitraumes von beinahe dreißig Jahren geheiligt war, von den Aposteln selbst zu heiligen Zwecken bestimmt worden. Gewiß ist wenigstens, daß alte Autoritäten uns erzählen, die heilige Kaiserin Helena habe, als sie das heilige Land besuchte, an allen denjenigen Orten Paläſtina's Kirchen und Bethäuser errichtet, welche Zeugen der hauptsächlichsten Begebenheiten aus dem Leben unseres Herrn gewesen waren. [2]) Man kann nun unmöglich glauben, daß sie gerade diesen einen Platz, wo gewissermaßen die Grundlage unseres Heiles gelegt wurde, übersehen haben sollte. Eusebius beschreibt besonders die prächtigen Kirchen, welche sie in Bethlehem und auf dem Oelberge, den Orten Seiner Geburt und Seiner Himmelfahrt, erbaut hat. Nicephorus Kallistus gibt uns auch Einzelheiten in Betreff mancher andern Kirchen und erwähnt besonders, daß sie „nach Nazareth hinabging und nachdem sie dort das Haus des englischen Grußes [3]) ausfindig gemacht hatte, der Mutter Gottes eine sehr schöne Kirche baute". Es ist wahr, die Aussage dieses Autors ist nicht von solchem Belang, wie die des Eusebius gewesen sein würde. Inzwischen sagt Benedict XIV.: „Eine Ueberlieferung wird dadurch nicht über den Haufen geworfen, daß keine gleichzeitigen Zeugnisse der Thatsache uns überliefert sind, wenn andere spätere Monumente von großem Gewicht nicht fehlen." In der That würde die entgegengesetzte Annahme, daß nämlich keine Ueberlieferung alt und glaubwürdig sei, deren ununterbrochene Dauer nicht durch

[1]) Adrichomius, „Theatrum Terrae Sanctae", Zabulon n. 23, p. 41. Ausgabe von 1538.

[2]) Paulinus, Ep. XI ad Severum. „Aedificatis Basilicis contexit omnes et excoluit locos, in quibus salutaria nobis mysteria pietatis suae Incarnationis et Passionis et Resurrectionis atque Ascensionis sacramentis Dominus Redemtor impleverat."

[3]) Niceph. E. VIII. 30.

gleichzeitige Urkunden bewiesen wird, die Hälfte der Weltgeschichte auf einen Schlag vernichten.

Im siebenten Jahrhundert haben wir das Zeugniß Adamnan's, [1]) welches auch unser Landsmann, der ehrwürdige Beda, wiederholt hat, [2]) für die Thatsache, daß in Nazareth zwei Kirchen gewesen seien, die eine, wo früher das Haus gestanden hatte, in welchem unser Heiland als Kind aufgewachsen ist, die andere an der Stelle des Hauses, in welchem der Engel Gabriel zur allerseligsten Jungfrau Maria kam. Einige Schriftsteller, welche die Wahrheit der wunderbaren Uebertragung des Hauses von Nazareth nach Loreto im dreizehnten Jahrhundert leugnen, gründen nun ihren Widerspruch zum Theile auf die Angabe dieser Schriftsteller: sie geben zu, daß jenes Haus in den Tagen der heiligen Helena im vierten Jahrhunderte existirte; aber sie behaupten, Helena habe es zerstört und an dessen Stelle eine Kirche gebaut. Den ersten Theil dieser Angabe können wir gelten lassen; doch den letzten verwerfen wir. Denn wenn es auch wahr ist, daß die heilige Helena dort eine Kirche baute, so folgt daraus keineswegs, daß sie das Haus deshalb zerstörte.

Das Haus der heiligen Cäcilia in Rom wurde den Christen geschenkt und in eine Kirche verwandelt; das Badezimmer jedoch, der Schauplatz der Leiden und des Triumphes der jungfräulichen Martyrin, blieb unverändert und ist noch heutigen Tages zu sehen. Ebenso wurde der Ort, an welchem man die heilige Agnes der Schmach aussetzte, in eine Kirche verwandelt; doch das fromme Interesse, das sich an diese Stätte besonders knüpfte, veranlaßte deren Erhaltung, und so ist sie noch vorhanden. Wir haben in Rom die mamertinischen Gefängnisse, wo der heilige Petrus gefangen gehalten wurde, in Subiaco die Höhle des heiligen Benedict, ferner die kleine Kirche des heiligen Franciscus von Assisi und noch hundert derartige Orte, die man als Beispiele für dasselbe Verfahren anführen könnte. An allen diesen

[1]) De Locis Sanctis II. 6.

[2]) De Loc. Sanct. c. 16, Op. t. IV. p. 435, ed. Giles.

Orten errichtete die Frömmigkeit der Christen mit einem größern oder geringern Aufwande von Pracht neue Kirchen, ohne daß jemals die besondern Stätten, denen in speciellerer Weise ihre Verehrung galt, deshalb zerstört wurden. Warum denn sollte die heilige Helena hier nicht dasselbe gethan haben?

Selbst wenn die Geschichte nichts darüber verlauten ließe, so würde von vornherein die größere Wahrscheinlichkeit auf Seiten der Meinung sein, daß die erste christliche Kaiserin, als sie an dieser hochheiligen Stätte einen Tempel baute (und es war nur natürlich, daß sie es that), sich wohl hütete, jenen Theil des Ortes zu zerstören, der mit Recht das Allerheiligste genannt werden kann, jenes Gemach, in welchem das Wort Fleisch ward.

Wir sind jedoch in dieser Beziehung nicht auf Muthmaßungen beschränkt.

Johannes Phokas, ein griechischer Priester, der das heilige Land im Jahr 1185 besuchte — also ein ganzes Jahrhundert vor der fraglichen Uebertragung — und einen Bericht über seine Reise schrieb, nennt die Kirche der Verkündigung in Nazareth und erwähnt hauptsächlich in seiner Beschreibung derselben, daß „zur linken Hand nahe beim Hochaltar eine Oeffnung sich befinde, durch welche man auf wenigen Stufen in das alte Haus Joseph's hinunter steige, in welchem der Erzengel der allerseligsten Jungfrau bei ihrer Rückkehr vom Brunnen die frohe Botschaft verkündete." [1]) Wir brauchen uns nicht darüber zu wundern, daß dieser Schriftsteller es zufällig das Haus Joseph's und nicht das Haus Maria's nennt; denn es versteht sich von selbst, daß es mit gleichem Recht das Haus des Einen wie der Andern genannt werden konnte. Eben so wenig kümmert uns für den Augenblick die orientalische Tradition, gemäß welcher Phokas die Beschäftigung der sel. Jungfrau in dem Augenblicke, bevor der Engel zu ihr kam, besonders bezeichnet. Sein Zeugniß gehört hierher wegen der Auskunft, die es uns gibt über die Lage der Stätte, welche der Schauplatz

[1]) Acta Sanctorum Bolland., Maii tom. II. p. 3.

der Verkündigung war, im Verhältniß zu der Lage der Kirche im Allgemeinen', und für diesen Punkt ist sein Zeugniß von großer Wichtigkeit. Das Zimmer der allerseligsten Jungfrau, das Allerheiligste (sanctum sanctorum) dieser Kirche, war etwas tiefer gelegen als der Fußboden des übrigen Gebäudes; man mußte dahin auf einigen Stufen hinuntersteigen; auch befand es sich an einer Seite des Hauptgebäudes.

Der Leser wird sofort einsehen, daß dieser Umstand (welcher in einer Stadt wie Nazareth, die hoch am Abhange eines Hügels lag [1]) ganz natürlich war) die stärkste Bestätigung der Annahme enthält, daß die heilige Helena die besondere Stätte, welche sie zu ehren wünschte, mit in die Kirche hineingezogen und nicht zerstört habe. Wir gehen sicherlich nicht zu weit, wenn wir sagen, dieser Umstand sei dadurch deutlich bewiesen. Phokas ist übrigens nicht der einzige Schriftsteller, von dem wir unsere Kenntniß des Innern der Kirche Unserer Lieben Frau zu Nazareth hernehmen; wir besitzen im Gegentheil unzählige ähnliche Beschreibungen aus der Feder anderer Reisenden. So z. B. sagt der Belgier Zuallard, der den Baron von Merode im Jahr 1586 bei seinem Besuche jener Gegenden begleitete: „Um zu der Stätte zu kommen, wo die Verkündigung stattfand, welche tiefer als der Boden der Kirche liegt, steigt man zwölf Stufen hinunter ..... Die Fundamente von Joseph's Hause, in welchem, wie berichtet wird, unser Heiland als Kind auferzogen wurde, stehen dort noch; doch der übrige Theil des Hauses wurde auf wunderbare Weise durch Engel in das christliche Gebiet hinübergetragen und befindet sich jetzt in Italien, in einer Stadt, St. Maria von Loreto genannt." [2]) Wir können auch den spanischen Franciscaner Di Calaorra [3]) citiren, welcher sagt, daß das Haus Unserer Lieben Frau unter dem Schiff an der nördlichen Seite der Kirche sich

[1]) Lukas 4, 29.
[2]) Il devotissimo Viaggio di Gerus., lib. IV. p. 281. Romae 1587.
[3]) Historia Cronologica della Prov. di Syria e Terra Santa, B. 2, c. 27. Italienische Uebersetzung, Venedig, 1694.

befand, und daß eine Treppe von sechs Stufen zu demselben hinunterführte. Und in unsern eigenen Tagen erzählt der Trappisten-Pater Geramb, daß man von der Kirche aus an die Stätte, wo Maria wohnte, auf einer breiten und hübschen Treppe von weißem Marmor hinuntersteige, und daß auf einer Marmortafel unter dem Altare die Worte eingegraben stehen: Verbum caro hic factum est (Hier ist das Wort Fleisch geworden).

Wir wählten das Zeugniß des griechischen Schriftstellers, weil es das einzige aus einer Zeit ist, welche vor die Versetzung des Hauses nach Europa fällt, so daß jedwede Uebereinstimmung zwischen seinem Zeugniß und der folgenden wunderbaren Erzählung besonders schätzbar ist.

Es liegt also nicht das Geringste gegen die Annahme vor, die heilige Helena habe eine Kirche zu Ehren der Verkündigung Mariä gebaut und doch das Gemach selbst, wo diese stattfand, unberührt gelassen. Aus manchen Gründen, die der Leser bald erkennen wird, ist es von großer Wichtigkeit, diesen Punkt klar festzustellen.

Ehe wir den Faden unseres Berichtes wieder aufnehmen, wird es zweckmäßig sein, noch eine andere Bemerkung über die Aussage des h. Adamnan und die des h. Beda zu machen. Sie reden, wie wir bereits gesehen haben, von zwei Kirchen in Nazareth, von denen die eine an dem Orte stand, wo der Engel der h. Maria erschien, die andere an der Stelle des Hauses, wo unser Heiland als Kind auferzogen wurde. Da nun das Haus von Loreto gewöhnlich diese beiden Prärogative beansprucht, so müssen wir bemerken, daß die zweite Kirche an der Stätte gebaut worden zu sein scheint, wo der h. Joseph seinem Geschäfte als Zimmermann nachging, und von der man also ganz so richtig wie von seiner Mutter Wohnung sagen konnte, der Heiland sei daselbst aufgewachsen. Pater Geramb theilt uns mit, daß dieser Ort 130 bis 140 Schritte von der ersten Kirche entfernt ist und den Namen der Werkstätte des h. Joseph bis jetzt behalten hat. Wir erwähnen dies nur, damit diejenigen

nicht verwirrt werden, die Gelegenheit haben, die Autoritäten, auf die wir uns berufen, im Original nachzuschlagen.

Ungefähr hundert Jahre nach dem h. Beda wird die Kirche wiederum erwähnt in der Biographie des h. Willibald, des ersten Bischofs von Eichstätt, der im J. 775 lebte, oder vielmehr in der Beschreibung seiner Reisen, die nach Einigen von seiner Schwester verfaßt ist. „Nachdem sie ihre Andacht verrichtet hatten," heißt es darin[1]) „begaben sie sich nach Galiläa, an den Ort, wo Gabriel zur h. Maria kam. Hierselbst ist nun eine Kirche, im Dorfe Nazareth. Für diese Kirche haben die Christen oft den Heiden Geld gegeben, um sie von ihrem Vorhaben, dieselbe zu zerstören, abzuhalten." Wilhelm, Erzbischof von Tyrus, theilt uns mit, daß Tankred im zwölften Jahrhundert zu dieser Kirche wallfahrtete und sie mit solcher Pracht ausstattete, daß sie die Metropolitankirche von ganz Galiläa wurde. Noch hundert Jahre später wurde die Stätte von den Thränen des h. Franciscus von Assisi benetzt; und in demselben Jahrhundert betete dort der h. Ludwig von Frankreich. Der Biograph dieses königlichen Heiligen erzählt, daß, sobald Nazareth seinen Augen sichtbar wurde, der König vom Pferde stieg und den Boden küßte; daß er sich darauf „zur Stätte der Verkündigung" begab und „in demselben Gemache, in dem die Jungfrau Maria, Unsere Liebe Frau, durch den Engel begrüßt und zur Mutter Gottes erklärt wurde, der Messe beiwohnte und die heilige Eucharistie empfing;" wonach er noch bei einer andern Messe „am Hochaltare der Kirche" gegenwärtig war, welche durch Odo, Cardinal-Bischof von Frascati und Legat des apostolischen Stuhles, gelesen wurde.[2])

Nichts kann genauer und deutlicher sein, als dieses Zeugniß, welches vom Herbst des Jahres 1253 datirt, nämlich sechs Monate früher, als der h. Ludwig das heilige Land verließ, um in seine Staaten zurückzukehren, und vierzig Jahre vor der

[1]) Canisii Thesaur. II. p. 110. Siehe auch Acta SS. Ord. Bened. IV. 374.

[2]) Storia di San Luigi IX. del Pietro Mattei, p. 171, lib. III. Venedig, 1628.

fraglichen Uebertragung des h. Hauses von Galiläa nach Dalmatien.

Nun meinen jedoch einige Kritiker gerade während dieses Zeitabschnitts von vierzig Jahren den sichersten Beweis für die Zerstörung des heiligen Gebäudes und die Unglaublichkeit seiner nachfolgenden Wegführung gefunden zu haben. Im Jahr 1263, also zehn Jahre nach dem Besuche des h. Ludwig, schrieb ihm Papst Urban IV. einen Brief, in welchem er klagt, der Feind habe nicht nur die ehrwürdige Kirche von Nazareth, unter deren Dach die Jungfrau der Jungfrauen den Gruß des Engels entgegennahm und vom heiligen Geiste empfing, in Besitz genommen, sondern dieselbe zerstört: „Seine boshaften und gotteslästerlichen Schergen haben sie in ihrer Wuth der Erde gleich gemacht und sie gänzlich zerstört.“ Diese Sprache ist sicherlich nachdrücklich und deutlich; doch selbst, wenn jedes Wort davon ganz streng und buchstäblich wahr wäre, so könnte dennoch das Gemach selbst, der eigentliche Ort der Fleischwerdung des Wortes [1]) die Zerstörung überlebt haben; denn, wie wir gesehen haben, lag dasselbe niedriger und zur Seite des Hauptgebäudes. Man könnte ja auch bei dem vorhin von uns angeführten Beispiele in voller Wahrheit unter ähnlichen Umständen sagen, die Kirche der h. Agnes auf der Piazza Navona in Rom sei dem Boden gleich gemacht und gänzlich zerstört worden; und doch könnten dabei jene Gemächer, an welchen das Hauptinteresse des Gebäudes hängt, unbeschädigt geblieben sein. Oder Jemand könnte erzählen, die Kirche von Santa Maria degli Angeli (zu den Engeln) zu Assisi sei bei dem Erdbeben des Jahres 1832 (wie es wirklich geschehen ist) zerstört worden, und doch könnten die Kapellen, welche den hauptsächlichsten Gegenstand der Verehrung bilden, ohne Beschädigung geblieben sein. Man darf aber mit gutem Grunde vermuthen, Papst Urban habe einen etwas übertriebenen Bericht über das geschehene Unglück erhalten. Dies konnte sehr leicht der Fall sein. Die Ungläubigen gewannen damals schnell den verlorenen

[1]) Ipsissimus locus Incarnationis.

Boden wieder, und es war daher nur natürlich, daß die Christen, die sich noch im heiligen Lande befanden, nach Europa und besonders nach Rom einen möglichst betrübenden Bericht sandten, in der Hoffnung, daß dadurch noch ein Mal die Flamme des christlichen Eifers angefacht und Frankreich's und England's Ritterschaft noch ein Mal bewogen werden möge, herüber zu kommen und gegen die Heiden zu kämpfen, um die heiligen Orte ihren Händen zu entreißen.

Wirklich sind Beweise vorhanden, daß es so war. Einerseits existirt eine alte Tradition, [1]) daß der Erzbischof von Nazareth, als die Hauptmacht der Kreuzfahrer das heilige Land verlassen hatte, mit dem größern Theil seiner Gemeinde um den Preis des Abfalls vom Glauben mit den Türken Friede machte, und daß die Kirche der Verkündigung bei dieser Gelegenheit niedergerissen wurde. Nur der nördliche Theil derselben soll verschont geblieben sein, weil an diese Seite die bischöfliche Residenz stieß, dasselbe Gebäude, welches später als Franciscanerkloster verwendet wurde. Da nun, wie wir gesehen haben, gerade unter diesem Theile das heilige Gemach lag, so können wir mit Recht schließen, daß es nicht nothwendig mit zerstört wurde. Anderseits jedoch sagt bei Erwähnung dieser Stätte Wilhelm von Bandensel, [2]) ein deutscher Ritter des Ordens vom heiligen Johannes von Jerusalem, der ungefähr im Jahre 1336 mit seinem Hauscaplan und einem zahlreichen Gefolge in jenen Gegenden reiste, daß hier eine große und schöne Kirche gestanden hätte, die aber nun beinahe zerstört sei.

Wenn aber nach mehr als siebenzig Jahren durch unvermeidliche Vernachlässigung und die muthwillige Zerstörungslust boshafter Feinde nicht mehr zu Grunde gerichtet war, als daß ein Reisender in so gemäßigten Ausdrücken davon sprechen konnte, so können wir sicher sein, daß die Worte im Briefe des Papstes

[1]) P. F. Quaresmio di Lodi, historica, theologica et moralis Terrae Sanctae elucidatio, tom. II., lib. VII. c. 3, §. 3.

[2]) Canisii »Thesaurus Monum.« tom. IV. p. 333. Ausgabe von 1725.

Urban in der That nicht ganz so viel bedeuten, als dies auf den ersten Blick der Fall zu sein scheint. Man braucht jedoch darum nicht zu glauben, daß der Papst selbst oder sein Berichterstatter sich einer absichtlichen Uebertreibung schuldig gemacht habe; denn, wie das italienische Sprüchwort sagt, in Kriegszeiten gibt es viele Lügen.[1])

Es bedarf doch keines Beweises, daß eine Kirche, die im Jahre 1336 nur beinahe zerstört war, im Jahr 1263 nicht ganz zerstört sein konnte, und daß es daher vollkommen möglich ist, daß ein besonderer Theil der Kirche, welcher, wie wir wissen, im Jahr 1253 noch existirte, auch im Jahr 1291, welches Datum man für die Uebertragung nach Dalmatien annimmt, noch dagewesen sein kann.

Wir können daher zur Untersuchung des zweiten Punktes übergehen, um den es sich handelt, zu der Beweisführung für die Uebertragung von Galiläa nach Dalmatien. Vorher möchten wir nur noch darauf hinweisen, wie genau der Zeitpunkt dieser Begebenheit der allgemein bekannten Geschichte jener Zeit entspricht. Unter der Voraussetzung, es sei überhaupt Gottes Wille gewesen, daß das heilige Haus vor Zerstörung bewahrt bleiben sollte, können wir uns, glaube ich, keine passendere Zeit, ja selbst, wenn ein solcher Ausdruck gestattet ist, keine mehr durch die Nothwendigkeit bezeichnete Zeit für das unmittelbare Eingreifen Gottes zu diesem Zwecke denken, als diejenige, welche die Ueberlieferung für das Ereigniß angibt.

Die Uebertragung soll nämlich am 10. Mai 1291 geschehen sein, gerade als die christliche Herrschaft in Palästina durch den Fall von Acre, ihrer letzten Schutzwehr (am 18. April desselben Jahres), den Todesstreich empfangen hatte. Die christlichen Heiligthümer waren von diesem Augenblicke an allen Unbilden ausgesetzt, welche die eingefleischteste Bosheit ersinnen und die zügelloseste Ausgelassenheit ausführen konnte. Man kann sich eine ziemlich genaue Vorstellung von der Art und dem Umfange jener

[1]) »Tempo di guerra, — Menzogne quauto la terra.«

Unbilden nach dem **schon** angeführten Briefe Urban's IV. machen. Wenn es nun in den Rathschlägen der göttlichen Weisheit begründet war, daß das Gemach, in welchem die zweite Person der allerheiligsten Dreieinigkeit aus Maria die menschliche Natur annahm, für alle folgenden Zeiten erhalten bleiben sollte — als ein Denkmal, welches bestimmt war, den Glauben der Christenheit zu stärken und ihre Andacht zu diesem anbetungswürdigsten Geheimnisse anzufachen — so scheint die Dazwischenkunft einer übernatürlichen Macht damals dringend erforderlich gewesen zu sein.

Allerdings kann man sagen: wenn Gott es so gewollt hätte, wäre es möglich gewesen, denselben Erfolg auf einem weit natürlichern Wege zu erreichen, indem Er die Kreuzzüge zu einem andern Endziele gelenkt und sie in ihrem Ausgange ruhmvoll und siegreich hätte werden lassen, statt daß sie in Wirklichkeit so unglücklich endeten; es wäre in diesem Falle kein sichtbarer Eingriff in die natürliche Ordnung der Dinge nöthig geworden. Eine solche Bemerkung beantwortet sich am besten durch folgende Worte des heiligen Augustinus [1]): „Wenn wir überhaupt annehmen, es sei möglich, daß Gott etwas thue, wovon wir den Grund nicht erkennen können, so müssen wir bei solchen Dingen die Ursache nur allein in der Macht und dem Willen Dessen suchen, der sie thut."

Es wird also gesagt, — und zwar insofern von der katholischen Kirche gesagt, als diese einen darauf bezüglichen Satz unter dem 10. December in das Römische Martyrologium einrücken ließ [2]) und in das Officium für diesen Tag in dem Römischen Brevier eine Lection einschaltete, worin die ganze Geschichte erzählt wird, [3]) — das Haus Unserer Lieben Frau von Nazareth sei in wunderbarer Weise durch Engel im Monat Mai 1291 aus Galiläa nach Dalmatien übertragen und am 10. December 1294 nochmals

[1]) Ep. 3. ad Volusianum. al. Ep. 137 class. II.

[2]) Durch ein Decret der Congregation der Riten vom 31. August 1699.

[3]) Durch ein gleiches Decret vom 16. September 1699.

von seinem Platze entfernt und nach Italien gebracht worden.

Wohl Jedem drängt sich bei der Untersuchung der Echtheit dieser Geschichte sofort und unwillkürlich der Gedanke auf, wie außerordentlich unwahrscheinlich es sei, daß eine solche Geschichte hätte ersonnen werden sollen, wenn sie nicht wirklich sich ereignet hätte! Die Möglichkeit angenommen, man hätte beim ersten Erscheinen des Hauses irgend eine Geschichte über die Art und Weise erfunden, wie dasselbe durch ein Wunder dahin gekommen sei, — was konnte dann die Erfinder zu dem Vorgeben verleiten, das Bild sei von einem Orte in Dalmatien hergekommen, und nicht vielmehr unmittelbar aus Galiläa selbst? Dadurch hätten sie ja selbst den Zweifel nahe gelegt, ob das Haus echt, ob es wirklich das sei, wofür sie es ausgaben: das Haus, in welchem die Menschwerdung Unseres Herrn stattgefunden. Zudem mußte dieser Umstand es auch leichter machen, die Betrügerei zu entdecken. Man würde sich ja viel eher entschlossen haben, nach Dalmatien zu reisen, oder Jemanden hinzusenden, um die Wahrheit des Berichtes zu untersuchen, als daß man sich der Gefahr ausgesetzt hätte, während einer Wallfahrt nach Jerusalem von den Türken ermordet oder gefangen zu werden. Aber angenommen auch, daß die Erfinder dieser Geschichte aus unbegreiflichen Gründen einfältig genug gewesen wären, diese höchst plumpe und unpassende Zugabe daran zu hängen, wie hätten sie denn das dalmatische Volk zur Mitwirkung bei ihrem Betruge gewinnen können? Die Bewohner von Loreto mochten auf die hohe Ehre, als die erkorenen Wächter eines so h. Schatzes zu gelten, viel zu stolz sein, um lange und genaue Untersuchungen über die Echtheit der Geschichte anzustellen, worauf diese Ehre sich gründete; bei ihnen konnte diese ganz natürliche und verzeihliche Eitelkeit jede unwillkommene Kritik abschneiden. Aber wie sollten die Dalmatier dazu kommen, eben so unkritisch zu verfahren, ohne denselben Grund dazu zu haben, oder vielmehr allen Gründen zum Trotz, da alle für die strengste und genaueste Untersuchung sprechen mußten?

Das h. Haus war aus dem h. Lande fortgetragen worden (so lautet die Geschichte), weil jenes Land in die Hände der Feinde des christlichen Glaubens gefallen war, welche es verunehrt und vielleicht zerstört haben würden; es war in ein christliches Land gebracht worden: auf eine Anhöhe zwischen den Städten Tersatto und Fiume, ungefähr zwanzig Stunden südlich von Triest, an der östlichen Küste des Adriatischen Meeres. Dort blieb es während eines Zeitraumes von viertehalb Jahren, wonach es nochmals versetzt und nach Italien übertragen wurde. Sprach aus dieser zweiten Versetzung nicht derselbe Vorwurf wie aus der ersten? Schien sie nicht ein schlechtes Licht auf den Charakter des Volkes zu werfen, aus dessen Mitte das Haus wieder hinweggenommen wurde, und anzudeuten, daß es dieses Schatzes eben so unwürdig gewesen sei, als die Türken? Wir wollen uns nicht erdreisten, in die verborgenen Rathschlüsse Gottes einzudringen, und dies als den wirklichen Grund der zweiten Uebertragung zu bezeichnen. Wir sagen nur, daß dieser Gedanke sich Jedem von selbst aufdrängen müsse, der die Geschichte hört. Uebrigens sprechen auch die ältesten Berichte über den Gnadenort Loreto diese Ansicht aus. Sollten nun die Dalmatier wohl ohne guten Grund eine Geschichte als Thatsache anerkannt haben, welche sie so offenbar in ein schlechtes Licht stellte? Würden sie einer Ueberlieferung, welche die große Mehrzahl Aller, die davon hörten, unfehlbar in diesem Sinne auslegen mußte, durch Stillschweigen ihre Zustimmung gegeben haben?

Man braucht wirklich kein großer Menschenkenner zu sein, um einzusehen, daß eine solche Ueberlieferung niemals in einem Volke hätte Wurzel schlagen können, wenn sie nicht auf Thatsachen begründet gewesen wäre. Und doch ist das Vorhandensein dieser Tradition in Dalmatien durch verschiedene klare Zeugnisse festgestellt. Einestheils thuen einige dalmatische Schriftsteller derselben Erwähnung; anderntheils wurde die Erinnerung an dieselbe fortwährend durch eine Kirche wach gehalten, die man nach dem Muster des h. Hauses auf eben jener

Stelle erbaute, von welcher dasselbe entrückt war. Diese Kirche trägt auf ihren Wänden folgende Inschrift: „Dies ist der Ort, an welchem das allerheiligste Haus Unserer Lieben Frau stand, welches jetzt zu Recanati[1]) sich befindet." Zum immerwährenden Andenken an diese Ueberlieferung gründete ferner Gregor XIII. zu Loreto selbst ein Collegium für studirende Jünglinge illyrischer Abkunft. Noch beredter endlich und deutlicher zeugen für das Dasein dieser Ueberlieferung die unzähligen Schaaren von Pilgern, die von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert eben aus jenem Theile Dalmatiens nach Loreto strömen, um dort den Verlust ihres Heiligthums zu beklagen und die allerseligste Jungfrau anzuflehen, zu ihnen zurückzukehren.

„Ich saß in der Kirche von Loreto im Beichtstuhl," schreibt Pater Riera im Jahre 1559, „als ich einen ungewöhnlichen Tumult und viel Seufzen und Weinen vernahm. Um nach der Ursache zu forschen, verließ ich den Beichtstuhl, — und was sah ich? Am Eingange der Kirche lagen 400—500 Dalmatier auf den Knieen, Männer, Weiber und Kinder. Sie waren in verschiedene Abtheilungen getheilt, von denen jede unter der Leitung eines Priesters stand. Alle riefen unter Seufzern und Thränen: »Komm, o komm zurück, Maria, o heiligste Maria, komm zurück zu uns nach Fiume!« Voll Mitleiden mit ihrem Kummer näherte ich mich einem ehrwürdigen Priester, der sich unter ihnen befand, und fragte nach der Ursache solcher Betrübniß. Mit einem tiefen Seufzer gab er zur Antwort: »Ach, sie haben wohl Ursache dazu;« und darauf fing er von neuem und noch inbrünstiger an zu flehen: »Komm, Maria, o komm zu uns zurück!« Als die Pilger in die Kirche eintraten und so weit vorgedrungen waren, daß sie den Eingang in das h. Haus sehen konnten, ward ihr Geschrei und ihr Schluchzen nur um so lauter. Ich versuchte, so gut ich konnte, ihren Kummer zu besänftigen, und ermahnte sie, Trost von oben zu suchen. Doch der

[1]) Raynaldi Annales ad a. 1294.

Greis unterbrach mich mit den Worten: »Laß sie weinen, Vater; ihre Klagen sind nur zu gegründet; was jetzt in euerm Besitz ist, gehörte einst uns.« Zuletzt war ich genöthigt, von meinem Ansehen Gebrauch zu machen, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Und in der That, so heiß war ihr Flehen, daß ich geneigt war zu fürchten, Gott werde ihre Bitte erhören." Pater Riera berichtet, er habe ähnliche, wenn auch nicht so prägnante Beispiele jedes Jahr erlebt, so lange er in Loreto gewesen; und, wie man ihm erzählt habe, wiederholten dieselben Vorgänge sich alljährlich; seit undenklicher Zeit, Jahr für Jahr kämen Leute — freilich nicht immer in solchen Schaaren — zur See aus der Stadt und Nachbarschaft von Fiume nach Loreto, um das h. Haus zu besuchen und die allerseligste Jungfrau zu bitten, ihnen das Heiligthum zurückzugeben. Nicht minder klar ist das Zeugniß, welches 40 Jahre später, also 300 Jahre nach dem angeblichen Verluste, der Pater Torsinello ablegte. Er sagt, „die Pilger kämen jedes Jahr in Zügen (catervatim quotannis), und zwar eben so wohl um ihren eigenen Verlust zn beklagen, als um dem Hause Mariä ihre Ehrfurcht zu zollen." Pater Renzoli sagt dasselbe am Schlusse des darauf folgenden Jahrhunderts, und vom Archidiakonus Gaudenti erfahren wir, daß diese Wallfahrten noch im Jahre 1784 gebräuchlich waren.

Nun wäre freilich „Pfaffentrug" auf der einen Seite des Adriatischen Meeres so gut möglich wie auf der andern. Aber es ist doch wohl der Untersuchung werth, auf was für Gründe man sich berufen, auf welche Leidenschaften des Menschenherzens man sich gestützt haben möge, als man den Betrug zuerst ersann, und den Versuch wagte, das Volk dadurch zu täuschen. Denn wenn man sich auch die „Pfaffen" in der Kunst zu betrügen so geschickt und so einflußreich denkt, wie der unwissendste und verbissenste Protestant es thun mag, — so lange sie nur über natürliche und nicht über übernatürliche Mittel verfügen, so lange sie nicht geradezu durch Zauber wirken, können sie doch in keiner andern Weise auf die Menge einwirken, als durch die gewöhn-

lichen Beweggründe und Triebfedern menschlichen Handelns. Mögen die Gefühle der Menge auch mittels falscher Darstellungen und zu Gunsten schlechter Zwecke in Thätigkeit gesetzt werden, immer bleiben sie doch dieselben. Aber welcher menschliche Beweggrund kann im vorliegenden Falle wirksam genug gedacht werden, um den Erfolg hervorzubringen, der doch thatsächlich feststeht? Eitele Prahlerei kann es nicht gewesen sein; denn, wie gesagt, die Geschichte diente offenbar nur dazu, die Bewohner Dalmatiens, die Geistlichkeit sowohl als die Laien allgemein in Mißcredit zu bringen. Schmutzige Gewinnsucht konnte es auch nicht sein; denn welchen Nutzen konnte es den Priestern von Fiume und Tersatto bringen, daß ihre Gemeinde zu dem entfernten Heiligthume von Loreto pilgerte und dort ihre Opfer darbrachte? Bloße Wundersucht kann es ebenfalls nicht gewesen sein; denn die hätte man eben so wirksam befriedigen können, indem man dieselbe Geschichte auf ein Heiligthum anwandte, welches man noch zu Hause hatte. Auch konnte es nicht der Wunsch sein, geistliche Privilegien und Abläsfe zu gewinnen, denn ihr eigenes Heiligthum war von vielen auf einander folgenden Päpsten, von Urban V. im vierzehnten Jahrhundert bis auf Clemens XI. zu Anfang des achtzehnten, äußerst reichlich mit Ablässen begnadigt worden. Kurz, es ist schwer zu begreifen, was die Dalmatier bewogen haben sollte, eine Kirche in ihrem eigenen Lande gering zu schätzen, die sowohl an zeitlichen wie an geistlichen Schätzen ganz besonders reich war; zu erklären, daß sie nichts als ein bloßes Andenken und die Nachbildung eines wunderbaren Gebäudes sei, welches sie einst besessen und nun verloren hätten, und sich der Mühe zu unterziehen, das verlorene Original in fernem Lande aufzusuchen, wäre es nicht ihre feste und bestimmte Ueberzeugung gewesen, daß die Geschichte der beiden Kirchen genau so sei, wie sie allgemein angenommen wurde.

Wie aber hätte eine solche Ueberzeugung sich bilden und für ein ganzes Volk zum lebendigen, unversiegenden Quell des Handelns werden können, wenn sie nicht vollständig auf Wahrheit beruht hätte? Jedenfalls muß man zugeben, daß aus der Dal-

matischen Ueberlieferung zum wenigsten Folgendes unzweifelhaft hervorgeht: ein Gebäude, welches für das Haus gehalten wurde, in welchem die Menschwerdung des Wortes sich vollzog, war einst in Dalmatien und ist nun in Italien; oder vielmehr — um auch in dem kleinsten Umstande nur bei der völlig ausgemachten Wahrheit zu bleiben —: dieses Gebäude ist nicht mehr, wo es war, und dasjenige, welches in Loreto gezeigt wird, ist ihm so außerordentlich ähnlich, daß die Dalmatier sich dadurch täuschen ließen und einen Unterschied nicht zu entdecken vermochten. Dies aber ist alles, was ich vorläufig festzustellen wünsche.

Die Tradition berichtet weiter, daß ungefähr viertehalb Jahre nach dem ersten Erscheinen des Hauses in Dalmatien, nämlich am 10. December 1294, dieses Haus auf wunderbare Weise quer über das Meer getragen und auf der gegenüberliegenden Küste von Italien in einem Gehölze, das einer Person Namens Laureta gehörte,[1]) niedergesetzt wurde. Dorthin wallfahrtete nun

[1]) So lautet das beinahe einstimmige Zeugniß aller alten Schriftsteller über diesen Gegenstand. Sonst würde die Ableitung des Namens Loreto, welche Scotti auf S. 209 seiner „ital. Reiseskizzen" (Rom, 1650) gibt, den Vorzug verdienen. Er sagt nämlich, das Gehölz selbst sei Lauretum genannt worden. Pater Roestius aus der G. J. scheint die Frage als eine offene zu betrachten (vergl. seine „Schutzschrift für das Haus von Loreto" 1. Theil. Capitel 21. §. 15). Der Name Loreta erscheint als christlicher Name für Frauen in jener Gegend in Vermächtnissen und andern gesetzlichen Documenten aus den Jahren 1400, 1418 2c.; doch weiß ich nicht, daß er je in noch ältern Documenten gefunden worden wäre. Daher scheint es also wahrscheinlicher, daß der Name zu Ehren des Heiligthums Unserer Lieben Frau von Loreto in Gebrauch gekommen, als daß das Heiligthum in Folge seines zeitweiligen Aufenthaltes auf dem Grundbesitz einer Dame, die zufällig diesen Namen trug, so genannt wurde. Namen, die man den hauptsächlichsten Geheimnissen und Festen Unserer Lieben Frau entlehnte, sind in Italien stets sehr gebräuchlich gewesen, wie z. B. Annunciata, Concetta u. a. m. (Siehe Martorelli, II. Seite 406.) Die jetzt so genannte Lauretanische Litanei ist weit älter als dieser Name, da sie wenigstens seit Anfang des fünf-

eine unzählige Menge von Menschen; da aber Bösewichter das Gehölz als Versteck benutzten, um an den Pilgern Gewaltthätigkeiten zu verüben, wurde das Haus kurz nachher auf eine Anhöhe, in geringer Entfernung davon gebracht. Hier zog es ebenfalls die Frommen so mächtig an, daß die beiden Brüder, denen der Hügel gehörte, bald uneinig darüber wurden, wie die zahlreichen Gaben, die fortwährend dargebracht wurden, verwandt werden sollten. Endlich ward es nach kurzer Frist, wiederum ohne menschliches Zuthun, an eine Stelle zunächst der Landstraße von Recanati gebracht, wo es seitdem geblieben ist. Es entsteht daher wiederum die Frage, ob auch diese Geschichte eine glaubwürdige Erzählung von Thatsachen oder eine fabelhafte Erdichtung ist.

Der erste Gedanke, der in einem nachdenkenden und aufrichtigen Menschen aufsteigt, muß auch hier wieder sein: wenn die Geschichte falsch ist, warum machte der Erfinder sie so außerordentlich plump? Er mußte doch wünschen, daß sie geglaubt würde, und hätte gewiß alles gethan, sie möglichst glaubwürdig darzustellen. Warum vermehrte er denn die Gelegenheiten zur Entdeckung des Betruges, indem er statt einer Uebertragung deren drei vorgab? Wie hätte er so einfältig sein können, zu übersehen, daß die Erzählung von drei wunderbaren Uebertragungen in der Entfernung einiger wenigen Meilen und im Verlauf eines einzigen Jahres, von Jedem, der für die Ehre Gottes besorgt war, mit dem äußersten Argwohn angesehen werden würde? Es mußte ja scheinen, — wenn wir so sagen dürfen, ohne die schuldige Ehrfurcht zu verletzen — als ob der allmächtige Gott anfänglich nicht recht gewußt hätte, was er wollte, was Er mit dem h. Hause thun sollte, oder als ob er die verschiedenen Unbequemlichkeiten und Gefahren, denen

ten Jahrhunderts existirt. Vielleicht erhielt sie ihren gegenwärtigen Namen daher, daß sie in dem h. Hause von Loreto jeden Samstag mit großer Feierlichkeit gesungen wird, und in ältern Zeiten mögen die Pilger, die sie dort zum ersten Male hörten, sie daheim als Litanei von Loreto bezeichnet haben. (Siehe Hutchison S. 44.)

dasselbe, wie die Erfahrung bewies, auf jedem der einander folgenden Ruheplätze ausgesetzt war, nicht hätte vorhersehen oder verhüten können?

Gewiß wird Jedermann zugeben, daß die ganze Geschichte nichts weniger als wahrscheinlich, d. h. der Wahrheit ähnlich ist (verisimile); daß sie durchaus nicht danach angethan ist, durch ihre Annehmbarkeit, durch die bloße Kraft ihrer einleuchtenden Glaubwürdigkeit die Menge zu täuschen und ohne vorhergegangene Untersuchung deren Beifall zu erwerben. Und dennoch wurden die Leute getäuscht; dennoch hat die Geschichte allgemein Glauben gefunden; und die Stätten, welche durch die bloße zeitweilige Gegenwart des heiligen Gebäudes gleichsam geweiht waren, sind stets bekannt gewesen und gezeigt worden. Wenn die Geschichte wahr ist, verschwinden freilich alle diese Schwierigkeiten augenblicklich; magna est veritas et praevalebit — groß ist die Wahrheit und sie wird siegen. Thatsachen sind hartnäckig, und wenn sie genügend bewiesen sind, so machen sie alle Vernunftgründe überflüssig. Wenn daher die dreifache Uebertragung eine Thatsache ist, so ist es nicht auffallend, daß sie geglaubt wurde; ist sie aber eine menschliche Erfindung, so ist sowohl die Dummheit desjenigen, der sie ersann, wie die Einfältigkeit derjenigen, die sie glaubten, vollkommen unbegreiflich.

Wenn aber die dreifache Uebertragung wirklich stattgefunden hat, so muß sie auf Alle, welche Augenzeugen davon waren, einen mächtigen Eindruck gemacht haben, einen Eindruck, der sie im voraus geneigt machte, die außerordentliche Geschichte zu glauben, welche sie in Bezug auf den Ursprung und die Bedeutung jenes Hauses oder Zimmers hören sollten. Schon gegen Ende des Jahres 1294 erschien es, wie man sagt, an der Küste von Italien; aber erst im Jahre 1296 wurde es als das Haus Unserer Lieben Frau von Nazareth erkannt. Von Anfang an hielt man es für ein heiliges Gebäude, welches in besonderer Weise zu der h. Jungfrau in Beziehung stehe; denn es enthielt ein aus Cedernholz geschnitztes Bildniß derselben und einen Altar,

und allen denen, welche dort den Namen der Gottesmutter anriefen, wurden reichliche Gnaden zu Theil. Aber mehr als ein Jahr sollte vergehen, ehe man — und zwar in Folge einer Vision einer frommen Person — erfuhr, daß es wirklich die Stätte der Menschwerdung des Sohnes Gottes sei, welche einst in Nazareth gewesen, dann nach Dalmatien übertragen und nun nach Italien gebracht worden war. So wunderbar nun diese Geschichte klang, so konnte sie doch denen nicht zu wunderbar erscheinen, die von der wiederholten Versetzung des Hauses in ihrer eigenen Gegend selbst Zeugen gewesen waren. Sie mußten daraus schließen, daß das Haus sicherlich etwas sehr Heiliges sei, über welches das Auge der göttlichen Fürsehung in besonderer Weise wachte. Diese mehrmaligen Versetzungen, wenn sie wahr waren, dienten außerdem dazu, die Zahl der Zeugen des Wunders, oder wenigstens die Beweise für seine Wahrheit fast bis in's Grenzenlose zu vermehren. Betrachtet man überhaupt die Legende, von welcher Seite man wolle, so spricht alles das, was beim ersten Blick als übertrieben und äußerst unwahrscheinlich erscheint, bei genauerer Untersuchung wirklich zu ihren Gunsten. Erklärt man die Legende für unwahr, so sind diese Unwahrscheinlichkeiten unerklärlich; nimmt man sie als wahr an, so erhalten dieselben eine vernünftige Lösung.

Wir haben bei diesen vorläufigen Erwägungen länger verweilt, als manchem Leser vielleicht angenehm sein mag. Zur vollständigen Lösung unserer Aufgabe jedoch waren dieselben von zu großer Wichtigkeit, als daß sie hätten übergangen werden dürfen. Man kann sogar behaupten, daß sie gerade den Kernpunkt bei der Behandlung des Gegenstandes bilden. Denn unleugbar liegt der Grund, weshalb die Protestanten die ganze Geschichte hohnlachend abweisen, einzig und allein darin, daß dieselbe ihnen von vornherein unwahrscheinlich und seltsam vorkommt. Sie können nicht wagen, dieselbe wegen *Mangels* an historischer Begründung zu verwerfen, eben so wenig, als die Mehrzahl der Katholiken sie wegen der vorhandenen *Beweise* annehmen wird. Alle protestantischen Schriftsteller, welche sich her-

beigelassen haben, die Beweisgründe kritisch zu untersuchen, hielten es vielmehr für nöthig, sich im voraus bei ihren Lesern zu entschuldigen wegen der Beleidigung, welche sie dem Verstande derselben zuzufügen schienen, indem sie einen solchen Gegenstand im Ernste besprächen, — als ob es nicht jedem vernünftigen Menschen von selbst einleuchten müßte, wie abgeschmackt der Gedanke sei, daß ein Haus zu irgend einem frommen Zwecke durch die Luft getragen werde! Und doch ist es schwer einzusehen, warum irgend Einer so denken sollte, der sich zu dem Glauben an Den bekennt, der einst sagte: „Wenn ihr Glauben habt, wie ein Senfkörnlein, so könnt ihr zu diesem Berge sagen: Begib dich von hier dorthin, und er wird dahin gehen; und nichts wird euch unmöglich sein.“ [1])

Wir gehen nun dazu über, die wichtigsten Schriftsteller aufzuzählen, denen wir die Erhaltung der Legende vom heiligen Hause in ihrer jetzigen Gestalt verdanken.

Der früheste authentische Bericht, der bestimmt genug ist, um hier angeführt zu werden, hat einen Bischof von Recanati zum Verfasser, der zur Zeit der Abfassung desselben Rector oder Vorsteher des Gnadenortes war. Peter Georg Tolomei, so heißt er, war im Jahr 1430 von Teramo in den Abruzzen zum Dienst der Kirche nach Santa Maria di Loreto gekommen, und zwanzig Jahre später bekleidete er dort die höchste Ehrenstelle. Er verfaßte eine kleine Geschichte zum Gebrauch der unzähligen Pilger, die damals schon dorthin wallfahrten, und entledigte sich seiner Aufgabe so gut, daß Papst Gregor XIII. hundert Jahre später diesen Bericht in's Arabische, Griechische, Illyrische, Deutsche, Französische, Spanische und Lateinische übersetzen ließ. Er scheint sich viele Mühe gegeben zu haben, die Zeugnisse der Bewohner zu sammeln. Freilich konnte Niemand aus der damals lebenden Generation mehr Augenzeuge des Wunders gewesen sein; jene Zeugen konnten nur aussagen, was ältere Leute ihnen erzählt hatten. Er fand insbesondere

[1]) Matth. 17, 19.

zwei Personen, die er eidlich verhörte. Er nennt dieselben mit Namen und verschaffte demnach Jedem, der wollte, Gelegenheit, dieselben persönlich kennen zu lernen und zu befragen.

Der erste Zeuge schwur, er habe oft seinen Großvater sagen hören, wie dessen Großvater mit eigenen Augen das Haus wie ein Schiff habe über's Meer kommen und mitten in dem die Küste begrenzenden Gehölze landen sehen. Der zweite erklärte eidlich, wie er oft seinen Großvater habe sagen hören, daß dieser häufig das Heiligthum besucht hätte, während es noch in jenem Gehölze stand, und daß Engel dasselbe zu seinen Lebzeiten von dort weg nach dem den beiden Brüdern gehörenden Hügel getragen hätten. Auf den ersten Blick könnte man einen Widerspruch in diesen beiden Aussagen zu finden glauben, in so fern als zwischen den Personen, welche die erste Ankunft des Heiligthums und seine Uebertragung vom Gehölz nach dem Hügel sahen, ein Zeitraum von zwei Generationen zu liegen scheint, während doch beide Begebenheiten wenige Monate nach einander sich zutrugen. Unser Verfasser erzählt uns jedoch ausdrücklich, der Großvater des zweiten Zeugen habe bis zu dem außerordentlichen Alter von 120 Jahren gelebt, so daß die Augenzeugen, obgleich von sehr ungleichem Alter, dennoch Zeitgenossen waren.

Im Jahre 1479, sechs Jahre nach dem Tode Teramano's, wie Tolomei gewöhnlich nach seinem Geburtsorte genannt wird, kam ein sehr gelehrter und ausgezeichneter Geistlicher, der Provinzial des Karmeliter-Ordens aus Mantua, noch Loreto. Auch er verfaßte eine Geschichte, und widmete sie dem Cardinal della Rovere, der um diese Zeit Bischof von Recanati war. Er erklärt in seinem Werke, daß er der authentischen Erzählung Teramano's folge; nur füge er noch eine Autorität für dieselbe hinzu — welche Teramano wahrscheinlich auch gekannt und benutzt hat, ohne sie jedoch zu erwähnen — nämlich eine sehr alte, in der Kapelle selbst hängende Inschrift-Tafel. Er beschreibt dieselbe als ganz verwittert und durch das Alter verdorben, so daß man sie als aus der ersten Zeit nach Ankunft des Hauses stammend betrachten könne.

Vierzig bis fünfzig Jahre später schrieb Girolamo Angelita, ein großer Alterthumsforscher, die Geschichte nochmals mit noch größerer Sorgfalt und Genauigkeit nieder. Seine amtliche Stellung als Kanzler der Stadt Recanati (die auch sein Vater und Großvater vor ihm bekleidet hatten, so daß sie in seiner Familie fast erblich gewesen zu sein scheint) war ihm dabei von großem Nutzen. Er theilt uns mit, daß er mit der größten Gewissenhaftigkeit die Annalen der Republik durchgesehen habe, deren Archive ihm anvertraut waren. Er prüfte auch die Urkunden, welche zu seinen Lebzeiten von Fiume und Tersatto gekommen und an Leo X. nach Rom gesandt worden waren, und dedicirte das Resultat seiner Forschungen dem regierenden Papste Clemens VII. Es existiren noch einige Exemplare dieses Werkes. Der einzige wichtige neue Umstand, den dasselbe beibringt, ist das genaue Datum der beiden Uebertragungen. Sein Amt und die von Dalmatien gesandten Documente machten es diesem Schriftsteller möglich, gerade diese Thatsachen mit größerer Sicherheit festzustellen.

Neues historisches Material findet sich bei spätern Schriftstellern kaum mehr; wie sich von selbst versteht, weichen sie in keinem wesentlichen Punkte von ihren Vorgängern ab. Nur einer verdient besondere Erwähnung, da er gewöhnlich als Vater der Geschichte von Loreto genannt wird, nicht wegen seines Alters, sondern wegen seiner ängstlichen Genauigkeit und Vollständigkeit, besonders in Beziehung auf die wunderbaren Heilungen und sonstigen Gnadenwirkungen. Es ist der Pater Horazio Tursellino, aus der Gesellschaft Jesu, dessen Werk alles umfaßt, was sein Vorgänger Pater Riera gesammelt hatte und was ihm selbst zu entdecken geglückt war. Es erschien in Rom im Jahr 1597 in fünf Büchern, und wurde später unter Zugabe eines sechsten Buches von Pater Zucchi in's Italienische übersetzt.

Die drei Werke von Tolomei, Angelita und Tursellino, so wie die früher erwähnten, nebst weitläufigen Auszügen aus unzähligen andern, gab Monsignore Martorelli in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts in einem zwei Foliobände umfassen-

den Werke nochmals heraus, unter dem Titel: »Teatro Istorico della Santa Casa Nazarena« (Geschichtliche Darstellung des heiligen Nazarenischen Hauses). Es ist ein Werk, von dem man in Wahrheit sagen kann, es erschöpfe den ganzen Gegenstand, und wir müssen auf dasselbe Alle verweisen, die sich noch genauer über den Sachverhalt zu unterrichten wünschen.

Um die Zahl der Autoritäten zu vermehren, nennen wir hier noch einige der bedeutendsten Namen aus der Reihe der Schriftsteller, welche die Wahrheit der wunderbaren Versetzung vertheidigt haben; es sind dies Baronius, Rainaldi, Canisius, Suarez, Cornelius a Lapide, Natalis Alexander, die Bollandisten und endlich Papst Benedict XIV.

Melchior Canus sagt: „Wir dürfen ohne Scheu einem Geschichtschreiber trauen, dem die Kirche Glauben schenkt.“ Daher verdient noch bemerkt zu werden, daß der Papst Julius II. die ganze Geschichte der vierfachen Uebertragung, sammt den Ursachen einer jeden, einem Breve vom 1. Nov. 1502 einverleibt hat. Wie gesagt, ist sie in kürzerer Form auch im römischen Brevier enthalten; und obgleich, wie Jedermann weiß, die Kirche den Inhalt dieses Buches nicht als Glaubenssache angesehen wissen will und obgleich die darin enthaltenen historischen Angaben einer neuen Prüfung unterworfen und selbst von Privat-Gelehrten kritisirt werden dürfen, vorausgesetzt, es geschehe mit Mäßigung und Respect und nicht ohne gewichtige Gründe (besonders, wie Benedict XIV. sagt, wenn ältere Urkunden entgegengesetzt werden können), so darf doch mit Sicherheit behauptet werden, daß geschichtliche Ereignisse dadurch einen nicht geringen Grad von Glaubwürdigkeit erhalten, daß die Kirche dieselben im Brevier erwähnt. Denn wollte man die Kirche auch nur als ein bloß mit den natürlichen Gaben des Wissens, der Erinnerung und des Talentes ausgestattetes Institut betrachten, so bleibt sie doch immer eine Autorität, die von denen, welche historische Wahrheit schätzen, nicht leichtfertig verachtet werden darf.

Es dürfte vielleicht Jemand entgegnen, die historische Grund-

lage sei doch gar zu schwach, um eine so außerordentliche Erzählung zu stützen; eine Kette könne ja nicht stärker sein, als ihr schwächstes Glied, und da keines der Zeugnisse im strengen Sinne des Wortes mit dem Ereigniß selbst gleichzeitig sei, so seien alle spätern Wiederholungen derselben nicht im Stande, diesem wesentlichen Mangel abzuhelfen.

Einem solchen Einwande gegenüber gestehen wir gern zu, daß die angeführten Zeugnisse allerdings nicht die strenge Kritik des hartnäckigen Unglaubens aushalten. Aber deshalb sind sie noch nicht ganz bedeutungslos; im Gegentheil, sie sind mehr als hinreichend, Jeden, der die entgegengesetzte Ansicht festhalten und es übernehmen wollte, das Ungeschichtliche der Erzählung zu erweisen, in die größte Verlegenheit zu bringen. Mehr als dieses ist aber nicht nothwendig, um den Glauben des Katholiken daran zu rechtfertigen.

Die Geschichte der Uebertragung des h. Hauses ist aus sehr alten Zeiten durch Ueberlieferung auf uns gekommen. Wenn die Katholiken der gegenwärtigen oder einer frühern Generation dieselbe aus irgend einer Wunder-Chronik oder einem alten Legenden-Buche an's Licht gezogen und dann ihren Brüdern als eine geschichtliche Thatsache zu glauben zugemuthet hätten, die sie zwar erst unlängst entdeckt, die aber doch durch die Angaben glaubwürdiger Autoren sich beweisen ließe, dann stände die Sache freilich anders. Aber wir glauben sie, weil viele Generationen hindurch unsere Vorväter sie geglaubt haben, und zwar kraft ununterbrochener Ueberlieferung.

„Unter Ueberlieferung," sagt Newman[1]), „verstehen wir das, was unseres Wissens immer gesagt wurde, obgleich wir nicht wissen, wie und warum es so gesagt wurde; und eben deshalb halten wir es für wahr, weil es sonst nicht gesagt worden sein würde." Und wiederum sagt derselbe Schriftsteller: „Da die Ueberlieferung eine, wenn auch nicht beglaubigte, so doch uralte Kunde ist, so ist sie bis zur erfolgten Widerle-

[1]) „Vorlesungen über die gegenwärtige Stellung der Katholiken." S. 45.

gung ein Beweis für die Thatsachen, welche sie bezeugt. Sie gestattet uns, in Ermangelung wirklicher Beweise, etwas als gewiß anzunehmen; sie erlaubt uns, über die Sache uns eine Meinung zu bilden; da sie aber ein anonymer Berichterstatter ist, so hat sie nur so lange Gültigkeit, als sie nicht förmlich durch Gründe widerlegt wird." Das onus probandi (die Last der Widerlegung) trifft aber diejenigen, welche den bestehenden Glauben zerstören möchten. Wir dürfen hier daher dasselbe Argument gebrauchen, welches auch zur Vertheidigung der christlichen Religion selbst verwendet worden ist und mit den Worten eines protestantischen Autors sagen: „Die Existenz dieses Zeugnisses ist ein Phänomen; die Wahrheit der Thatsache löst das Phänomen. Ehe wir diese Erklärung verwerfen, müssen wir eine andere sichere Lösung haben; und keine Lösung kann, selbst von unsern Gegnern, zugelassen werden, die sich nicht mit den Gesetzen verträgt, welche menschliche Angelegenheiten und menschliches Verhalten in gegenwärtiger Zeit regeln; es müßte denn eine solche sein, welche bewiese, daß die Menschen der damaligen Zeit und die gegenwärtige Generation Wesen verschiedener Art seien." [1])

Mögen denn die Spötter hervortreten und uns den Ursprung und die Geschichte der für die wunderbare Uebertragung des Hauses von Loreto von uns beigebrachten Angaben nachweisen! Mögen sie uns zeigen, wie dieselben entstanden, wie dieselben Glauben fanden; oder wenn sie nicht durch positive Gründe beweisen können, wie dieselben wirklich entstanden sind, so mögen sie wenigstens irgend eine wahrscheinliche Hypothese aufstellen, wie diese Angaben entstanden sein können. Meines Wissens sind nur zwei Antworten auf diese Herausforderung denkbar; auch sind mir niemals andere, als diese, zu Gesichte gekommen. Entweder nämlich muß das Gebäude auf außerordentliche Weise in einer einzigen Nacht aufgebaut worden sein oder, wenn in längerer Zeit, wenigstens so sehr im Geheimen und ohne ir-

[1]) Paley, Apologetik; Einleitung.

gend welche andere Zeugen als die Theilnehmer des Betruges selbst, und mit so vollkommener Geschicklichkeit, daß das Gebäude, als seine Geschichte bekannt ward, nicht wie ein gestern erst aufgeführtes, sondern wie ein 1300 Jahre altes Bauwerk aussah. Oder zweitens, das Gebäude muß alt gewesen und bei der ganzen Nachbarschaft bekannt und stets in Ehren gehalten worden sein; seine wirkliche Geschichte aber müßte verloren gegangen sein, und man müßte dann in der Folge diese erlogene Erzählung an ihrer Statt untergeschoben haben.

Die erste dieser Hypothesen ist so widersinnig, daß es kaum zu begreifen ist, wie sie je von einem vernünftigen Menschen hat aufgestellt und festgehalten werden können. In der That, als ich sie zuerst in den Jahresberichten eines Vereins antraf, meinte ich, der Verfasser selbst habe sie ersonnen, um seine Leser zu unterhalten und zum Lachen zu bringen. Hinterher fand ich jedoch dieselbe Geschichte in einer Reisebeschreibung von Misson, einem französischen Protestanten, dessen Werk gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts einen gewissen Grad von Ansehen genoß und augenscheinlich die Quelle war, der unser englischer Freund die glückliche Idee entnommen hat. Es heißt darin: „Unter der Regierung des Papstes Bonifacius VIII. trug sich dies angebliche Wunder zu; und wenn man über das Leben dieses berüchtigten Fuchses nachdenkt, welchen jedes Geschichtswerk als den arglistigsten, ehrgeizigsten und habsüchtigsten Menschen der Welt darstellt, wenn man dabei die Macht und Autorität dieses Papstes in Betracht zieht, so wird man gern zugeben, daß er der Mann dazu war, mit einem solchen Betruge sich zu befassen.“ [1]) Herr Misson selbst scheint übrigens durch diese aprioriſche Beweisführung nicht ganz befriedigt; er führt daher noch einige Umstände zur Vertheidigung seiner Meinung an, und diese wollen wir unsern Lesern mit den Worten seines englischen Nachschreibers vorführen. Er sagt: „Es könnte recht wohl also sein; sagt man doch, die Jesuiten — wunderbare

[1]) Misson, neue Reise nach Italien. 1714. Erster Band. S. 334.

Leute, diese Jesuiten, die auch hier die Hand im Spiele hatten, einige Hundert Jahre früher, als sie existirten — hätten einst bei Granada in Spanien eine ganze Mühle in einer einzigen Nacht erbaut, im Vergleich mit der die Hütte nur eine Kleinigkeit ist.“ Um dies glaubhafter zu machen, fügt er hinzu: „Die Mauern der h. Hütte sind fast ganz wie andere Mauern gebaut, nur sind die Ziegelsteine schlecht und plump zusammengefügt, was deutlich beweist, daß das Gebäude mit mehr Eile als Geschicklichkeit aufgeführt wurde.“ Der Verfasser dieser einfältigen Bemerkung dachte wahrscheinlich, es sei ein vortrefflicher Witz, einem katholischen Gnadenorte eine solche pilzähnliche Entstehung zuzuschreiben. Es ist leicht, dieselbe zu widerlegen; eine einzige Bemerkung genügt dazu. Das Haus ist nämlich keineswegs aus Backsteinen erbaut, wie die meisten Gebäude in der Nachbarschaft, sondern aus feinkörnigem Kalkstein, wie er in einem Umkreise von zwölf bis fünfzehn Stunden in dortiger Gegend nicht gefunden wird.

Die zweite Hypothese ist folgende. Man will annehmen, das Haus sei stets ein Gegenstand der Verehrung gewesen, vielleicht nach dem Muster des Hauses von Nazareth erbaut, wie der Dechant Stanley meint, „vielleicht in Folge des Traumes eines Landmannes, oder der Rückkehr eines croatischen Anführers aus dem letzten Kreuzzuge, oder auch nach der Erzählung eines Reisenden aus dem Orient, der hier an der Küste landete.“ Die Geschichte dieser Entstehung soll dann später verloren gegangen oder wenigstens so verunstaltet worden sein, daß das Gebäude für das Original dessen gehalten wurde, wovon es nur die Copie war. Diese Meinung ist, so weit wir wissen, die einzige, die jemals von katholischen Schriftstellern angenommen wurde, welche sich weigerten, an die wunderbare Uebertragung zu glauben. Es ist sicherlich die einzige, welche noch eine gewisse Wahrscheinlichkeit darbietet; doch bei sorgfältiger Prüfung verschwindet auch dieser Schein.

Wie will man erstens bei dieser Meinung die verschiedenen, nach einander folgenden Uebertragungen von Dalmatien nach

Italien und die wiederholten Versetzungen von einem Ort zum andern in Italien selbst erklären? „Sehr wahrscheinlich," hat man gesagt,[1]) „versteht man unter diesen mehrfachen Uebertragungen nur eben so viele verschiedene, nach der Form und der Beschaffenheit des Hauses von Nazareth errichtete Kapellen, gerade wie wir an manchen Orten sogenannte heilige Gräber antreffen, die nach dem Muster des h. Grabes zu Jerusalem erbaut sind." Aber aus was für einem Grunde sollten drei solcher Häuser in der Entfernung einer einzigen Meile, anderswo aber so selten angetroffen werden, daß Calmet selbst nicht ein einziges Beispiel davon nennen kann? Vor Allem aber: wie kann diese Meinung das lebhafte Bewußtsein des Verlustes jenes Gnadenortes erklären, dessen Erinnerung noch unter den Dalmatiern lebt? Wenn sie einst eine ähnliche Nachbildung hatten, und dieselbe vernichtet wurde, warum sollten sie denn die Italiener um ein Gebäude beneiden, welches bloß zum Andenken an ein anderes da war, und welches sie ganz leicht zu jeder Zeit für sich selbst von neuem erbauen konnten? Und sie hatten sich ja ein solches längst wieder erbaut; denn schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts existirte an jenem Orte in Dalmatien eine Kirche, welche mehr oder weniger nach dem Muster der Kirche von Loreto gebaut war.

Wenn wir nun zweitens das Gebäude selbst betrachten, so erkennen wir leicht, daß es entweder nur das Original selbst sein kann, oder dazu bestimmt ist, fälschlich als solches zu gelten. Es bleibt kein Mittelweg: entweder ist es Wahrheit oder grober

[1]) Calmet, Biblisches Wörterbuch, Art. Nazareth. Es ist zu bemerken, daß Calmet selbst später diesen voreiligen Schluß widerrief und Mansi, seinen italienischen Uebersetzer, beauftragte, ihn zu corrigiren. Diese Erlaubniß kam indeß nicht zeitig genug, und die Correctur konnte nicht an der geeigneten Stelle im Texte des bereits gedruckten Werkes gemacht werden, sondern nur in der Vorrede des Uebersetzers. Hieraus erklärt sich die Verwirrung, die man bei den Schriftstellern bemerkt, die hierüber geschrieben haben, insoweit einige Calmet's Autorität zum Beweise für die wunderbare Legende, andere gegen dieselbe anführen.

Betrug; ein Irrthum kann unmöglich obwalten. Denn erstens hat das Haus (oder das Gemach, wie es füglich genannt werden könnte) keine Grundmauern. Ein listiger Betrüger dürfte vielleicht dieselben weggelassen haben; wenn die Uebertragung eine wunderbare gewesen ist, so mag es ohne Fundament herüber gebracht worden sein, wie es da ist; aber sicherlich würde man nicht das Fundament vergessen haben, wenn man zum Andenken an einen andern Gnadenort ein Gebäude errichten wollte, das dazu bestimmt war, Jahrhunderte lang zu dauern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dem Hause von Loreto die Grundmauern fehlen; alle ältern Geschichtschreiber, die über den Gnadenort geschrieben haben, erwähnen diesen Umstand. Vor der Aufführung des neuen Baues unter der Regierung Clemens' VII. ist die Sache von verschiedenen Personen, unter andern von Angelita selbst besonders untersucht worden, und Letzterer hat einen Bericht darüber abgefaßt. Im vorigen Jahrhundert, während der Regierung Benedict's XIV., hat man, als das Pflaster des Hauses aufgenommen und neu gelegt wurde, wieder eine Untersuchung angestellt. Bei dieser letzten Veranlassung waren fünf Bischöfe, drei Architekten und drei Maurermeister nebst andern Personen gegenwärtig; und alle überzeugten sich vollkommen, daß der Volksglaube auf Wahrheit beruhe. Einer der Maurer gab sich nicht zufrieden, bis er so viel Erde unter der Wand weggegraben hatte, daß er sich in gebückter Stellung darunter setzen und sie nach allen Seiten hin untersuchen konnte. Nach der Untersuchung wurde ein Protokoll über den Thatbestand aufgenommen, eidlich bestätigt, und endlich von den genannten Personen in Gegenwart von Zeugen unter allen für gesetzmäßige Documente üblichen Formalitäten unterzeichnet.

Teramano, Angelita und andere Schriftsteller theilen überdies mit, daß die Einwohner von Recanati, um den Uebelständen vorzubeugen, welche der Mangel eines Fundamentes hätte herbeiführen können, eine Mauer um das Haus bauen ließen, daß es jedoch nie gelingen wollte, diese Schutzmauer mit der eigentlichen

Mauer des Hauses in Verbindung zu bringen. Auch diese Thatsache ist mit derselben Sicherheit bewiesen, wie der Mangel des Fundamentes; denn wir haben dafür das Zeugniß des von Clemens VII. dorthin gesandten Architekten Nerucci und vieler Andern, unter denen wir nur Johann Eck[1]), Vice-Kanzler der Universität Ingolstadt (den wohlbekannten Gegner Luther's) nennen wollen. Er untersuchte das Gebäude und überzeugte sich, daß der Raum zwischen den Wänden so groß sei, daß ein Knabe in demselben um das Gebäude herumgehen konnte. Angelita war gegenwärtig, als ein Knabe dies that. Sechszig Jahre später, im Jahre 1580, als Riera seine Geschichte verfaßte, lebten noch Mehrere, welche den Knaben gekannt und sagen gehört hatten, daß er es gethan habe.[2]) Als man unter Papst Leo X. die äußere Mauer, welche aus Ziegelsteinen aufgeführt war, entfernte und an ihrer Statt eine stärkere zu bauen begann, welche mit Marmor eingelegt werden sollte, ließ der Architekt Rainer Nerucci, der die wunderbare Thatsache mit eigenen Augen gesehen hatte, denselben Zwischenraum bestehen, damit das Andenken an ein so großes Wunder nicht verloren gehen möchte (quod veteris miraculi monumentum foret).[3])

Auch der oben bereits berührte Umstand ist hier besonders zu beachten, daß man nämlich das Material, aus dem das Gebäude errichtet ist, im Umkreise von dreißig oder vierzig englischen Meilen von Loreto nirgendwo findet. Dagegen brachte einer der drei Prälaten, die Clemens VII. bloß deshalb nach Dalmatien und Palästina gesandt hatte, um die Wahrheit der Ueberlieferung, so weit es möglich sei, durch Untersuchung der verschiedenen Localitäten zu ergründen, zwei Steine von der Art mit zurück, wie man sie gewöhnlich in Nazareth zu Bauten braucht. Diese Steine waren denen des heiligen Hauses durchaus ähnlich. Der anglicanische Dechant Stanley hat allerdings behauptet, die Mauern des Hauses von Loreto „schienen aus einem dun-

[1]) Martorelli I. S. 557. — [2]) Torsellino. S. 40. — [3]) Ebendaselbst S. 100.

kelrothen, polirten Steine zu bestehen, welcher allen in Palästina vorkommenden gänzlich unähnlich sei". Jeder, der jemals Loreto besucht hat, weiß aber nun, wie außerordentlich schwer es für gewöhnliche Leute ist, die wirkliche Beschaffenheit des Steines, aus dem die Wände bestehen, genügend zu untersuchen. Sie sind gänzlich durch Alter entfärbt, durch den Rauch der hier beständig brennenden Lampen und durch die Küsse und Berührungen der frommen Pilger wie mit einer Art von Firniß bedeckt, so daß sie wenigstens bis zu einer gewissen Höhe gleichsam polirt sind. Zur Zeit Clemens' VII., als man verschiedene Veränderungen im heiligen Hause vornahm, hielt man für nöthig, die Fugen der Mauern so mit Mörtel zu verstreichen, daß dieselben ganz ausgefüllt wurden, damit die Gläubigen nicht aus unüberlegter Frömmigkeit die Steine herausbrechen und mitnehmen möchten. Dieser Mörtel wurde allerdings aus dem Material gemacht, das zur Stelle war, nämlich aus dem rothen vulcanischen Steine (Tuff) der Nachbarschaft, welcher, zu Sand zerstoßen, ein vortreffliches Bindemittel abgibt. Diesem Mörtel muß man hauptsächlich die scheinbar rothe Farbe zuschreiben, und da man mit demselben an einigen Stellen große Lücken ausfüllte, so mag Mancher bei einer flüchtigen Besichtigung den Stein selbst für roth gehalten haben. Einige Berichterstatter haben deshalb sogar gemeint, die Wände seien aus Ziegelsteinen aufgeführt. Aber daß dem nicht so ist, kann man leicht daraus abnehmen, daß die Steine, obgleich sie fast durchgängig die Form von Ziegelsteinen haben, doch sehr verschieden an Größe und Dicke sind. Selbst der schon angeführte protestantische Reisebeschreiber Misson scheint bei der Untersuchung des Materials glücklicher, als neuere Reisende gewesen zu sein. Er spricht von einem „fein berechneten Betruge" der Erbauer, indem sie „Ziegelsteine gebrauchten, ungleich von Form und Art und m i t e i n i g e n f l a c h e n, g r a u e n o d e r r ö t h l i c h e n S t e i n e n u n t e r m i s c h t." Vor Kurzem jedoch ist die Frage über die Beschaffenheit des zum Gebäude verwandten Materials auf vollständig befriedigende Weise gelöst worden.

Nicht lange nach dem Erscheinen des schon erwähnten Stanley'schen Werkes erfuhr Seine Eminenz der Cardinal Wiseman, Monsignore Bartolini sei im Begriff, eine Pilgerfahrt nach Nazareth zu unternehmen. Er sandte demselben die Stellen des Buches, welche über Nazareth und Loreto handeln, und bat ihn, die betreffenden Punkte genau zu untersuchen. Da Mons. Bartolini in Rom großes Ansehen genoß, so war es ihm möglich, vom h. Vater die Erlaubniß zu erhalten, den Mauern des h. Hauses etwas Gestein zu entnehmen, um es analysiren zu lassen. Eine solche Erlaubniß war wohl noch nie zuvor gegeben worden, und der Prälat benutzte sie in zweckmäßiger Weise. Er verpackte in verschiedene Papiere die von Nazareth mitgebrachten Steinmuster, so wie auch zwei im Besitz des Cardinalvicars von Rom befindliche Steine des heiligen Hauses von Loreto, endlich auch einige Stücke, die er selbst der Mauer des h. Hauses entnommen hatte, und sandte sie alle dem Professor der Chemie an der Sapienza in Rom, ohne demselben mitzutheilen, woher die verschiedenen Steine stammten. Dieser unterwarf sie einer Analyse und berichtete, daß alle Stücke aus Kalkstein beständen — wie die Felsen bei Nazareth, nicht vulcanische Steine wie die von Loreto — und daß kein materieller Unterschied unter ihnen bestehe. [1])

Unter solchen Umständen verwerfen wir mit Recht die von Calmet aufgestellte Deutung als ungenügend und unrichtig. Das heilige Haus von Loreto war sicherlich kein gewöhnliches Gebäude, welches man, nachdem dessen wirkliche Geschichte verloren gegangen war, in spätern Zeiten durch eine wunderbare Erzählung mit dem Schauplatze der Menschwerdung in Verbindung zu setzen suchte. Solch eine Erklärung setzt statt eines Wunders ein ganzes Dutzend andere voraus; es bleiben uns nämlich dann ein Dutzend nach den gewöhnlichen Gesetzen des menschlichen Denkens nicht zu erklärende Thatsachen. Wir dürfen also zuversichtlich behaupten, daß alle von uns aufgezählten

[1]) Aus der zweiten Vorlesung des Pater Hutchison. S. 77—82.

Ereignisse und Umstände mit jeder Auffassung gänzlich unvereinbar sind, ausgenommen mit der, welche die Geschichte uns aufbewahrt, welche Urkunden bezeugen, Päpste bestätigten und die Gläubigen allgemein annahmen, und welcher Gott selbst durch die unzähligen dort gewirkten Wunder das Siegel der Bestätigung aufgedrückt zu haben scheint.

Geschichte und Monumente, das Zeugniß der Schriftsteller und das der Thatsachen, wurden bereits hinreichend geprüft; das allgemeine Dafürhalten der Gläubigen ist zu weltkundig, als daß es bewiesen zu werden brauchte; es ist dies ja eben das, was unsere Gegner uns vorwerfen. Ueber die andern beiden angedeuteten Punkte dürften jedoch einige Worte hier am Platze sein; ich meine über die Bestätigung der Kirche mittels der Erklärung der Päpste und die Bestätigung von Seiten Gottes durch Wunder und andere Gnadenwirkungen.

Von den fünfundsechszig Päpsten, die den Stuhl Petri inne hatten, seitdem die wunderbare Uebertragung des h. Hauses stattfand, haben vierundvierzig auf eine oder die andere Weise der Geschichte derselben ihre Sanction gegeben. Einige thaten es durch Abläße und andere Privilegien, andere durch die Einführung oder Bestätigung neuer Lectionen im Brevier, wieder andere durch Wallfahrten, die sie selbst dahin machten, und einige Päpste sogar durch schriftliche Vertheidigung der Tradition. Von den einundzwanzig Päpsten, die diesen Gegenstand unerwähnt ließen, lebten sieben vor der Rückkehr der Päpste aus Avignon (von wo aus natürlich eine genaue Kenntnißnahme dessen, was in Italien vorging, nicht möglich war); sieben andere regierten nur wenige Wochen oder Monate, so daß kaum eine Spur ihrer Thätigkeit zurückblieb.

Der Raum erlaubt uns nur, einige von denen kurz anzuführen, welche ausführlicher und bestimmter als die Uebrigen sich darüber aussprachen. Papst Paul II. spricht im Jahr 1471 vom heiligen Hause und Bilde (denn mit dem Hause kam ein sehr altes, aus Cedernholz geschnitztes Bild Unserer Lieben Frau [1])

[1]) Am 16. Februar 1797 sandten die Commissarien des französischen

nach Loreto und ist stets dort geblieben) der glorreichsten und allerseligsten Jungfrau: dasselbe „sei nach der Versicherung von Personen, denen man Glauben schenken könne“, durch eine Engelschaar und die wunderbare Güte Gottes in Loreto, außerhalb der Mauern von Recanati, niedergesetzt worden, und dieselbe gnadenreiche Jungfrau habe dort unzählige große und erstaunliche Wunder gewirkt, „wie wir in eigener Person erfahren haben“. Dieser Papst wurde dort nämlich von der Pest geheilt; auch erschien ihm die h. Jungfrau und kündigte ihm an, man werde ihn zum Papste wählen. Eine ähnliche Offenbarung hatte Marcellus II. während er im heiligen Hause die Messe las. Clemens VII. sagt, daß zu seiner Zeit täglich zahlreiche und große Wunder hier geschehen wären. Leo X. und Paul III. sagen, glaubwürdige Personen legten Zeugniß davon ab, daß es wirklich das Haus sei, in welchem das Wort Fleisch ward, um unter uns zu wohnen. Innocenz XII. versichert, daß die Erklärungen der Päpste, die Verehrung der ganzen Welt, die beständig hier stattfindenden Wunderwirkungen und Gnadenerweisungen ein Zeugniß für dasselbe ablegten. Pius V. ließ die von ihm geweihten Agnus Dei mit einer Darstellung des heiligen Hauses und der Inschrift versehen: „Vere domus florida, quae fuit in Nazareth (das wahrhaft gnadenreiche Haus, welches in Nazareth stand)“. Benedict XIV. führt alte Urkunden, eine ununterbrochene Ueberlieferung, die Erklärungen

Directoriums, welche ohne Scheu Hand an das Heiligthum legten und alle Schätze von dort wegschleppten, auch dieses ehrwürdige Bild nach Paris, wo es als eine weltliche Curiosität behandelt wurde. In einem derzeitigen Kataloge wird es als ein aus orientalischem Holze geschnitztes und aus der ägyptisch-jüdischen Schule stammendes Bildniß bezeichnet. Nachdem das Bild eine Zeit lang in der Kirche Unserer Lieben Frau zu Paris verehrt worden war, gab Buonaparte es dem Papste Pius VII. auf dessen dringendes Verlangen zurück. Als es in Rom ankam, ließ der Papst es zuerst in seine eigene Kapelle im Quirinal bringen, dann in einer Kirche der Stadt während dreier Tage ausstellen und endlich im December des Jahres 1802 nach Loreto zurückbringen. (Hutchison S. 43.)

der Päpste, den allgemeinen Glauben der Christen und fortwährende Wunderwirkungen als Beweise für die Echtheit an. Endlich schreibt Papst Pius IX. einige Wochen nach seiner Thronbesteigung, indem er dem Heiligthum von Loreto das Brustkreuz und den Ring, den er als Bischof getragen hatte, als Opfergabe übersandte: „Es dränge ihn, ein öffentliches Zeugniß von dem Eifer und der Andacht abzulegen, welche er von seiner Jugend an für die seligste Jungfrau gehegt habe, und er wünsche, dieses möge in dem hehren und heiligen Gebäude niedergelegt werden, welches durch ein unerhörtes Wunder ungeheuere Strecken weit, über Meer und Land, von Galiläa nach Italien gebracht und durch Gottes große Güte vor vielen Jahren in dem Kirchenstaat niedergesetzt worden sei, wo es durch so manche Wunder und durch einen ungeheuern Zufluß von Gläubigen berühmt geworden; denn, wie zuverlässige Denkmäler bezeugten (veluti gravissima monumenta testantur), sei in demselben die seligste Jungfrau von dem Engel begrüßt und durch die Ueberschattung des h. Geistes die Mutter Gottes geworden".

Diesen Zeugnissen der Päpste müssen wir die Aussprüche der Heiligen folgen lassen, unter denen sehr viele von der zärtlichsten und liebevollsten Andacht zu dem heiligen Hause erfüllt waren und an jener heiligen Stätte wunderbare Beweise von Gottes besonderer Gnade erhielten. So empfing der h. Franciscus Xaverius, während er dort die h. Messe las, die Eingebung, sich der Bekehrung des Orientes zu widmen. Der h. Franciscus Borgia litt am Fieber, als er eine Wallfahrt nach Loreto unternahm; so wie er sich dem heiligen Hause näherte, wurde das Fieber schwächer, es verschwand gänzlich im Augenblicke, wo er den Gnadenort erreichte. Der h. Jacob della Marca wurde hier im Alter von dreiunddreißig Jahren für immer von schrecklichen Versuchungen befreit, von denen er stets schwer angefochten gewesen war. Der h. Gaetano da Tiene kam zwei Mal mit der ausdrücklichen Absicht hierher, seinen neuen Orden unter den Schutz der Gottesmutter zu stellen.

Der h. Franciscus Caracciolo brachte zwei Nächte in diesem Heiligthume zu, und erhielt die Gewißheit von der Verherrlichung seines Gefährten, zugleich mit der Ankündigung seines eigenen nahen Todes. Der h. Peter von Alcantara konnte nicht ohne unaussprechlich süßes Entzücken von dem heiligen Hause reden. Der h. Joseph von Cupertino sah in einem Gesicht Engel über demselben aufsteigen und mit Gaben beladen wieder herabsteigen. Der h. Alexander Sauli, der Apostel von Corsica, der h. Camillus von Lellis, der h. Joseph von Calasanza, — alle legen sie Zeugniß ab von den Gaben und Gnaden, die sie an dieser himmlischen Quelle geschöpft haben. Häufige Wallfahrten zu dem h. Hause bildeten eine Lieblingsandacht des h. Karl Borromäus. Der h. Stanislaus Kostka besuchte Loreto auf seiner Flucht aus Polen nach Rom, und als er hier betete, empfand er zuerst jene Flammen himmlischer Liebe, von denen nachher sein Herz verzehrt wurde. Der h. Aloysius war durch ein Gelübde seiner Mutter, noch ehe er geboren war, verpflichtet worden, dies Heiligthum zu besuchen, und als er das Gelübde löste, verbrachte er fast einen ganzen Tag auf den Knieen in dem heiligen Hause und empfing so unaussprechliche Tröstungen von Gott und Unserer Lieben Frau, daß er bei der Erinnerung daran später immer wieder in Thränen zerfloß. Der ehrwürdige Olier, Gründer des Seminars von St. Sulpice in Paris, bekehrte sich in diesem Heiligthume vollständig zu Gott. Der h. Franz von Sales ging zu Fuß von Rom nach Loreto, und kaum hatte er das heilige Haus betreten, als er gleichsam von einer Fluth frommer Empfindungen hingerissen wurde, so daß er die durch die Gegenwart von Jesus, Maria und Joseph einst geheiligten Mauern wiederholt küßte. Er empfing hier die Sacramente der Buße und der h. Eucharistie, wonach er in liebende Seufzer ausbrach und ausrief: „Dieses also sind deine Wohnungen, o schöne Braut des ewigen Königs! Hier also, o göttlicher Liebhaber pflegtest Du zu verweilen, und »durch die Gitterfenster zu schauen«. Hier weidetest du unter Lilien. Hier wurdest du mein Bruder.“ Dann erneuerte er das Ge-

lübde der Jungfräulichkeit, welches er früher in Paris abgelegt hatte.

Vielleicht den größten Tribut von Liebe und Andacht entrichtete jedoch dem Gnadenorte von Loreto der selige Benedict Joseph Labre. Seine Wallfahrten zu dem heiligen Hause waren in der That so häufig, sein Verhalten in dem Heiligthume war so erbaulich, daß er der Heilige von Loreto genannt wurde. Als er Loreto zum ersten Male besuchte, ward er so ergriffen, daß er nicht satt werden konnte, das h. Haus zu betrachten und zu verehren, und immer wieder in Thränen zerfließend, mit zärtlicher Liebe jene heiligen Mauern zu küssen; sein Herz wurde dadurch stets zu innigerer Liebe zur heiligen Mutter Gottes entflammt.[1])

Wenn der Glaube an die Identität des heiligen Hauses von Loreto mit demjenigen, in welchem die Menschwerdung stattfand, so wie an die wunderbare Uebertragung desselben von Galiläa nach Nazareth also auch kein Glaubensartikel ist, — wenn man dies leugnen darf, ohne dadurch Häretiker zu werden, — so sollte doch Jeder, der sich dazu versucht fühlen möchte, sich klar machen, was er thun wolle. „Wer es thut, maßt sich an, klüger zu sein als die große Masse der Gläubigen, welche Jahrhunderte hindurch dies Heiligthum verehrt und seine Geschichte für wahr gehalten haben. Er maßt sich an, scharfsinniger zu sein als die Heiligen, weiser als die Päpste, welche für die Wahrheit jener Geschichte so glänzende Zeugnisse abgelegt haben, und klüger als die heilige Congregation der Riten, welche das Officium der Uebertragung approbirt hat."

Solche Zweifler würden auch gut thun, sorgfältig die Bedeutung der folgenden Bemerkung zu erwägen, die ein bitterer Feind unserer Kirche über diesen Gegenstand macht: „Es gibt einzelne Personen in der römischen Kirche, welche gewisse Theile ihres Systems als Sachen ansehen, welche sie nach Belieben annehmen oder verwerfen können. Diese Personen sind jedoch — ob in Folge dessen oder nicht, bleibe dahingestellt — sicherlich nicht

[1]) Hutchison, S. 51—55.

die heiligsten.... Wir haben bemerkt, daß Glaube oder Unglaube in Bezug auf die Geschichte des heiligen Hauses mit warmer Frömmigkeit oder Gleichgültigkeit zusammen zu gehen pflegen."[1]) Mit andern Worten: Niemand kann den Geist der Pflichttreue und Unterwürfigkeit gegen die Autorität auf Grund seiner eigenen vermeintlichen bessern Einsicht von sich werfen, ohne dadurch an seiner Seele Schaden zu leiden.

Wir wiederholen es: derjenige, welcher die Tradition der Kirche verwirft und das heilige Haus für nichts anderes halten will, als jedes gewöhnliche Haus, ist taub gegen Gottes Stimme, die während mehr als fünfhundert Jahren an dieser Stätte durch Zeichen und Wunder geredet hat.

„Der Wunder, welche Gott in Loreto gewirkt hat, sind so viele," sagt Canisius[2]), „daß es nicht möglich ist, sie zu zählen. Sie sind so offenbar und berühmt, daß nur die Unverschämtesten sie zu leugnen wagen; sie sind so außerordentlich und Erstaunen erregend, daß selbst der gewandteste Redner sie nicht in erschöpfender Weise zu beschreiben und zu erklären vermöchte. Von nah und fern drängen sich Leute jedes Standes und Ranges zu diesem Heiligthum. Sie legen der allerseligsten Jungfrau Gelübde ab, oder erfüllen die bereits abgelegten, je nach ihren verschiedenen Bedürfnissen; alle sind sie von demselben Beweggrund beseelt, alle haben dasselbe Ziel im Auge, nämlich: ihre Verehrung oder ihre Dankbarkeit gegen die Mutter Gottes zu erkennen zu geben. Einige bringen derselben ihren Dank, weil sie fühlen, daß sie ihr, nächst Gott, ihre Rettung von schrecklichen Krankheiten und furchtbaren Gefahren zu Lande und zur See verdanken; daß sie von Gott durch ihre Fürsprache, als alles verloren zu sein schien, unerwartet Hülfe erlangten; oder daß sie zur Zeit der größten Noth, daheim und in der Fremde, unter Freunden und Feinden, in vorhergesehenen und unvorhergesehenen Gefahren durch sie liebevoll beschützt und bewacht wur-

[1]) Eine englische Zeitschrift: »The Christian Remembrancer« in Nr. 84 der neuen Serie.

[2]) De M. V. lib. V. c. 25.

den. Andere wiederum kommen, weil ihnen das Gelingen eines Lieblingsplanes sehr am Herzen liegt, weil sie ihren Lebensberuf ändern wollen, weil die Wucht schwerer Trübsal oder die Furcht vor drohenden Uebeln sie niederbeugt. Die unzähligen Weihegeschenke aber, so wie die aufgehängten Denktäfelchen bezeugen genügend, daß ihre Gebete erhört wurden."

Wir haben schon gesehen, wie Papst Paul II. öffentlich die Gnade anerkannte, die er in Loreto empfing, als er noch Cardinal war, indem er augenblicklich von einem Fieber befreit wurde, welches ihn heimgesucht hatte, und an welchem Papst Pius II. kurz zuvor gestorben war. Innocenz XII. und Benedict XIV. berufen sich in gleicher Weise auf die beständigen Wunder als auf die überzeugendsten Beweisgründe von der besondern Heiligkeit der Stätte; und bei einer andern Gelegenheit[1]) erklärte der letztgenannte Papst ausdrücklich, die hier gewirkten Wunder seien so häufig und so weltkundig, daß es überflüssig sei, darüber zu reden.

Es ist unmöglich, alle Beispiele von wunderbaren Heilungen und ähnlichen Gnadenerweisungen, an denen die Geschichte Loreto's überreich ist, im Einzelnen anzuführen; doch können wir nicht schließen, ohne eine kurze Erwähnung von Wundern anderer Art, die noch erstaunlicher und gleich zahlreich sind. Jeder, der das Glück gehabt hat, Loreto zu besuchen, legt Zeugniß ab von der Stimmung zur Andacht, die das Heiligthum hervorruft. Ueberdies haben schon ältere Geschichtschreiber bemerkt, und neuere bestätigen es, es gebe wenige so sehr in der Sünde verhärtete Personen, daß sie nicht beim Eintreten in diese heilige Stätte den Einfluß einer gewissen übernatürlichen Gewalt fühlten, die ihre Herzen rührt, erweicht und zur Buße stimmt. „Nichts ist gewöhnlicher," sagt Canisius, „als daß Fremde, deren Seele in Sünden todt darniederlag und vielleicht seit einer Reihe von Jahren mit den schwärzesten Verbrechen befleckt war, in diesem Heiligthum zur Erkenntniß ihrer Schuld erwachen; daß sie sich dem Priester vorstellen und ihren elenden,

[1]) In Fest. Translat. Dom. Lauret.

aussätzigen Zustand einem der erfahrenen Seelenärzte entdecken, mit denen die fürsorgende Liebe der Kirche diesen Ort so reichlich bedacht hat, damit alle diejenigen, welche ihrer bedürfen, von ihrer Hand den heilsamen Balsam der Buße empfangen. Nichts ist gewöhnlicher, als hier Personen zu sehen, welche, so eben noch von allem Guten weit entfernt, plötzlich zu Kindern Gottes werden; so daß Häretiker zu Christen, Verbrecher zu ehrlichen Leuten, Wölfe zu Schafen sich umgestalten. Solche, welche bis dahin in offener Feindschaft gegen Gott und ihre Nebenmenschen gelebt haben, kommen hierher und tragen jeden Gedanken an Neid, Haß, Zorn und Lieblosigkeit zu Grabe. Sie versöhnen sich mit ihren Nächsten und büßen nicht selten sogar öffentlich ihre Sünden. Sie tragen ihre Schulden ab, vergeben denen, die ihnen etwas schuldeten, geben alles, was sie vielleicht auf unrechte Weise erworben haben, wieder zurück und erfüllen, mit einem Worte, das ganze Gesetz der Liebe." Canisius schließt mit der Bemerkung, daß in ganz Frankreich, Deutschland und Polen keine Kirche sei, wo die Sacramente der Buße und der heiligen Eucharistie so häufig gespendet würden, als in diesem Heiligthume.

Dies ist das Zeugniß eines Mannes, der in Folge seiner Wirksamkeit als Missionar in jenen Ländern Europa's besonders geeignet war, aus genauester Ueberzeugung so zu reden. Es ist zu bedauern, daß er nicht die genaue Zahl der Communicanten eines Jahres angegeben hat. Die einzige genaue Angabe, über welche ich in Betreff dieses Punktes verfügen kann, gehört einer spätern Epoche an, als die des Canisius. Im Monat September des Jahres 1780 nämlich naheten 73,000 Personen den h. Sacramenten. Dies würde weniger als eine Million für das ganze Jahr ausmachen, wohingegen die Zahl der Communionen am Altare des h. Johannes von Nepomuk in Prag in den Jahren 1723 und 1724 jedes Jahr zwei Millionen überstieg und im Durchschnitt in diesen und den drei folgenden Jahren ungefähr anderthalb Millionen jährlich betrug. [1]) Wir erwähnen dieses

[1]) Vita di S. Giov. Nepom. Galuzzi, p. 90.

Factum nur, um dem Leser zu einer bestimmtern Vorstellung von der Sache zu verhelfen und ihn in den Stand zu setzen, sich die Worte des seligen Petrus Canisius durch Ziffern klar zu machen, um so ihre Tragweite besser würdigen zu können.

Wir dürfen daher nicht anstehen, mit demselben ausgezeichneten Schriftsteller den Schluß zu ziehen, daß wenn Wahrheit, Heiligkeit und Religion uns theuer sind, wir nicht umhin können, den Finger Gottes und die Macht seiner Rechten zu erkennen und aufrichtig dafür zu danken, daß Er die Verehrung der h. Gottesmutter Maria zum Trost der ganzen Kirche an dem Gnadenorte von Loreto so verherrlichte. [1])

[1]) Denjenigen, welche über die frühere Geschichte des Heiligthums näheren Aufschluß wünschen, oder durch Stanley's Einwendungen in ihrem Glauben wankend gemacht sein sollten, möchte ich das Studium von Pater Hutchison's Vorlesungen (London, bei Dillon) empfehlen; es sind denselben sehr werthvolle Karten und Pläne zur Erläuterung beigegeben und jede Einwendung Stanley's ist darin besprochen und widerlegt. In Bezug auf die unedele Art, mit welcher Dechant Stanley auf diese Widerlegung in einer spätern Ausgabe seines eigenen Werkes geantwortet hat, brachte die Zeitschrift „The Month", vom Februar 1867 (S. 178—183), eine sehr gerechte und maßvolle Kritik. Wir selbst haben diese Seite des Gegenstandes nicht berührt; denn da wir nie das heilige Land gesehen haben, so hätten wir doch nur des gelehrten Oratorianers Pläne, Messungen und Beweisgründe wiederholen können, die Jedermann in jenem Werke leicht zugänglich sind. Ich will indeß hier ein sehr wichtiges Zeugniß hinzufügen, welches oben auf S. 81 bis 88 einen Platz hätte finden sollen. Der Graf von Vogué — dessen Werk: „Les églises de la terre Sainte" (Paris 1860) von Ritter G. B. de Rossi ein vollkommenes Muster gesunder Kritik, ausgezeichneter Gelehrsamkeit und scharfsinniger archäologischer Wiederherstellung von Monumenten genannt wird — sagt von Nazareth (S. 348): „Die hauptsächlichste Kirche daselbst ist die der Verkündigung, welche auf der traditionellen Stätte des Hauses der seligsten Jungfrau erbaut ist... Das Haus ist verschwunden, die Höhlung an der hintern Seite ist noch vorhanden. Als der christlichen Kirche der Friede zurückgegeben war, wurde diese Höhlung in eine Kirche verwandelt.... Der antike Charakter dieser Constructionen ist unzweifelhaft; er führt ohne alle Frage die Tradition, welche dies als die Stätte

Irrgläubige mögen darüber spotten und verächtlich lachen. Wir aber sagen: ein Baum, der so viele und vortreffliche Früchte christlicher Frömmigkeit getragen hat, kann selbst nur ein guter Baum sein; ein Baum, der so tiefe Wurzel geschlagen, so hohe und weitreichende Zweige getrieben und so viele Generationen hindurch unerschüttert dagestanden hat, kann nur von Gott gepflanzt sein.

---

der Verkündigung bezeichnet, in's vierte Jahrhundert zurück." Vogué citirt dann, seiner Gewohnheit gemäß, der Reihe nach die alten Zeugnisse für die Tradition. Antonius von Piacenza, der älteste dieser Zeugen, schrieb im sechsten Jahrhundert, vor der persischen Invasion des gelobten Landes. Antonius spricht von der bewundernswerthen großen Basilika (admirandam basilicam magnam) an dieser Stätte. Vogué fügt hinzu, daß diese Kirche während der Kriege des ersten Kreuzzuges der Zerstörung entging; denn unmittelbar nach der Einnahme von Jerusalem erregte diese Kirche der Verkündigung noch die Bewunderung des Reisenden Säwolf (im Jahre 1102), obgleich das Dorf Nazareth gänzlich zerstört worden war.

Neapel.

I. Die Madonna del Carmine.

Es würde unverzeihlich sein, in einem auch noch so kurzen Bericht über die italienischen Gnadenörter des neapolitanischen Volkes nicht ganz besonders zu gedenken. Wenn auch keiner der neapolitanischen Gnadenorte für sich allein berühmt genug ist, um in unserer Darstellung eine specielle Behandlung zu fordern, so verdient doch sowohl der hohe Grad als der eigenthümliche Charakter der Verehrung der allerseligsten Jungfrau im Neapolitanischen unsere besondere Beachtung.

„Bringen Sie etwas von dem neapolitanischen Glauben mit zurück," sagte der vorige Papst beim Abschiede zu einem Geistlichen, der sich bei ihm zu einer Reise nach Neapel beurlaubte. Und sicherlich muß Jeder bei einem etwas längern Aufenthalte und bei genauerer Bekanntschaft mit dem Charakter des Volkes die Richtigkeit des in diesen Worten enthaltenen Vergleiches anerkennen, — wenigstens war es so vor zwanzig Jahren. Was der Apostel von den Römern sagte, mag in unserer Zeit von den Gläubigen im Königreich Neapel gelten, nämlich: „Alle Welt redet von ihrem Glauben".

Bei den Andachtsübungen haben sich in diesem Lande mehrere in der ältesten Kirche gebräuchliche, anderwärts längst aufgegebene Formen erhalten, welche die Aufmerksamkeit des christlichen

Alterthumsforschers fesseln. Noch weit mehr fällt es auf, wie sehr der Glaube selbst in Bezug auf die geringfügigsten Dinge dem Gemüthe des Volkes stets gegenwärtig und ein unzertrennlicher Theil seines geistigen Wesens zu sein scheint. So sieht man in den bei der ärmern Klasse der Neapolitaner beliebten Kirchen die Leute stets mit in Kreuzesform ausgestreckten Armen vor dem allerheiligsten Sacramente in schweigender Anbetung knieen. Gleich beim Eintritt in die Kirche werfen sie sich nieder, um den Fußboden zu küssen, oder ihre Hand, nachdem sie mit derselben zuvor den Boden berührt haben. Dies aber stimmt ganz mit der Schilderung überein, welche der h. Chrysostomus von den unter den Christen seiner Zeit herrschenden Gebräuchen gibt.[1]) Doch solche Aeußerlichkeiten, wie anziehend sie auch sein mögen, verschwinden vor den Beweisen lebendigen Glaubens, welche uns in nachstehenden verbürgten Anekdoten entgegentreten.

Ein französischer Priester hatte sich in dem Garten eines neapolitanischen Bauern mit frischen Feigen regalirt, und bat um ein wenig Wasser und ein Handtuch, um sich zu waschen. Als er aber zu diesem Zwecke das erste Tuch, das ihm vorkam, nehmen wollte, hielt die Frau des Hauses ihn zurück, indem sie sagte, dasselbe sei der Hände nicht würdig, die Tag für Tag den heiligen Leib und das heilige Blut Christi berührten. Sie bestand darauf, ihm das feinste Leinen zu geben, das ihre Schränke enthielten. — Ein uns bekannter Priester aus Malta konnte mit seinem Vetturino wegen des ihm zu zahlenden Preises sich nicht einigen, und der Vetturino ward so aufgebracht, daß er im Begriff stand, den Malteser zu schlagen. Da rief der Portier des Hôtels ihm zu, er solle sich vorsehen, was er thue, denn der Herr sei ein Priester. Unser Bekannter reiste nämlich in weltlicher Kleidung. Sogleich fiel der arme Kerl auf die Kniee, bat um Verzeihung und weigerte sich nun auch, selbst das anzunehmen, was ihm vorher geboten worden war.

[1]) Hom. XXX. in Ep. 2. ad Cor.

Näher mit der Verehrung für die Madonna hängt schon der Brauch zusammen, sich am Samstage ihr zu Ehren vom Weine zu enthalten, ein Brauch der schon im elften Jahrhundert beobachtet und durch eines der vielen in Rom unter der Regierung des h. Gregor VII. gehaltenen Concilien durch ein Kirchengesetz bestätigt wurde. Auch herrscht in neapolitanischen Familien der mittlern und untern Klasse allgemein die Sitte, beim Tode eines eigenen Kindes ein Findelkind an dessen Statt anzunehmen, das in jeder Hinsicht als zur Familie gehörig betrachtet und figlio della Madonna (das Kind der Madonna) genannt wird. Wir übergehen manche ähnliche charakteristische Züge der neapolitanischen Frömmigkeit, die für einen Fremden viel Ungewöhnliches und Anziehendes haben, um die gewöhnliche Stimmung und Gedankenrichtung der Neapolitaner bei ihrer Andacht zur allerseligsten Jungfrau zu betrachten, wie sie sich in der Weise der Anrede an dieselbe darlegt. Wir können sie nur mit den Gefühlen der Kinder gegen eine überaus zärtliche und milde Mutter vergleichen. Jeder andere Vergleich würde viel zu schwach sein, um die Einfalt, Ungezwungenheit, Vertraulichkeit und Zuversicht zu beschreiben, welche den Verkehr mit der göttlichen Mutter bezeichnen. Und selbst dieser Vergleich bleibt so weit hinter der Wirklichkeit zurück, wie die Macht und Liebe einer irdischen Mutter gegen die der himmlischen zurücksteht.

Sie schütten ihr ganzes Herz vor einem Bilde der Madonna aus; sie erzählen ihr alle ihre Hoffnungen und Befürchtungen, ihre Zweifel und Besorgnisse, alle Einzelheiten ihrer häuslichen Lage mit der Einfalt eines Kindes, das seine kleinen Sorgen und Wünsche Jemanden anvertraut, auf dessen Theilnahme und Bereitwilligkeit zu helfen, es sich verlassen kann. Ein armes Weib, das eine Reise antritt oder seinen Wohnort verändert, nimmt von der geliebten Madonna Abschied, redet mit ihr, jammert über die Trennung und verkehrt überhaupt mit ihr, wie mit ihrer innigsten und theuersten Freundin. Eine Frau, über welche augenscheinlich plötzliche Trübsal gekommen ist, sieht man zur Kirche eilen. Sie wirft sich zu den Füßen der Mutter Gottes nieder

und bedeckt dieselben mit ihren Küssen. Dann erzählt sie ihr schluchzend (und keineswegs in leisem Gebete, wie Anna, „die nur ihre Lippen bewegte, deren Stimme aber nicht gehört wurde“) den Verlauf ihrer Geschichte, um ihren Beistand zu erflehen. Nach und nach legt sich ihre Aufregung; sie hat ihren Kummer einem Herzen mitgetheilt, von dem sie weiß, es wird ihr helfen; und durch diesen Trost aufgerichtet, erhebt sie sich ruhigen und heitern Antlitzes und will nun auch geduldig ihr Kreuz tragen. Doch wird es ihr schwer, das Heiligthum zu verlassen, in dem sie Frieden fand. Langsamen, zögernden Schrittes zieht sie sich zurück; immer wieder wendet sie sich um. Sie sendet mit der Hand ihre Küsse zur göttlichen Mutter, und zärtliche Abschiedsworte entströmen ihren Lippen: „Lebe wohl, meine Mutter! Alles habe ich dir mitgetheilt, jetzt gehe ich fort und rechne auf deine Hülfe. Du verstehst mich: ich weiß, du wirst mich nicht täuschen; addio, mamma mia, addio.“

Damit man nicht denken möge, diese kindliche Einfalt sei nur in den untern und ungebildeten Klassen zu finden, muß ich einige Auszüge aus einem kleinen Andachtsbuche geben, welches ein ausgezeichneter Jurist, der zu jener Zeit Richter in Neapel war, vor ungefähr dreißig Jahren herausgab. Folgendermaßen redet er die Madonna an: „Höre auf mich, liebe Mutter; du mußt mir gewähren, um was ich dich bitte. Denn wenn du es nicht thust, was wird man dann von dir sagen? Man wird sagen, du könntest oder wolltest mir nicht helfen. Daß du nicht könntest, wird Niemand glauben wollen, denn Jedermann kennt dich nur zu gut; und daß du nicht wolltest — ich versichere dich, ich möchte lieber vernehmen, du habest nicht die Macht, als nicht den Willen. Soll denn von meiner eigenen Mutter gesagt werden, der Mutter des Erbarmens, der Gnade und der Liebe, daß sie nicht bereit gewesen sei, der Noth eines ihrer Kinder abzuhelfen? O, was würde dann aus ihrem Rufe werden? Bedenke dies, o liebe Mutter, oder suche einen dritten Ausweg, wenn du kannst.“ An einer andern Stelle heißt es: „Du denkst vielleicht, liebe Mutter, daß du mir bereits viel ge-

geben hast. Ich leugne dies nicht; aber du bist mir noch mehr schuldig, als du mir bereits gegeben hast. Jedermann weiß, daß deine Reichthümer unerschöpflich sind, daß du die Königin des Himmels und der Erde bist, die Austheilerin der göttlichen Gnaden und Gaben. Aber ich bitte dich, bedenke dann auch, daß diese Reichthümer nicht für dich allein, sondern für deine Kinder dir gegeben wurden, also auch für mich, das geringste und unwürdigste von ihnen allen! Kam der Sohn Gottes nicht, um uns zu erlösen und dich zu Seiner Mutter zu machen? Siehe, alles was du hast, gehört also uns; es wurde dir für uns gegeben; es gehört uns. Und du kannst nicht leugnen, daß das, was du mir bis jetzt gegeben hast, wie nichts ist gegen das, was du besitzest. Du bist daher meine Schuldnerin, und schuldest mir viel. Ist es nicht so? Was kannst du mir hierauf erwidern?"

Bei diesem Charakter der Verehrung für die Königin des Himmels wird man sich über die große Menge der ihr im ganzen Lande geweihten Altäre und Kirchen nicht wundern. Durch diese Fülle wird jedoch unsere Aufgabe, die Geschichte einiger derselben auszuwählen, die der Veröffentlichung besonders würdig sind, nicht im mindesten erleichert. Die Schwierigkeit liegt nicht bloß und nicht hauptsächlich in dem Uebermaße des Stoffes, sondern größtentheils in der Abwesenheit von kritischer Genauigkeit, die für Engländer so wünschenswerth ist, den meisten neapolitanischen Schriftstellern indeß völlig fern liegt.

Dieser Mangel mag vielleicht einigermaßen dem insigne ac perenne miraculum (ausgezeichneten und steten Wunder) zuzuschreiben sein, von dem Baronius redet, dessen Schauplatz Neapel seit so vielen Jahrhunderten gewesen ist, und das noch beständig für einen Jeden gewirkt wird, der „kommen und sehen" will, nämlich dem periodischen Flüssigwerden des Blutes des h. Januarius. Vielleicht hat die Leichtigkeit der Ueberzeugung durch den Augenschein, welche bei diesem Falle vorwaltet, eine größere kritische Genauigkeit bei den Berichten über dasselbe als überflüssig erscheinen lassen und im Allgemeinen eine gewisse

Sorglosigkeit bei Sachen dieser Art herbeigeführt. Vielleicht dachten auch jene Schriftsteller nur für ihre eigenen Landsleute zu schreiben, deren Gemüthsrichtung sie kannten, und verlangten nicht oder dachten nicht daran, dem kalten und vorsichtigen Charakter der Bewohner nördlicher Klimate ihre Schreibart anzupassen. Wie dem auch sei, es ist gewiß, daß nur sehr wenige der Wundergeschichten, die von neapolitanischen Autoren verfaßt sind, in unserer Sprache veröffentlicht werden könnten. Wenn sie auch nicht gerade Begebenheiten für wunderbar halten, die nach den gewöhnlichen Naturgesetzen erklärt werden können (obgleich dies auch eine Gefahr ist, die ihnen aus denselben Gründen nahe liegt), so ist doch die Art und Weise eigenthümlich, wie sie diejenigen Geschichten erzählen, deren übernatürlicher Charakter nicht im Geringsten in Frage gestellt werden kann. Sie sammeln und ordnen die Beweise nicht sorgfältig genug und vergessen, für das, was sie sagen, die Autoritäten anzugeben, oder sie unterscheiden nicht zwischen dem, was gewiß, und dem, was zweifelhaft ist. Sie verwechseln Geschichte mit Ueberlieferung und Ueberlieferung mit Vermuthung.

Bei der Geschichte der beiden Gnadenorte jedoch, die wir ausgewählt haben, treten diese Mängel weniger hervor; die Berichte über dieselben können eine gewichtigere Autorität beanspruchen und bieten zudem für den Leser ein größeres Interesse dar.

Den ersten Rang unter den neapolitanischen Gnadenorten behauptet durch seine Wichtigkeit, und wohl auch zugleich durch sein Alter, die Madonna del Carmine (Unsere Liebe Frau vom Berge Karmel), oder wie die Neapolitaner wegen der dunkeln Farbe des Bildes gewöhnlich sagen, Santa Maria della Bruna. Dieses Bild, dem der Künstler wahrscheinlich mit Absicht die dunkele Farbe gegeben, obgleich dieselbe durch das Alter zugenommen haben mag, wurde um die Mitte des zwölften Jahrhunderts von einigen Mönchen des Berges Karmel nach Neapel gebracht. Zu jener Zeit begann nämlich der Orden schon den Orient allmälig zu verlassen, bis er ungefähr hundert Jahre später vollständig auswanderte und sich in Europa niederließ.

Es ist das Original aller Abbildungen der Madonna, die man auf Medaillen, Scapulieren und andern mit dem Orden vom Berge Karmel in Beziehung stehenden religiösen Gegenständen findet, wenn diese auch nicht alle die Gesichtsbildung des Originals treu beibehalten haben. Es hat bei denselben nur im Allgemeinen als Muster gedient; namentlich ist die Stellung der Mutter zum göttlichen Kinde bei allen dieselbe, und alle zeigen das Bestreben, dieselbe Idee wiederzugeben, also überhaupt Copieen von Santa Maria della Bruna zu sein.

Die Karmeliter erlangten um die Mitte des zwölften Jahrhunderts eine kleine Kirche und ein Kloster vor den Thoren Neapels, und das mitgebrachte Bild der Madonna wurde dort über dem Hochaltare aufgestellt. Die Verehrung des Volkes scheint sich von Anfang an besonders auf die drei Wochen, die zwischen den Festen der Himmelfahrt und der Geburt unserer göttlichen Mutter liegen, concentrirt zu haben. Im Jahre 1269 waren die Bewohner Neapels Augenzeugen der tragischen Enthauptung ihres jungen Königs Conradin, so wie der traurigen Enttäuschung und des bittern Kummers seiner Mutter, der Kaiserin Margarethe. Bekanntlich erreichte sie erst den Hafen, als es bereits zu spät war, um das Leben ihres Sohnes durch Zahlung des von Karl von Anjou bestimmten Lösegeldes zu retten. Die untröstliche Mutter wollte die großen Schätze, die sie mitgebracht, doch in irgend einer Weise ihrem Sohne zu Gute kommen zu lassen. Nachdem sie die Erlaubniß erhalten hatte, seinen Körper von der Stätte, wo er begraben lag (man hatte eine kleine Kapelle auf der Richtstätte erbaut), in jene Kirche der Karmeliter übertragen zu lassen, beschloß sie, dieselbe in einem, eines königlichen Mausoleums würdigen Stile neu aufzubauen. Als die Kirche vollendet war, schien das Bild der Madonna zu klein für die hervorragende Stelle in dem neuen Hochaltar; man setzte dort ein weit größeres, die Himmelfahrt Mariä darstellendes Bild ein und gab dem alten Bilde seinen Platz auf dem Altare einer Seitenkapelle, die einer neapolitanischen Familie, Namens Grignetti, gehörte. Hier gerieth es gewissermaßen in Vergessenheit, da

das neuere Bild nicht bloß seinen Platz in der Kirche, sondern auch einigermaßen in dem Herzen des Volkes eingenommen hatte. Es muß sich jedoch die Verehrung für dasselbe noch einigermaßen erhalten haben, sonst hätte man sich desselben bei der spätern Gelegenheit, die ihm seine frühere Berühmtheit zurückgab, wohl kaum erinnert.

Im Jahre 1500, bei dem achten Jubiläum — von dem im Jahre 1300 durch Bonifaz VIII. angeordneten Jubiläum ab gerechnet, weil sich erst von da an die Geschichte der Jubiläen mit Sicherheit verfolgen läßt — machten viele fromme Neapolitaner die Pilgerreise nach Rom. Eine bei der Kirche der h. Katharina bestehende Bruderschaft von Gerbern scheint die Anregung zu diesem guten Werke gegeben zu haben; doch nahmen auch Andere an dieser Wallfahrt Theil. Die Pilger nahmen aus ihrer eigenen Kirche ein großes Crucifix mit, das der Procession vorangetragen wurde. Um sich jedoch noch besonders unter den Schutz der allerseligsten Jungfrau zu stellen, wünschten sie auch ein Muttergottesbild mit sich zu führen. Es gelang ihnen, von den Karmeliter-Patres das Gemälde, welches jetzt Santa Maria della Bruna genannt wird, leihweise zu erhalten; und so machten sie sich früh am Morgen des fünften April auf den Weg. Nahe bei der Kirche, von welcher sie auszogen, lag am Wege ein armer Krüppel, Thomas Saccone mit Namen; sein Körper war ganz verunstaltet und seine Füße vollständig gelähmt. Es war ein Unglücklicher, wie wir uns etwa den Lahmgeborenen denken, der an der schönen Pforte des Tempels saß und um Almosen bat, als Petrus und Johannes um die neunte Stunde zum Gebet dorthin gingen. Auch war dieser Saccone, gleich jenem Lahmgeborenen, Allen bekannt, so daß ein Wunder, welches an ihm gewirkt wurde, „augenfällig und unleugbar“ war. Als dieser Krüppel die Procession herankommen sah, ergriff ihn ein heftiges Verlangen, dieselbe begleiten zu können; schmerzlicher und drückender als je fühlte er in diesem Augenblicke die Bürde seiner Leiden. Mehr und mehr wuchs die Inbrunst seines Verlangens; da durchzuckte ihn plötzlich ein

Hoffnungsstrahl: vielleicht könne er durch die Königin des Himmels die Gnade der Heilung erlangen, wenn er ihr verspräche, den ersten Gebrauch seiner Glieder durch die Pilgerfahrt nach Rom dem Herrn zu weihen. Schon zog das Bild der Madonna an dem Armen vorüber, als er seinen vertrauensvollen Hülferuf zu der Gottesmutter emporsandte und ihr gelobte, der Procession sich anzuschließen, wenn er geheilt würde. Sogleich fühlte er, wie eine plötzliche Gluth seinen ganzen Körper durchdrang und seinen Gliedern neue Lebenskraft eingeflößt wurde: „alsogleich wurden seine Füße und Sohlen gekräftigt, er sprang auf, stand, wandelte und folgte ihnen"[1]).

Der Ruf eines so offenkundigen, vor aller Welt gewirkten Wunders mußte nothwendig weit umher sich verbreiten, und wohin immer die Pilger kamen auf ihrer Wallfahrt zur h. Stadt, war die Kunde von diesem Ereigniß ihnen vorangeeilt. Ueberall brachten die Einwohner ihre Kranken auf Kissen oder in Betten auf die Straße, damit, wenn dieses Bild der mächtigsten und zugleich erbarmungsvollsten Mutter sich näherte, „ihr Schatten wenigstens auf einige derselben falle und sie von ihren Gebrechen heile".[2]) Der Zudrang des Volkes hielt die Procession dermaßen auf, daß sie erst am neunten Tage, nämlich am dreizehnten April, in Rom ankam. Auch hier war die Kunde von der wunderbaren Heilung des neapolitanischen Krüppels und von vielen andern wunderbaren Heilungen, die später auf dem Wege geschehen waren, der Ankunft der Pilger voraufgegangen und selbst bis zu den Ohren des Papstes gedrungen. Der h. Vater gab Befehl, die Glaubwürdigkeit des Berichtes zu untersuchen. Das Resultat dieser Untersuchung war der Art, daß er selbst am folgenden Tage in Begleitung sämmtlicher Cardinäle seine Andacht vor dem Bilde in der St. Peterskirche zu verrichten beschloß. Er kam, kniete vor dem Bilde nieder und betete, incensirte dann dasselbe und ertheilte der Menge den Segen damit. Zu gleicher Zeit gewährte er den Gläubigen, die vor dem Gnaden-

[1]) Apostelg. 3, 7. [2]) Apostelg. 5, 16.

bilde ihre Gebete verrichten würden, bestimmte Abläße. Von St. Peter trugen die Pilger das Bild zu allen andern Basiliken und heiligen Stätten, welche sie besuchten, und überall ward es mit der innigsten Andacht verehrt. Nach fünf Tagen, am Morgen des achtzehnten April, schickten die Neapolitaner sich an, nach Hause zurückzukehren. Wieder kamen die Leute ihnen allenthalben in Menge entgegen und neue Gnaden wurden an verschiedenen Orten gewährt. Doch das größte Wunder — welches meines Wissens ohne ein genau entsprechendes Seitenstück dasteht — geschah bei ihrer Rückkehr nach Neapel.

Die Karmeliter und andere Ordensgeistliche gingen der Procession bis Aversa, einige Stunden von Neapel entgegen, um den kostbaren Schatz willkommen zu heißen, dessen Werth sie so wenig erkannt hatten, ehe sie sich zeitweise davon trennten. Der Einzug des Bildes in die Stadt wurde vom Volke mit öffentlichen Freudenbezeugungen gefeiert, gleich als ob ein König nach glorreichen Siegen triumphirend seinen Einzug gehalten hätte. Das Bild wurde an seinen frühern Platz über dem Hochaltar zurückgebracht, und alles Volk eilte in Schaaren dorthin und suchte Hülfe in den verschiedensten Nöthen und Widerwärtigkeiten. Dem damaligen Könige von Neapel, Friedrich II. von Arragonien, war es jedoch nicht genug mit diesen Beweisen der allgemeinen Andacht und der Verehrung des Volkes für die Madonna. Er faßte einen Plan, dessen Kühnheit an Vermessenheit grenzen würde, wenn die Folge nicht gezeigt hätte, daß nur einfältiger, zuversichtlicher Glaube ihm denselben eingegeben hatte, und daß Gott ihn deshalb genehmigte und belohnte. Der König gab nämlich den Befehl, alle Kranke und Gebrechliche, Blinde und Taube, Lahme und Schwache, mit einem Worte jeden Leidenden aus dem ganzen Königreiche, den man fortschaffen könnte, zur Hauptstadt in ein Hospital zu bringen, welches er zu diesem Zweck in der Nähe der Karmeliter-Kirche einrichten ließ. Jeder sollte für sich ein beglaubigtes Attest über Namen und Alter, Geburts- und Wohnort mitbringen, nebst genauer Angabe seiner Krankheit, der Dauer des Leidens und aller Ein-

zelheiten, die erforderlich sein möchten, um die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Falles außer Zweifel zu stellen. Der König ließ in der Kirche, zunächst dem Altare, Sitze für die Kranken einrichten. Das Publicum hatte freien Zutritt zu dem übrigen Theile der Kirche, mit Ausnahme einiger reservirten Plätze, von wo aus der König selbst mit der königlichen Familie und den Vornehmsten des Reiches von dem Erfolge Zeuge sein wollte. Als alle Kranken beisammen waren, las einer der königlichen Secretäre die Namen laut ab, wobei er eine kurze Angabe über die Leiden jedes Kranken zufügte. Hiernach begann das Hochamt unter Mitwirkung des Musikchors der königlichen Kapelle. Während der Feier der h. Messe (wahrscheinlich beim Gloria, wie es wenigstens in neuerer Zeit Sitte ist) ward das Bild enthüllt. Solche, welche häufiger die Kirchen in Neapel oder in der Umgegend besucht haben, in welchen ein Bild oder eine Statue, die besondere Verehrung genießt, bloß während eines Theils der h. Messe in dieser Weise gezeigt wird, können sich leicht das laute inbrünstige Flehen vorstellen, welches den Lippen dieser unglücklichen Dulder in dem Augenblicke sich entrang, als der Vorhang fortgezogen wurde. Aber wer vermöchte die Aufregung und den endlosen Jubel zu beschreiben, wer die lauten Ausbrüche der Freude und des Dankes zu schildern, als die Anwesenden in demselben Augenblicke einen Lichtstrahl vom Himmel auf das Antlitz Maria's herabkommen und von dort auf das versammelte Volk zurückstrahlen sahen, und als es sich zeigte, daß alle Kranke augenblicklich geheilt waren!

Der heilige Geschichtschreiber, der über die Heilung der Kranken und die Vertreibung böser Geister durch Schweißtücher, die den heiligen Leib des Apostels Paulus berührt hatten, uns berichtet, beginnt seine Geschichte mit den Worten: „Gott wirkte durch die Hand des h. Paulus außergewöhnliche Wunder". Als ein solches außergewöhnliches Wunder ist unstreitig auch das vorstehend erzählte anzusehen, wegen der großen Zahl der Personen, welche es betraf. Wie wir schon wiederholt bemerkten, beabsichtigen wir nicht, auf alle Einwendungen zu antworten, welche ge-

gen irgend eine der von uns mitgetheilten Erzählungen von Wundern erhoben werden können. In Bezug auf den vorliegenden Fall bemerken wir jedoch, daß in mehr als einer Erzählung der h. Schrift die Zahl der Personen eben so unbestimmt angegeben ist, welchen zum Lohne für das offene Bekenntniß ihres Glaubens, das sie entweder persönlich oder durch stellvertretende Freunde abgelegt hatten, augenblickliche Heilung von ihren Uebeln zu Theil wurde. Als der Heiland in das Land Genesar kam, und die Bewohner dieser Gegend seine Ankunft erfuhren, da „sandten sie in der ganzen Gegend umher, brachten alle Kranken zu Ihm und baten Ihn, nur den Saum Seines Kleides anrühren zu dürfen. Und Alle, die denselben anrührten, wurden gesund“ [1]). Ebenso kam, nachdem der heilige Petrus in Jerusalem den oben erwähnten Lahmgeborenen wunderbar geheilt hatte, aus den umliegenden Städten „eine Menge Volkes“ zusammen, welches Kranke und von unreinen Geistern Gequälte herbeibrachte, und „Alle wurden gesund“ [2]).

II. Santa Maria della Grotta in der Diöcese La Cava.

Die Kirchen Santa Maria di Costantinopoli, di Piedegrotta, della Sanita, della Vita und andere, welche in der Stadt Neapel selbst liegen, und wovon jede ihre Geschichte hat, die wohl verdiente, in weitern Kreisen bekannt zu werden, übergehe ich, um Raum zu gewinnen für einen Gnadenort von neuerer Entstehung, nämlich Santa Maria della Grotta, wie die Kirche in der nächsten Umgebung, oder Santa Maria Avvocata de' Peccatori, wie sie in Büchern genannt wird.

Katholische Reisende, welche die Reliquien des h. Alphonsus zu Pagani und das alte Baptisterium von Santa Maria Mag-

[1]) Matth. 14, 36. [2]) Apostelg. 5, 16.

giore zu Nocera besucht haben und von da zu den Reliquienschreinen des h. Matthäus und des h. Gregor VII. nach Salerno sich begeben, machen nicht selten, sobald sie La Cava hinter sich haben, einen kleinen Abstecher, um das berühmte Benedictinerkloster La Trinita zu besuchen.

Der Weg, auf dem man gewöhnlich zu diesem Kloster hinaufsteigt, liegt ein wenig zur Rechten des Gnadenortes, von dem wir reden wollen; daher entzieht sich dem Blicke des Reisenden die in unmittelbarer Nähe sich ausbreitende reizende Landschaft. Doch wendet man sich kurz hinter dem Dorfe San Cesareo zur Linken, so gelangt man in zwei Minuten an den Rand einer langgedehnten, aber engen und schroffen Schlucht, die bis an das Ufer des in der Tiefe rauschenden Flüßchens mit Gehölz bewachsen und auf jeder Seite durch eine Marienkapelle geziert ist. Ein ganz sicherer und bequemer Pfad führt bis zu einer etwas höher das Thal hinauf liegenden Mühle, und eine Brücke verbindet die eine Seite der Schlucht mit der andern.

Doch vor zweihundert Jahren, zur Zeit, wo unsere Geschichte beginnt, war dieser Pfad weder bequem noch sicher; dazu stand er im Rufe, daß böse Geister dort ihr Unwesen trieben.

Eines Tages, im Jahre 1654, ging ein gewisser Don Federigo, ein Priester aus La Cava, auf diesem Wege nach San Pietro a Dragonea, einem zum Kirchspiel San Cesareo gehörenden Weiler; unterwegs wurde er von den bösen Geistern angefochten (oder glaubte dies doch, was für unsere Geschichte dasselbe ist). Es geschah dies am Eingange einer der Grotten oder natürlichen Felshöhlen, welche man in dieser Gegend häufig antrifft, und von denen wahrscheinlich La Cava selbst den Namen erhalten hat. In Folge dessen beschloß der fromme Priester, die gefährliche Höhle unter den besondern Schutz der Mutter Gottes zu stellen. Da es ihm jedoch an Mitteln gebrach, sich eine Statue oder ein Gemälde zu verschaffen, so begnügte er sich, einen kleinen Kupferstich, welchen er eben besaß, an dem Felsen zu befestigen. Das Bildchen stellte die allerseligste Jungfrau dar, das Jesuskindlein auf dem Arme, die Taube

und einen Cherub über dem Haupte, St. Paulus, den ersten Einsiedler, zu ihrer Rechten, und den h. Onofrius zur Linken. Das Bild führte den Titel „Fürsprecherin der Sünder", und da es achtundvierzig Jahre hindurch, von Zeit und Witterung unbeschädigt, an derselben Stelle verblieb, so verlor die Grotte nach und nach den alten Namen Grotta degli Sportiglioni (Fledermausgrotte) und man nannte sie: Grotta dell' Avvocatella (Grotte der kleinen Fürsprecherin).

Während jenes halben Jahrhunderts hatten die Gläubigen im Vorbeigehen dieses Bild gewiß mit manchem Ave Maria begrüßt, bis endlich im Jahre 1702 ein frommer Laienbruder aus einem Franciscanerkloster zu La Cava, Namens Angiolo Maria di Majuri, in einer Nische, die er zu diesem Zwecke in dem Felsen angelegt hatte, nach jenem Kupferstiche ein Wandgemälde al fresco ausführen ließ. Den Umwohnern empfahl er, eine Lampe vor dem Bilde brennend zu erhalten, und wie die Pfarrgeistlichkeit und andere Personen bezeugten, sprach er oft die Zuversicht aus, diese Grotte, die einst der Schlupfwinkel böser Geister gewesen, werde in Kurzem ein Heiligthum des Herrn werden, in welchem Seine seligste Mutter die Schätze ihrer Macht und Güte mit freigebiger Hand spenden würde.

Einer der Priester, welcher des guten Bruders zuversichtliche Prophezeiungen, wenn man seine Aeußerungen so nennen will, wiederholt gehört hatte, ließ einen Altar vor dem Gemälde errichten, stiftete eine Lampe und ordnete regelmäßige Gebete und Andachtsübungen an.

An einem Samstage, den 19. Mai des folgenden Jahres, kam ein armer Mann, Namens Antonio Casaburi, in Begleitung seines sechsjährigen Söhnchens mit einem mit Korn beladenen Esel dieses Weges. Das Thier trat dem Rande des Abgrundes zu nahe, stürzte und riß den Knaben mit hinunter. Die Felskluft war an dieser Stelle 120 Fuß tief, und der arme Vater konnte nichts anderes erwarten, als seinen Sohn unten zerschmettert zu finden. Trotzdem rief er mit dem natürlichen Instincte eines Katholiken laut die Fürsprache der h.

Maria an, deren Altar ganz in der Nähe war. Als er mit einigen andern Leuten, die Zeugen des Unglücks gewesen, und einigen, die aus der Mühle herbeigekommen waren, hinabstieg, fand er das Thier ruhig weiden und den Knaben unversehrt und emsig beschäftigt, das verschüttete Korn zusammenzulesen.

Der Ruf dieses Wunders, welches außer dem Vater und dem Kinde von drei Augenzeugen beglaubigt wurde, zog bald eine solche Menge von Betern zu der Grotte, daß man kaum ohne Lebensgefahr dahin gelangen konnte. Mit Genehmigung der geistlichen Behörde wurde daher eine geräumige Kapelle erbaut. Die Gaben der Gläubigen, welche dort um Gnade fleheten und nur selten „leer ausgingen", ermöglichten es, den Bau mit Eifer zu betreiben. Mittlerweile war jedoch ein neuer Bischof an die Spitze der Diöcese La Cava getreten. Derselbe brachte alle vom Tridentinischen Concil für solche Fälle vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln in Anwendung, indem er durch eine theologische Prüfungscommission, sowie durch gerichtliche Vernehmung der Zeugen die Wahrheit untersuchen und feststellen ließ. Während der Dauer der Untersuchung wurde das Gemälde mit Brettern vernagelt und der Zutritt zu demselben untersagt.

Es erwies sich jedoch alsbald, daß die Beweise zu klar und zahlreich waren, um einen Zweifel zuzulassen; schon nach Verlauf von fünfzehn Tagen erfreute sich das Volk des Anblickes seiner „Fürsprecherin" auf's neue, und der Bischof genehmigte wiederholt den unternommenen Bau. Am 7. September des Jahres 1704 las einer der Pfarrgeistlichen die erste h. Messe in der neuen Kirche, ein Mann, der bereits das siebenzigste Lebensjahr überschritten hatte, und der, nachdem er selbst eine große Gnade von der Hand dieser „Fürsprecherin" erhalten, die letzten Jahre seines Lebens ihrer Ehre widmete. Auf Befehl des Bischofs gab er einen Bericht über die in diesem Heiligthume gewirkten Wunder heraus.

Jedes Jahr, wenn im Monat Mai das Hauptfest wiederkehrt, ziehen unzählige Pilger nach La Grotta, nicht bloß von Nocera und Salerno, sondern auch von Castellamare und Sor-

rento, ja von Neapel selbst. Zu allen Zeiten des Jahres sieht man Landleute aus den umliegenden Dörfern, oft barfuß und mit aufgelöstem Haar, bald den Rosenkranz, bald Litaneien betend, durch die Kastanienhaine zur Kirche von La Grotta pilgern, dort andächtig niederknieen und ihre bescheidene Gabe von Blumen, Oel und Kerzen, opfern. Bei ihrer Heimkehr pflegen sie aus der Lampe, die vor dem Bilde ihrer Fürsprecherin brennt, etwas Oel zu nehmen, in dem festen Glauben, daß es mit Gottes Willen den Kranken gleiche Erleichterung verschaffen werde, wie nach dem Zeugnisse des h. Chrysostomus [1]) die Gläubigen seiner Zeit durch dasselbe Mittel erlangten.

Durch eine solche demüthige Pilgerfahrt, welche die freundlichen Bewohner eines Dorfes jener Gegend für das kranke Kind einer im Sommer des Jahres 1849 unter ihnen weilenden fremden Familie unternahmen, wurde der vorstehende Bericht veranlaßt.

---

[1]) Hom. 32 (al. 33) in St. Matth.

Die Schweiz.

Einsiedeln.

Dieser berühmte Gnadenort liegt im Canton Schwyz, in einer Gegend, welche im neunten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung noch eine öde Wüste war. Dorthin floh vor dem Beifall seiner Schüler und dem Weihrauch der Menge, die ihn für einen Heiligen hielt, ein Benedictinermönch, Namens Meinrad, der früher das Amt eines Scholasticus in einem der von der Abtei Reichenau abhängigen Klöster bekleidet hatte. Sein erster Aufenthalt war eine auf dem Berge Etzel bei Altorf erbaute Hütte. Noch steht an deren Stätte eine Kapelle, bei welcher die nach Einsiedeln Pilgernden ihre erste Station zu halten pflegen. Meinrad wurde jedoch auch hier ausgespäht, und Leute aus allen Ländern kamen in solcher Menge zur Zelle des armen Einsiedlers, daß dieser eines Tages, um ihren Zudringlichkeiten sich zu entziehen, sein Bild der allerseligsten Jungfrau, sein Missale und Brevier, die Regel des h. Benedict und die Werke Cassian's zusammenpackte und mit diesem seinem einzigen Besitzthum in die Wildniß des helvetischen Waldes drang, um einen Ort zu finden, wo er mit besserm Erfolge sich vor der Welt verbergen könnte.

Er fand eine einsame Stätte zu Einsiedeln, wo er sich eine Zelle baute. Das Bild, vor welchem er manche wunderbare

Gnade erfleht hatte, stellte er bald hernach in einer Kapelle auf, welche Hildegard, die Tochter des Kaisers Ludwig, damals Äbtissin eines Nonnenklosters in Zürich, neben seiner Einsiedelei für ihn erbauen ließ. Meinrad hatte in seinem Versteck von dem Feinde der Seelen manchen Angriff zu erdulden, und die Rauhheit der Witterung, Stürme und furchtbare Gewitter stellten seine Standhaftigkeit auf schlimme Proben. Doch blieb er unerschüttert und überwand jede Anfechtung mit der untrüglichen Waffe des Gebets. Einer der Mönche von Reichenau, der seinen Schlupfwinkel entdeckt hatte, und dem er erlaubte, ihn dann und wann zu besuchen, näherte sich eines Nachts der Zelle und bemerkte, wie ein glänzendes Licht von der kleinen Kapelle ausging. Als er hineinblickte, sah er, wie Meinrad auf den Altarstufen knieend sein nächtliches Officium betete, und wie ein in blendendem Lichte strahlendes Kind ihm das Buch hielt und abwechselnd mit ihm die Verse hersagte. Der Mönch wagte nicht einzutreten, sondern kehrte in sein Kloster zurück und theilte den Brüdern mit, daß Meinrad's einsame Zelle von Engeln besucht würde.

Sechsundzwanzig Jahre verlebte der heilige Einsiedler dort unter abwechselnder Uebung der Betrachtung und seelsorglicher Wirksamkeit. Das Landvolk der Nachbarschaft suchte ihn auf und horchte auf seine Lehren; selbst die Thiere der umliegenden Wälder legten ihre angeborene Wildheit ab und kamen zu seiner Zelle. Zwei Raben insbesondere besuchten ihn täglich, um aus seiner Hand ihr Futter zu nehmen; sie dankten ihm diese Freundlichkeit durch eine Treue, deren Erinnerung die Geschichte dankbar aufbewahrt hat.

Zwei Uebelthäter, Namens Peter und Richard, faßten den Plan, Meinrad zu ermorden, in der Meinung, verborgene Schätze in seiner Einsiedelei zu finden. Sie begaben sich zu der Zelle. Auf ihrem Wege durch den Wald erhoben die Vögel ein furchtbares Geschrei, als wollten sie ihren Wohlthäter vor der drohenden Gefahr warnen. Doch Meinrad, der schon aus höherer Quelle die Mahnung an sein bevorstehendes Ende er-

halten hatte, wandte sich an die Räuber mit den Worten: „Ich weiß wohl, weshalb ihr hierher gekommen seid; doch sollt ihr mich nicht erschlagen, ehe ich euch Verzeihung und meinen Segen ertheilt habe. Wenn ich todt bin, so zündet diese zwei Kerzen an und stellt eine zu Häupten, die andere zu Füßen meines Lagers. Dann fliehet eiligst von dannen, damit ihr von denen, die mich zu besuchen kommen, nicht entdeckt werdet." Ungerührt von diesen Worten, fielen die Räuber über ihn her und zerschmetterten ihm das Haupt; als er seine Seele aushauchte, erfüllte ein unaussprechlich süßer Wohlgeruch die Zelle.

Nachdem die Räuber allenthalben vergeblich nach Schätzen gesucht hatten, wollten sie eiligst die Stätte verlassen, ohne des Heiligen letzte Ermahnung zu befolgen; da sahen sie, wie die Legende erzählt, daß die Kerzen sich von selbst anzündeten. Schrekken erfüllte sie bei diesem Wunder, und sie entflohen; doch als sie, Hände und Kleider mit dem Blute ihres Opfers befleckt, durch den Wald eilten, folgten ihnen die beiden Raben, hackten mit dem Schnabel nach ihnen und schlugen sie mit ihren Flügeln. Der Leichnam Meinrad's wurde noch im Laufe des Tages von einem Zimmermann aufgefunden, der zu Meinrad's Zelle zu kommen pflegte. Alsbald verbreitete sich die Nachricht, Meinrad sei ermordet, und man habe zwei Männer, die muthmaßlichen Mörder, in äußerster Eile den Weg nach Zürich nehmen sehen. Das Volk eilte ihnen nach und entdeckte bald die Herberge, in welche die Räuber sich geflüchtet hatten, da die beiden Raben wüthend mit dem Schnabel gegen die Fenster hackten. Der Zimmermann erkannte die Vögel; die Mörder drinnen wurden ergriffen, und nach abgelegtem Geständniß auf's Rad geflochten. Im Augenblick der Hinrichtung erschienen die Raben, wie berichtet wird, über der Richtstätte. Das Andenken an diese Begebenheit hat sich bis heute in Zürich erhalten, indem eine dortige Herberge „Zu den beiden treuen Raben" heißt.[1])

[1]) Man hat keinen Grund, an der Wahrheit der Legende von den Raben zu zweifeln, die übrigens keineswegs als wunderbar aufgefaßt werden muß. In vielen Kirchen findet man in uralten geschnitzten

Der Tod Meinrad's fällt in das Jahr 863. Man brachte seinen Leib zuerst nach Reichenau, woselbst er bis zum Jahre 1039 blieb. Während dieser Zeit besuchten schon unzählige Pilger die kleine Einsiedelei und die Kapelle bei derselben, und verehrten das Bild Unserer Lieben Frau, welches der Selige dort mit eigener Hand aufgestellt hatte. Obschon an dieser Stätte staunenswerthe Wunder sich begaben, verstrichen vierzig Jahre, ohne daß etwas geschah, um die Einsiedelei vor Verfall zu schüzzen. Im Jahre 903 aber ward Benno, ein Chorherr aus Straßburg, der eine Wallfahrt hierher gemacht hatte, vor dem Bilde von solcher Andacht ergriffen, daß er beschloß, sich aus der Welt zurückzuziehen und eine Gesellschaft von Einsiedlern an dem Orte zu gründen, der durch das Leben und den Tod eines gottseligen Mannes geheiligt war.

Die Zellen der neuen Einsiedler, welche nur aus Holz und Moos bestanden, wurden rings um Meinrad's Kapelle errichtet, und von dieser Zeit an wurde der Ort Einsiedeln genannt. Im Jahr 927 sah Benno sich genöthigt, den Bischofssitz von Metz anzunehmen. Seine heldenmüthigen Anstrengungen, die lasterhaften Sitten des Volkes zu bessern, veranlaßten einen Aufstand; seine Feinde schleppten ihn aus seinem Palaste auf den öffentlichen Markt und beraubten ihn in unmenschlicher Weise des Augenlichtes; er mußte seinen Sitz verlassen und in die Verbannung gehen. Kaiser Heinrich I. bestrafte das Verbrechen verdientermaßen. Doch Benno ergriff freudig diese Gelegenheit, auf seine Würde Verzicht zu leisten und in seine geliebte Einsiedelei zurückzukehren, wo dreizehn Jahre später sein Leib am Fuße des Altars Unserer Lieben Frau zur Ruhe bestattet wurde.

Unter den Nachfolgern Benno's auf dem Wege der Voll-

Bildwerken und Gemälden das Ereigniß dargestellt. Die Abtei Einsiedeln führt zwei Raben in ihrem Wappenschilde, und bis zur Stunde herrscht unter der Dienerschaft der Abtei die Sitte, jedes Jahr einen Raben zu fangen, denselben während des Winters sorgfältig zu pflegen, und ihm bei der Annäherung des Frühlings die Freiheit wiederzugeben.

kommenheit war Eberhard, ein schwäbischer Edelmann. Dieser beschloß, die Einsiedelei in eine Abtei zu verwandeln, der er selbst als erster Abt vom Jahre 940 an vorstand. Eine prächtige Kirche erhob sich über der Kapelle Unserer Lieben Frau. Es wurde die Ordensregel des h. Benedict eingeführt, die Abtei wurde reich und berühmt, und in spätern Zeiten standen Fürsten des h. römischen Reiches in langer Reihe ihr vor.[1])

Es geht nicht an, die Geschichte der Abtei die langen Jahrhunderte hindurch zu verfolgen; aber die legendenhafte Erzählung von der Einweihung der Kirche dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, da sie weltkundig ist.

Conrad, Bischof von Constanz, sollte die Ceremonie vollziehen und war zu dem Zweck am 14. September des Jahres 948 in Begleitung des h. Ulrich von Augsburg und einer Menge von Edelleuten und Geistlichen in Einsiedeln eingetroffen. Der Bischof durchwachte mit der gesammten Geistlichkeit in Andachtsübungen die Nacht vor dem zur Einweihung bestimmten Tage. Plötzlich sahen die Betenden, wie ein wunderbarer Glanz die Kirche erhellte und eine himmlische Erscheinung sie füllte. Der Heiland selbst erschien in Mitte der himmlischen Heerschaaren und vollzog feierlich am Altare die heiligen Gebräuche. Conrad, der die Geschichte selbst in seinem Buche: De Secretis Secretorum (vom Geheimniß der Geheimnisse) erzählt, theilt uns mit, daß der Text des von den Engeln gesungenen Sanctus folgendermaßen lautete: Sanctus Deus in aula gloriosae Virginis, miserere nobis. Benedictus Mariae Filius, in aeternum regnaturus, qui venit etc. (Heiliger Gott, am Hofe der

[1]) Der erste Abt, der die von dem Kaiser Otto dem Großen ihm ertheilte Würde eines Reichsfürsten bekleidete, war von Geburt ein Engländer. Gregor, der dritte Nachfolger des h. Abtes Eberhard, soll nämlich ein Sohn König Eduard's des Aeltern gewesen sein. Sicher war er aus dem Geschlechte der angelsächsischen Könige; denn die Kaiserin Editha, Otto's erste Gemahlin, war König Eduard's Tochter, und Gregor wird in der Chronik von Einsiedeln ihr Verwandter genannt.

ruhmwürdigen Jungfrau, erbarme dich unser! Gebenedeit sei Maria's Sohn, der in Ewigkeit herrschen wird, welcher kommt u. s. w.)

Mit Tagesanbruch hatte die Volksmenge sich versammelt und wartete ungeduldig auf die Ankunft des Bischofs und den Beginn der Einweihung. Spät erst erschien Bischof Conrad und erzählte den Harrenden den geheimnißvollen Vorgang, dessen Zeuge er in der Nacht gewesen war. Doch er ließ sich schließlich überreden, die Erscheinung sei nur ein Traum gewesen. Nun trat er wieder in die Kirche und schickte sich an, die Ceremonie zu beginnen; da aber erklang eine unbekannte Stimme durch das Gotteshaus und rief die Worte: „Cessa, cessa, frater! capellus divinitus consecratus est! (Halt ein, halt ein, Bruder, die Kapelle ist durch Gott eingeweiht worden!)"

Sechszehn Jahre später gaben die Bischöfe Conrad und Ulrich bei ihrer Anwesenheit in Rom feierlich Zeugniß von der Wahrheit dieser Erzählung, und Papst Leo VIII. machte sie durch eine Bulle der Welt bekannt. In dieser Bulle verbot er, die Kirche je wieder zu weihen, und gewährte allen denen reiche Ablässe, die mit Andacht und zerknirschten Herzens zu der heiligen Stätte wallfahren würden.

Im Jahre 1039 gelang es dem Fürstabte Embricius, die Uebertragung der Reliquien des h. Meinrad von der Abtei Reichenau zu erlangen. Seitdem zog Einsiedeln, welches schon früher als Wallfahrtsort, besonders in Deutschland und der Schweiz, berühmt war, noch größere Pilgerschaaren herbei. Selbst die unheilvolle religiöse Revolution des sechszehnten Jahrhunderts war nicht mächtig genug, die Wallfahrten dahin zu unterbrechen. Sogar bei den Andersgläubigen in der Schweiz erhielt sich eine gewisse Verehrung für Unsere Liebe Frau zu Einsiedeln. Scotti, der um jene Zeit apostolischer Nuntius in der Schweiz war, versichert in seinen Schriften, es sei eine allbekannte Thatsache, daß Hunderte von Leuten, welche zu der neuen Lehre übergegangen wären, dennoch jährlich zu diesem Gnadenorte kämen, unwiderstehlich angezogen durch die Heiligkeit der

Stätte sowohl als durch die Macht der seit Jahren von ihnen beobachteten Sitte.

Der größte Zusammenfluß von Pilgern findet statt am 14. September, dem Jahrestage der wunderbaren Einweihung, und während der darauf folgenden vierzehn Tage. In dieser Zeit strömten schon an 100,000 Pilger dort zusammen. Der felsige Gebirgsweg, der nach Einsiedeln führt, ist häufig mit dem Blute derjenigen gefärbt, die nach frommer Sitte ihn barfuß ersteigen. Beim Anblick der Thürme dieser ehrwürdigen Abtei empfindet Mancher unwillkürlich jene besondere Andacht, oder wie ein Schriftsteller sagt, jene „heilige Scheu“, die uns beim Betreten heiligen Bodens zu ergreifen pflegt.

Die Lage Einsiedelns, im Mittelpunkte zweier zusammenstoßender Thäler und 3000 Fuß über dem Meeresspiegel, ist im höchsten Grade malerisch. Ein Dorf von mehr als 2000 Einwohnern ist rings um die Abtei entstanden. Das jetzige Gebäude ist nicht sehr alt, da die Abtei zu wiederholten Malen niederbrannte; der größte Theil desselben rührt aus dem Jahre 1704 her. Bemerkenswerth ist jedoch, daß bei jeder der fünf Feuersbrünsten, in den Jahren 1028, 1214, 1465, 1509 und 1577, die Gnaden-Kapelle, welche im Innern der großen Abteikirche steht, unbeschädigt blieb, wenn auch alle übrigen Gebäulichkeiten bis auf den Grund niederbrannten.

Beim Eintritt in die Kirche fällt diese Kapelle sogleich in die Augen, da sie gerade in der Mitte des größern Gebäudes ganz isolirt steht, und ihr düsteres Aeußere gegen die Pracht absticht, die rund herum herrscht. Die Verehrung gegen den Gnadenort war stets so groß, daß man das ursprüngliche Gebäude so lange als möglich in unveränderter Form zu erhalten suchte. Im Jahre 1465 jedoch entging die Kapelle zum dritten Male mit so genauer Noth der Zerstörung durch das Feuer, daß Burchard, Bischof von Constanz, sie mit Steinen überwölben und von Außen durch steinerne Pfeiler stützen ließ. Im Jahre 1617 ließ Marcus Sitticus, der berühmte Erzbischof von Salzburg, die Kapelle ganz mit Marmor bekleiden; spätere Kirchenfürsten

haben sie noch mit Statuen und Basreliefs geschmückt. Das Innere der Kapelle glänzte ehedem in reicher Pracht. Im Hintergrunde steht das Gnadenbild, dessen rohe, kunstlose Form sein Alter bezeugt. Während aller Stürme der Zeiten entging es stets der drohenden Zerstörung. Der Altar, auf welchem das Bild steht, war vor Zeiten durch ein silbernes Basrelief geschmückt, welches die wunderbare Einweihung darstellte, und sechszehn große Wachslichter brannten auf silbernen Leuchtern beständig vor demselben auf Kosten der sechszehn katholischen Cantone der Schweiz. Das Basrelief und die Leuchter sind verschwunden; doch auf dem Altare befindet sich noch der kostbare Schrein, welcher das Haupt des h. Meinrad umschließt, den einzigen Theil seiner Reliquien, den man vor der Entweihung durch die Horden der Revolution bewahren konnte. Fünf von verschiedenen Herrschern geschenkte Lampen brannten früher beständig vor dem Bilde; doch seit den letzten Unruhen in der Schweiz hat man dieselben in Sicherheit gebracht.

Von vier bis zehn Uhr Morgens werden in der Kapelle beständig h. Messen gelesen; dann wird das Hochamt auf dem Chor gefeiert, worauf wieder eine stille Messe in der Kapelle folgt. „Von da an,“ sagt ein neuerer Reisender, „hört man nichts als die Stimmen der Pilger, welche ohne Aufhören den Rosenkranz beten, indem Zug auf Zug nach einander die Kapelle betritt.“ Dies dauert bis zur Vesperzeit, wo die Mönche täglich, unter dem Gesange des Salve Regina, in Procession zu dem heiligen Bilde ziehen. Sobald sie die Kapelle verlassen haben, wird dieselbe auf's neue von der frommen Menge belagert, welche bis um neun Uhr, wo die Kirche geschlossen wird, im Gebete verharrt. Wahrhaft erbaulich ist die Andacht der Pilger; man sieht sie im Gebete bald auf der Erde ausgestreckt, bald auf den Knieen, die Arme in Kreuzesform ausgebreitet. Alle Stände und Nationen sind dort vertreten; die Mehrzahl gehört jedoch dem altkatholischen Tyrol an.

Wollten wir die Geschichte dieser Wallfahrten verfolgen, so könnten wir zahllose ruhmgekrönte Namen aufzählen, deren Trä-

ger an diesem Gnadenorte ihre Andacht verrichtet haben; vielleicht die Hälfte der gekrönten Häupter, die Hälfte der canonisirten Heiligen und der bedeutendsten katholischen Gelehrten aus neun Jahrhunderten würden sich darunter finden. Eine hohe Frau der neuesten Zeit hat nicht weniger als vier Wallfahrten nach Einsiedeln gemacht: es ist die Königin Hortense, die Mutter des gegenwärtigen Kaisers von Frankreich, der damals noch ein Kind war und als solches drei Mal seine Mutter begleitete. Unter den Weihegeschenken, welche die Königin zurückließ, ist eine kleine Hortensia in Diamanten.

Größeres Interesse, als die Aufzählung jener Namen, wird ohne Zweifel die Erzählung von der wunderbaren Erhaltung des Gnadenbildes während der Revolutionskrisis des Jahres 1798 dem Leser bieten.

Am 30. April jenes Jahres zogen die französischen Truppen in den Canton Schwyz ein. Als dies bekannt wurde, beeilten sich die Mönche, das Bild wegzuschaffen; es gelang ihnen gerade am Tage des Einzuges der Franzosen in Einsiedeln, dasselbe in dem benachbarten Alpthal in Sicherheit zu bringen. Der Pfarrer von Alpthal erhielt von den Eroberern Befehl, das Gnadenbild herauszugeben, widrigenfalls eine Truppenabtheilung in seinem Dorfe einquartirt werden würde. Doch der brave Pfarrer ließ das Bild heimlich nach einer Alpenhütte tief im Gebirge bringen, während er mit dem Commandanten unterhandelte. Später ward es von dort nach einem Nonnenkloster in Bludenz in Vorarlberg übertragen. Placidus Keller, ein alter Diener des Klosters, erhielt den ehrenvollen und gefährlichen Auftrag, es dorthin zu bringen. Er versah sich mit dem Gepäck eines Hausirers, verhüllte das Bild mit Tüchern und schnallte sein Bündel, das noch manche kleinere Artikel enthielt, auf den Rücken. In diesem Aufzuge nahm er kühn seinen Weg mitten durch die Linien der Feinde. Mehr als ein Mal mußte er seine Waare auskramen, und jedes Mal bewies er die größte Ruhe und Kaltblütigkeit; er schien nur bedacht, einen möglichst vortheilhaften Handel zu schließen. Wohlbehalten in Bludenz angekommen,

hielt er es nicht länger für nöthig, das Geheimniß zu beobachten; er stellte das Bild auf dem offenen Platze vor dem Kloster auf. Sofort strömte das andächtige Volk herbei; ganze Dorfschaften, sogar aus dem benachbarten Tyrol, eilten zur Verehrung des Gnadenbildes dahin. Ein viertägiges Dankfest wurde gefeiert. Im darauf folgenden October hielt man es jedoch für rathsam, das Bild nach Tyrol zu flüchten. Aus Furcht, die Einwohner eines Ortes, wo es Zuflucht gefunden, möchten auf Grund eines längern Besitzes einen Anspruch an das Bild erheben, ließ man es nie längere Zeit an demselben Orte. So kam es nach Imst, dann nach Hall und von dort nach Drieste (Thiersee?), endlich wieder zurück nach Bludenz. Während dieser Reisen wurde das Bild jedes Mal von einem der Mönche von Einsiedeln, Namens Conrad Tanner, als Wächter begleitet.

Im Jahre 1803, als die schreckliche Welterschütterung glücklich vorüber war, sollte das Gnadenbild an seinen ursprünglichen Standort zurückgebracht werden. Heimlich führte man es den Rhein hinunter und durch die Schweiz zunächst zur Kapelle des h. Meinrad auf dem Berge Etzel. Von dort trug man es in feierlicher Procession nach Einsiedeln, und stellte es wiederum auf den Altar, wo es so manches Jahrhundert hindurch eine friedliche Stätte gehabt hatte.

Während der fünf Jahre seiner Abwesenheit waren die zeitlichen Schätze des Heiligthums zu Einsiedeln geraubt worden; aber die Andacht zur h. Jungfrau hatte nicht abgenommen: noch immer wallfahrtete die katholische Schweiz nach Einsiedeln.

Außer den mehr als siebenzig Kirchspielen, welche jährlich ihre Wallfahrer in Procession dahin senden, haben nachweislich nicht weniger als 2,164,000 Pilger zwischen den Jahren 1820 bis 1834 die dortige Kirche besucht; im Jahre 1836 allein betrug deren Zahl 180,000.

Ein Pilger, der die heilige Kapelle im Jahre 1840 besuchte, um ein Gelübde zu erfüllen, beschreibt den Zudrang von Menschen, die zur Feier des Hauptfestes im September gekommen

waren, und für welche die fünfundfünfzig Herbergen, die zur Aufnahme von Pilgern hergerichtet sind, nicht zur Hälfte ausreichten. „Wenn man die Massen betrachtet," sagt derselbe, „die beständig zwischen der Kirche und dem Gebirge, auf den Landwegen und Straßen der Stadt hin und her wallen, so scheint es Einem, als wenn tausend Stämme und Nationen herbeizögen. Man bemerkt dort die verschiedensten Trachten, hört die manchfaltigsten Sprachen und beobachtet die charakteristischsten nationalen Physiognomien; namentlich tritt der Gegensatz zwischen deutscher Ruhe und italienischer Lebhaftigkeit hervor. Ein altes Ehepaar war aus dem Elsaß gekommen; der Ehegatte hatte seine blinde Gattin hierher geführt, in der Hoffnung, sie möge ihr Gesicht wiedererlangen. Während der Vesper am Vorabende des Festes war die Kirche so gedrängt voll, daß man sich unmöglich einen Weg durch die Menschenmenge bahnen konnte. Dennoch herrschte die vollkommenste Ruhe und Ordnung. Nach der Vesper gingen die Priester in die Beichtstühle, und während des übrigen Theiles des Tages und die ganze Nacht hindurch ward kein anderer Laut gehört, als der des unaufhörlichen Gebetes der Pilger, welche in den verschiedenen Theilen der großen Kirche die Nacht in Andacht durchwachten. Um vier Uhr Morgens ward die Kapelle der allerseligsten Jungfrau glänzend erleuchtet, und man fing an, Messen an den verschiedenen Altären zu lesen, bis um zehn Uhr der apostolische Nuntius das Hochamt feierte. Das bei weitem großartigste Schauspiel gewährte indeß die große Abendprocession beim Scheine der Fackeln, wo man das allerheiligste Sacrament aus der Kirche zu einem zeitweiligen Altare trug, der auf der entgegengesetzten Seite des ungeheuern Platzes errichtet war. Dabei waren alle umliegenden Gebäude von oben bis unten taghell erleuchtet. Diese ungeheuere Menschenmenge anbetend auf den Knieen liegen zu sehen, war in der That ein wundersamer Anblick, zumal in einer Zeit, wo man uns von allen Seiten entgegenruft, daß der Glaube erloschen oder im Absterben begriffen sei, daß das Volk sein Vertrauen auf die Kraft des Gebetes und der heiligen Reliquien

verloren habe, oder wie die moderne Phrase lautet, daß »das Zeitalter der Wunder vorüber sei«."

Das Verzeichniß von Gnadenerweisungen, welche vor dem Bilde Unserer Lieben Frau zu Einsiedeln gewährt wurden, weist eben so viele beglaubigte Wunder aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte auf, wie die Urkunden des zehnten Jahrhundert uns verzeichnet haben. So bemerkenswerth sie auch sein mögen, so halten wir uns doch nicht weiter dabei auf; denn wunderbare Gnaden sind nicht die einzigen und hauptsächlichsten Früchte dieser Wallfahrten. Der wichtigste Gesichtspunkt ist unstreitig, daß die Wallfahrten ein Hauptmittel zur Belebung und Stärkung der Frömmigkeit im Volke sind, so zu sagen Missionen oder Exercitien in großem Maßstabe. Die Zahl der Beichten, die in Einsiedeln abgelegt werden, wird im Durchschnitt auf 120,000 jährlich geschätzt. Am Vorabend eines gewöhnlichen Sonn- oder Festtages zählt man an 1000 bis 1500, und die Zahl steigt bedeutend zur Zeit der großen Feste. Zu dieser Zeit ist es für die Beichtväter keine leichte Aufgabe, den Anforderungen der ungeheuern Menge zu genügen, die ihre Beichtstühle umlagert. Es ist daher die Einrichtung getroffen worden, daß die Pilger, die aus weitester Ferne kommen, zuerst gehört werden. Kurz nach der Juli-Revolution von 1830 gab diese zweckmäßige Anordnung jedoch Veranlassung zu einem lächerlichen Auftritte in der Kirche. Mehrere deutsche Büßer hatten mit ruhiger Ausdauer vor einem Beichtstuhle gewartet, als der Priester einige neu Angekommene bemerkte, die einer andern Nation angehörten; er sagte daher zu seinen Landsleuten: „Liebe Kinder, macht euch rasch fort, da kommen die Franzosen." „Allerheiligste Jungfrau!" rief eine der Frauen voll Schrecken aus, „die Franzosen kommen? Dann ist es um uns geschehen!" Der gute Priester hatte Mühe, die Ruhe wiederherzustellen und ihr begreiflich zu machen, daß die Franzosen nicht gekommen wären, um „Unsere Liebe Frau" zu verbrennen, sondern um ihre Sünden zu bekennen.

Die apostolischen Arbeiten der Benedictiner-Mönche beschrän-

ken sich indeß nicht darauf, den geistlichen Bedürfnissen der Pilger abzuhelfen. Der Umkreis von Einsiedeln zählt insgesammt 7000 Einwohner, deren Wohnungen zum Theil zerstreut in entfernten und unzugänglichen Gebirgswinkeln liegen. Sechs Mönche halten beständig Mission in abgelegenen Dorfschaften und Bezirken. Während des Sommers reiten sie umher; während des Winters, der in jener rauhen Gegend fast acht Monate dauert, besuchen sie Weiler um Weiler auf Schlitten, hauptsächlich um zu katechesiren, d. h. den Kindern und Dorfleuten einen einfachen Unterricht in der christlichen Lehre zu geben. Die Verwaltung des Kirchspiels von Einsiedeln selbst ist zwölf andern Benedictinern übergeben. Alle seelsorglichen Pflichten versieht der Orden ohne die geringste Vergütung.

Frankreich.

I. Unsere Liebe Frau von Fourvière zu Lyon.

Der Reisende, welchen Neugierde oder Andacht veranlassen, den steilen Hügel zu ersteigen, der mitten in der Stadt Lyon sich erhebt, wird einen nicht leicht zu verwischenden Eindruck mit sich hinwegnehmen. Wenn er auf der Terrasse steht, welche das unermeßliche Amphitheater unter ihm beherrscht, so wird er vielleicht mit Rührung des Tages sich erinnern, an dem Pius VII. von derselben Stelle aus der Stadt seinen apostolischen Segen gab, welche kurz zuvor ihren Abfall vom Christenthum durch die schrecklichsten Gotteslästerungen gefeiert hatte, deren Einwohner jedoch am 18. April 1805 in ungeheuerm Zudrang am Fuße jenes Hügels knieeten, um den Segen des Statthalters Christi zu empfangen. Oder er wird der Ueberlieferung gedenken, welche den Namen des h. Thomas von Canterbury mit dem von Fourvière verknüpft, und wenn er ein Engländer ist, wird ihn der Gedanke erfreuen, daß die Kirche zu Unserer Lieben Frau und St. Thomas in Fourvière die erste war, welche zu Ehren des großen englischen Martyrers erbaut wurde. Dringt er jedoch tiefer ein in die Annalen der Vergangenheit, so wird er das celtische Gallien in den Tagen seines kaiserlichen Glanzes im Geiste schauen; jenen Hügel nahm damals das ungeheuere Forum Trajan's ein nebst dem Palaste der Cäsaren und dem Tempel

der Venus, der Schutzgöttin des alten Lugdunum; dort bekannte der heilige Pothinus, der erste Apostel von Lyon, in ruhmreicher Weise seinen Glauben vor einer wuthentbrannten Menge, die den alten neunzigjährigen Mann zu Tode stieß und trat, um ihre Götter an dem Lästerer zu rächen.

Wie groß auch das Interesse sein mag, das sich an die christliche Geschichte von Lyon knüpft, so gehört Fourvière doch keineswegs zu den Stätten, die man bloß wegen ihrer ereignißvollen Vergangenheit aufsucht. Es ist ein Gnadenort, wo der Glaube in all' seiner thätigen, lebenskräftigen Energie fortlebt, zu welchem noch jetzt die Pilger hinströmen, um wunderbare Gnaden zu empfangen, und an dem die Mutter Gottes noch immer in Mitten einer großen Handelsstadt mit aller Inbrunst und Einfalt alter Zeiten verehrt wird.

Lyon hat sich stets durch seine Verehrung gegen die allerseligste Jungfrau ausgezeichnet. Eine Tradition, die zu gute Gründe für sich hat, als daß sie vernünftiger Weise bezweifelt werden könnte, bezeichnet die Gruft unter der Kirche St. Nazaire als die Stätte der unterirdischen Kapelle, in welcher der h. Pothinus jenes Bild der Mutter Gottes aufstellte, welches er mit nach Gallien gebracht hatte. Diese Gruft war die Wiege der Kirche von Lyon, einer Kirche, von der man nächst der von Rom mit dem größten Rechte sagen kann, sie sei durch das Blut der Martyrer geheiligt worden. Das Forum, von wo aus so viele Tausende zur Folter abgeführt wurden, und das Amphitheater, wo sie den Tod erlitten, standen nicht lange mehr nach diesen blutigen Triumphen über das Christenthum. Septimius Severus zerstörte sie, um die Bewohner von Lyon für ihre Anhänglichkeit an seinen Nebenbuhler Albinus zu züchtigen. Den Sitz der Regierung verlegte er nach Trier. Der mit den Ruinen marmorner Prachtgebäude bedeckte Hügel erhielt den Namen forum vetus (altes Forum), woraus der Name Fourvière entstanden zu sein scheint. Die Christen nannten den Hügel den heiligen Berg oder den Bluthügel. Im neunten Jahrhundert ward eine bescheidene Kapelle unter dem Namen Unserer

Lieben Frau vom guten Rath aus den Trümmern erbaut; es ist der viereckige Theil der Kirche, welcher unter dem Thurme steht, und in dessen Grundmauern man noch Marmor-Fragmente erkennen kann.

Anfangs zog diese Kapelle die öffentliche Aufmerksamkeit nicht sehr auf sich. Die Andacht der Bevölkerung blieb vielmehr vorzugsweise der Gruft und dem Bilde des h. Pothinus zugewandt. Auch errichtete der Abt Hogier im Jahr 1030 auf der Insel St. Barbara noch ein anderes Heiligthum Unserer Lieben Frau, welches den Namen Notre-Dame des grâces (von den Gnaden) erhielt. Die Schiffer betrachteten dasselbe als einen so heiligen Ort, daß sie jedes Mal tiefes Stillschweigen beobachteten und die Ruder erhoben, wenn sie die Saône hinabfuhren. Dabei begrüßte der Capitain, auf dem Hintertheil seines Fahrzeugs stehend, die Insel mit dem celtischen Gruße: „Ben-Hoia!“ [1])

Wenngleich auf einer mit dem Blute der Martyrer getränkten Stätte errichtet, sollte die Kapelle von Fourvière ihre Berühmtheit doch erst dem Andenken an einen Martyrer neuerer Zeit verdanken. Kaiser Lothar hatte die kleine Kapelle Unserer Lieben Frau vom guten Rath den Stiftsherren der Kathedrale des h. Johannes übergeben. Einer derselben, Olivier von Chavannes, ließ ein geräumiges Schiff anfügen, das 1168 vollendet wurde. Guichard, nachher Erzbischof von Lyon, war Abt von Pontigny, als der h. Thomas Becket vor den Verfolgungen Heinrich's II. im Jahre 1164 dorthin floh. Aus seinen Händen hatte der Primas von England seiner Zeit die Cisterzienser-Kutte empfangen, welche er bis zu seinem Tode nicht mehr ablegte. Als Guichard als Erzbischof inthronisirt wurde, besuchte ihn Thomas, der ihn zu seinen persönlichen Freunden rechnete, — eine Thatsache, welche durch Urkunden im Archive der Kathedrale bestätigt wird, wenngleich alle englischen Geschichtschreiber sie

[1]) Wörtlich: „Gegrüßt seist du, wilde Ente!“ — von der angeblichen Aehnlichkeit der Insel mit der Gestalt jenes Vogels.

übersehen haben. Eines Tages, so wird dort erzählt, erging Erzbischof Guichard sich mit dem h. Thomas und dem Domherrn Olivier von Chavannes auf dem St. Johannisplatze. Das Gespräch kam auf den eben begonnenen Bau, den sie auf dem vor ihnen liegenden Hügel sehen konnten. Der h. Thomas fragte, welchem Heiligen die neue Kirche geweiht werden solle. „Demjenigen Martyrer, der zunächst sein Blut für die Kirche vergießen wird," antwortete der Erzbischof. „Wer weiß, ob Ihr es nicht selbst sein werdet, wenn Euere Feinde Euch eine solche Ehre gönnen?" Vielleicht waren die Worte halb im Scherz, halb im Ernst gesprochen. Gewiß ist jedoch, daß die Metropolitankirche von Lyon dem verbannten englischen Primas aufrichtige Beweise ihrer Hochachtung zollte. Man wies ihm ein Haus innerhalb der Freiung der Kathedrale zur Wohnung an und überließ ihm das Gut Quincieu, das vor der Stadt lag, zur Benutzung; auch setzte man eine Ehre darein, ihn als Capitularen der Kathedralkirche aufzunehmen. Bis zu den Kriegen des vierzehnten Jahrhunderts genossen seine Nachfolger die ihm übertragene Pfründe, und bis zu jener Zeit wohnten englische Mönche zu Quincieu. Zwei Jahre nach dem erzählten Gespräch gewann der h. Thomas seine glorreiche Martyrkrone, und das neu erbaute Schiff der Kirche von Fourvière wurde bei seiner Vollendung von Guichard und Olivier dem Andenken ihres erlauchten Freundes geweiht, der bekanntlich im Jahre 1173, nur drei Jahre nach seiner Ermordung, heilig gesprochen wurde.

Daß in Frankreich das Andenken an den h. Thomas besonders in Ehren gehalten wurde, lag nahe, da König und Volk so warm für ihn Partei ergriffen und ihm eine großmüthige Gastfreundschaft gewährt hatten. Das Gerücht, daß Ludwig VII. durch die Fürbitte des Martyrers, eine besondere Gnade erlangt habe, trug dazu bei, die Verehrung für ihn noch mehr zu verbreiten. Als des Königs ältester Sohn, Philipp August, vom Fieber befallen und dem Tode nahe war, soll der h. Thomas dem Könige drei Mal im Traum erschienen sein und ihm die Heilung des jungen Prinzen versprochen haben, wenn der König

selbst das Grab des Heiligen in Canterbury besuchen würde. König Ludwig zog demnächst nach England, und König Heinrich II. begleitete ihn selbst mit großem Pomp von Dover nach Canterbury. Dort betete und wachte Ludwig zwei Tage lang vor dem Grabe, opferte dann als Weihegeschenk einen kostbaren goldenen Kelch und einen herrlichen Diamant (den der kirchenräuberische Heinrich VIII. nachher am Finger trug) und stiftete eine jährliche Gabe von hundert Maß Wein. Dann kehrte er nach Frankreich zurück, wo zu seiner unaussprechlichen Freude sein Sohn, vollkommen wiederhergestellt, ihm entgegen kam. Seine Dankbarkeit für diese Gnade kannte keine Grenzen, und um ihr einen Ausdruck zu geben, spendete er nachträglich reiche Gaben an die zu Ehren des Heiligen in Lyon erbaute Kirche. Er soll sie sogar selbst besucht haben, wie einige Schriftsteller sagen.

Manches Jahr nach dieser Begebenheit hielt man den h. Thomas von Canterbury mehr für den eigentlichen Patron der Kirche von Fourvière, als die allerseligste Jungfrau selbst. Jährlich am 29. December, dem Festtage des Heiligen, besuchte das Capitel der Kathedralkirche, als Lehnsherr, die von ihm abhängige Kirche von Fourvière, und bei dieser Gelegenheit wurde die h. Messe am Altare des Heiligen und nicht an dem der h. Jungfrau gelesen. Die Canoniker der Kirche von Fourvière, die damals zu einer Stiftskirche erhoben war, besuchten ihrerseits die Kathedrale an bestimmten Festtagen und opferten Kerzen an den Altären des h. Johannes und des h. Stephanus; denn in jenen Zeiten wurden die Lehnsrechte höher gestellter kirchlicher Corporationen mit eben der Strenge geltend gemacht, wie die der weltlichen Herrscher. Eine eigenthümliche Sitte verewigte die Erinnerung an das Band, welches die beiden Kirchen vereinte. Am h. Osterfeste bestiegen die Domherren der Kathedrale, welche die Auszeichnung gräflichen Ranges genossen, die Thürme ihrer Kirche; zugleich versammelte das Collegiatcapitel von Fourvière sich auf der die Stadt beherrschenden Terrasse. Dann fingen die Glocken der beiden Kirchen zu läuten an, und die beiden

Chöre sangen abwechselnd das Alleluja und das Osterlied: O filii et filiae.

Im Verlauf der Zeit gewann die Kirche von Fourvière mehr die Geltung eines der Mutter Gottes geweihten Gnadenortes. Im Jahre 1466 betete hier Ludwig XI. vor dem Altare Unserer Lieben Frau vom guten Rath. Er stiftete für ewige Zeiten eine stille Messe, nach welcher täglich das Salve Regina gesungen werden sollte. In einer Urkunde, in welcher dieser König den Stiftsherren von „Notre-Dame-Saint-Thomas de Fourvière gewisse Privilegien gewährt, nimmt der Name des »Monseigneur Saint Thomas« den zweiten Platz ein.

Diese Veränderung mag zum Theil darin ihren Grund gehabt haben, daß die übrigen der h. Jungfrau gewidmeten Gotteshäuser in Lyon beim Volke an Beliebtheit verloren hatten. Es geht mit der Andacht wie mit gewissen zarten Pflanzen, die an einsamen, selten betretenen Stellen üppig gedeihen, vor dem Fußtritte des Menschen jedoch schwinden.

Die Kirche St. Nazaire lag in Folge der zunehmenden Bevölkerung jetzt an einem belebten Platze, auf den mehrere Straßen mündeten; sie gewährte nicht mehr jene Stille, welche für einen Wallfahrtsort wünschenswerth ist. Die St. Barbara-Insel war früher den Lyonesern darum so werth, weil sie ihnen innerhalb des Bereiches ihrer Stadtmauer die zur Andacht nöthige Ruhe und Sammlung bot. Im Laufe der Zeit aber wurde der Zulauf zur Insel St. Barbara so groß, wie zu einem öffentlichen Belustigungsorte. „An Feiertagen, wenn schönes Wetter war," sagt ein Schriftsteller, „konnte man alle Bürger von Lyon mit ihren Frauen und Kindern in Begleitung von Tambourinspielern und andern Musikanten dahin ziehen sehen; die Gewerke der Stadt hielten dort ihre kriegerischen Uebungen mit Trommeln und Bannern; die Bewohner der umliegenden Dörfer kamen dahin, um zu tanzen und zu singen, und als einer der Aebte versuchte, die Wiesen dem Publicum zu verschließen, um diesen rauschenden Lustbarkeiten ein Ende zu machen, erhob sich das Volk massenweise und riß die Mauern nieder."

So war es denn nicht zu verwundern, daß die Andacht des Volkes sich dem heiligen Berge von Fourvière zuwandte, der hoch über der Stadt und ihrem Geräusche sich erhob.

In den schrecklichen Hungerjahren von 1504, 1534 und 1556 — in denen, wie der alte Chronist Paradin berichtet, „die Erde von Feuer und der Himmel von Erz zu sein schien, in denen alle Heerden auf den Gebirgen umkamen und man in den Ebenen das Vieh meilenweit nach der Rhone und Saône zur Tränke trieb, da alle kleinern Flüsse ausgetrocknet waren" — finden wir die sogenannte weiße Procession, die aus allen umliegenden Provinzen sich bildete, um in Fourvière die Gnade Gottes und die Fürbitte Unserer Lieben Frau zu erflehen. In grobe weiße Leinwand gehüllt, zog das Volk dahin, Schaaren kleiner Kinder vorauf, die barfuß und unbedeckten Hauptes in rührender Einfalt sangen und flehten: „Gnade, Herr Gott! Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns! Wasser! Wasser! Wasser!"

„Dieser herzzerreißende Ruf entlockte Thränen Jedem, der ihn hörte," sagt Paradin; „er mußte das Herz der mit solcher kindlichen Einfalt angerufenen Mutter rühren. Der Regen kam endlich und in solcher Menge, daß der Weinstock, wie durch ein Wunder, sich wieder erholte. In jenem Jahre," fährt derselbe Berichterstatter fort, „aßen wir reife Trauben am Feste des h. Johannes des Täufers; die andern Fruchtbäume blühten im September, als ob es Frühling wäre, und trugen ein zweites Mal Früchte. Man sah Aepfel von unerhörter Größe, Pflaumen und Nüsse desgleichen; doch die letztern gelangten nicht zur Reife."

Dieser wunderbare Segen erfreute die Gegend von Lyon im Jahre 1556. Die darauf folgenden Jahre kam Gottesraub und Entweihung über das Heiligthum von Fourvière; denn es fiel in die Hände des calvinistisch gewordenen Pöbels, welcher alle Reichthümer und leider auch das Tabernakel mit dessen heiligem Schatze raubte. Lyon wurde eines der großen Bollwerke der Ketzerei, und die meisten katholisch gebliebenen Bürger sahen sich genöthigt, die Stadt zu verlassen.

Die Feder sträubt sich, die ruchlosen Thaten aufzuzeichnen, welche die Calvinisten als Gebieter der Stadt verübten; sie feierten ihren Triumph durch Zerstörung und Entheiligung der Kirchen. Von dem Schiffe des h. Thomas und der Kapelle Unserer Lieben Frau von Fourvière blieb nichts, als die nackten Mauern. Als endlich bessere Tage anbrachen und die katholische Geistlichkeit die Stadt Lyon wieder betreten durfte, zogen die Domherren von Fourvière über Haufen verbrannter Trümmer in ihre Kirche ein. Bei der Dürftigkeit, in welche das Capitel gerathen war, konnte die Restauration der Kirche nicht vor dem Jahre 1586 vollendet werden. In der Zwischenzeit wütheten neue Plagen in der Stadt Lyon. Da aber wurde es offenbar, daß es den Calvinisten doch nicht gelungen war, die Liebe des Volkes zur Mutter Gottes zu ersticken.

Jahr aus Jahr ein raffte die Pest ihre Opfer zu Tausenden dahin. Hunderttausend Menschen sollen im Ganzen in den Jahren 1564 bis 1642 an der Pest gestorben sein. Der Magistrat sandte Deputationen mit Weihegeschenken zu den Gnadenörtern von Puy und Loreto. Ein Mal hörte die Pest in der Stadt plötzlich auf an dem Tage, an welchem die Abgesandten in Loreto ankamen. Doch brach sie nach kurzer Unterbrechung wieder aus, bis zuletzt im Jahr 1643 der Magistrat beschloß, durch ein feierliches Gelöbniß die Stadt Unserer Lieben Frau von Fourvière zu eigen zu geben. Seit der Wiederherstellung des Gotteshauses hatte sein Ruhm fortwährend zugenommen; der Zudrang der Andächtigen wurde so groß, daß man täglich fünf und zwanzig Mal das h. Meßopfer darbrachte, und zwei Geistliche unaufhörlich beschäftigt waren, die Gaben der Pilger in Empfang zu nehmen. Die früher dem h. Thomas gezollte Verehrung gerieth fast in Vergessenheit, verdunkelt durch den Ruf der Gnaden, welche die allerseligste Jungfrau an dieser Stätte ihrer Wahl spendete. Das feierliche Gelübde des Lyoneser Magistrats war daher nur ein Ausdruck der Stimme der gesammten Bürgerschaft, und von dem Augenblick an, wo dasselbe zu Protokoll genommen war, hörte die Pest für immer auf. Auch hat seit jener Zeit

weder die Cholera noch irgend eine andere ansteckende Krankheit jemals in Lyon um sich gegriffen.

Zum Dank für diese schnelle Erhörung gelobte die Stadtbehörde, jährlich am 8. September die Kirche von Fourvière zu besuchen, und errichtete zwei Standbilder der allerseligsten Jungfrau: das eine an der Ecke des Börsenplatzes, das andere unter einer kleinen Kuppel mitten auf der steinernen Brücke. Diese beiden Standbilder, deren Aufschrift die Geschichte ihrer Entstehung in Folge jenes Gelöbnisses erzählte, zeugten von dem frommen Sinne der Stadt bis zu dem Jahre 1789; die Kuppel auf der steinernen Brücke stand noch im Jahre 1820.

Noch unverkennbarer bewies der ungeheuere Zufluß andächtiger Pilger die glühende Dankbarkeit der Bevölkerung von Lyon gegen ihre gnädige Retterin.

Im Jahre 1630 mußten die Stiftsherren eine neue Thüre brechen und einen weitern Altar in ihrer Kirche errichten lassen, und drei Jahre später waren sie genöthigt, die Geistlichkeit der Kathedrale zu Hülfe zu rufen, um der Andacht der Wallfahrer gerecht zu werden.

Doch wieder kam eine Zeit der Verwüstung und des Greuels für den Gnadenort von Fourvière. Nirgends raste der Sturm der Revolution mit größerm Ungestüm als in Lyon. Am 30. August des Jahres 1792 wurde die letzte katholische Messe zu Fourvière gefeiert. Dann blieb das Gotteshaus eine Zeit lang einigen abtrünnigen Priestern überlassen, bis es zuletzt gänzlich geschlossen wurde. Während dessen sah die Stadt die furchtbarsten Scenen der Gotteslästerung. Paris hatte die Göttin der Vernunft auf den Thron gesetzt; doch nur Lyon war Zeuge des Greuels, daß der Asche eines Menschen göttliche Ehre erwiesen wurde. Einer der revolutionären Proconsuln, der Wütherich Chalier, war durch den Dolch eines Meuchelmörders gefallen, als er im Begriffe stand, Lyon mit dem Blute seiner Mitbürger zu überschwemmen. Am 10. November des Jahres 1793, gerade an dem Tage, an welchem Paris die gottlose Heiligthumsschändung in der Kirche von Notre-Dame vollbrachte,

wurde in Lyon der Befehl gegeben, alle Kirchen zu schließen. Eine scheußliche Ceremonie weihete die Herrschaft des Atheismus feierlich ein. Auf dem Platze des terreaux ließen die Collegen des Ermordeten, Collot d'Herbois, Fouché und Laporte eine Urne mit der Asche Chalier's auf einem aus Rasen und lebendem Grün errichteten Altare aufstellen. Die drei Proconsuln erschienen, umgeben von einem Haufen von Raufbolden und lasterhaften Weibern, welche die Luft mit dem Geschrei: „Es lebe die Guillotine!" erfüllten. Sie traten dann vor und beugten nach einander in Anbetung ihre Kniee vor dem »Martyrer der Freiheit«. Dann folgte eine Scene, deren Einzelheiten den Gleichgültigsten mit Schauder erfüllen mußten. Man ließ einen mit den Abzeichen des Priesterthums behangenen Esel auf das Crucifix und das Evangelienbuch treten und aus einem geweihten Kelch trinken; schon wollte man zu noch schrecklichern Entheiligungen schreiten, als ein Ereigniß dazwischen trat, welches manche der Uebelthäter selbst als ein übernatürliches Zeichen des göttlichen Mißfallens anzusehen geneigt waren. Der Himmel nämlich verdunkelte sich plötzlich, und ein so schrecklicher Sturm brach über den Häuptern der verruchten Versammlung los, daß Alle in Schrecken aus einander stoben.

Während der folgenden traurigen Jahre verehrten diejenigen, die der Religion ihrer Väter treu geblieben waren, die Gottesmutter im Stillen; manche pflegten in der Nacht den heiligen Berg zu besuchen und vor den geschlossenen Thüren des nunmehr verödeten Gnadenortes um Rückkehr besserer Zeiten zu flehen. Während die Armee der Revolution Lyon belagerte, machten Unzählige diese Wallfahrt mit Lebensgefahr; verschiedene Fälle von merkwürdigen Rettungen sah man als Beweise an, daß die h. Jungfrau die Stadt noch immer unter ihrer wachsamen Hut halte. Als endlich die Schreckensherrschaft zu Ende war, und man der Religion eine gewisse Duldung gewährte, eröffneten zwei Brüder, beide Priester, eine kleine Schule unweit der Kirche von Fourvière; und in ihrem Hause versammelten die Gläubigen sich heimlich zum Gottesdienst.

Auf die Erwählung Napoleon's zum ersten Consul folgte bald die öffentliche Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes. Einer der ersten Schritte des Cardinals Fesch, der Erzbischof von Lyon wurde, war der Ankauf der Gebäulichkeiten von Fourvière. Als im Jahre 1805 Papst Pius VII. auf der Reise nach Paris, wohin er zur Krönung des neuen Kaisers ging, nach Lyon kam, eröffnete er selbst die Kirche wieder, brachte das heilige Opfer in derselben dar und spendete an 1200 Personen die h. Communion aus. Auf der die Stadt beherrschenden Terrasse stehend, gab er dem unten knieenden Volke den apostolischen Segen. Dieser Anblick in der herrlichen Umgebung entlockte ihm den wiederholten Ausruf: „Bello, bello! (schön, schön!)" Die Scenen, die sich während seiner Reise durch Frankreich darboten, müssen ihm wie die Auferstehung eines Volkes von den Todten vorgekommen sein; denn in einer Unterhaltung mit Fouché sagte er: „Ich bin mitten durch eine Nation gereist, die auf den Knieen lag."

Doch noch eine Gefahr bedrohete das Heiligthum von Fourvière. Während der hunderttägigen Dauer von Napoleon's zweiter Herrschaft, nach der Flucht von Elba, beabsichtigte er die Festungswerke von Lyon zu verstärken. Marschall Suchet kam dahin, wie man glaubte, mit dem Befehl, den heiligen Berg zu einer Citadelle umzuschaffen. Dies würde die Zerstörung des Gnadenortes zur Folge gehabt haben. Doch Suchet war aus Lyon gebürtig und hatte die frommen Eindrücke seiner Kindheit nicht ganz vergessen. Er besichtigte zwar das Terrain und bestieg den Thurm der Kirche; aber bevor er den heiligen Berg verließ, wandte er sich an die ihn in der Sacristei erwartende Geistlichkeit, welche die Ankündigung erwartete, man werde die Kirche dem Boden gleich machen, und sagte: „Meine Mutter hat mich als Kind oft hierher gebracht, um vor dem Bilde Unserer Lieben Frau zu beten. Das Andenken an jene Tage ist mir heilig. Bitte, nehmen Sie dieses Gold an, und lesen Sie für mich einige Messen." Mit diesen Worten legte er das Geld auf den zur Empfangnahme von Opfergaben bestimmten Tisch, und als

er durch die Kirche zurückging, warf er sich vor dem Altare Unserer Lieben Frau nieder und betete eine Zeit lang knieend. [1])

Fourvière blieb also verschont, und während der letzten fünfzig Jahre hat die Andacht der Lyonesen zu ihrem Lieblingsheiligthum eher zu- als abgenommen. Während der Cholera-Jahre 1832, 1835, 1849 und 1855 sah man das Fernbleiben dieser schrecklichen Seuche als eine Gnade an, die man der Vermittelung der Mutter Gottes zu verdanken habe. Nicht minder bekundete sich ihr Schutz während der politischen Unruhen der Jahre 1830 und 1848. Im Jahre 1848 war der Aufstand schon vorbereitet, als die Gefahr auf eine so außerordentliche und unerklärliche Weise vorüberging, daß selbst die Häupter der Revolutionspartei stutzten. Einer von ihnen sagte, indem er zu dem Gnadenorte Unserer Lieben Frau hinauf zeigte: „Wir werden hier niemals etwas ausrichten, so lange die da oben auf dem Berge ist."

Höchst merkwürdige Ereignisse trugen sich während des Aufstandes zu, der im Jahre 1834 in Lyon ausbrach. Die Insurgenten besetzten den Hügel, wählten die Kirche zu ihrem Hauptquartier, steckten eine schwarze Fahne auf den Thurm und unterhielten von der Höhe aus ein ununterbrochenes Feuer gegen die Truppen. Die Geistlichen wurden gezwungen, sich zu entfernen, ohne das allerheiligste Sacrament und die heiligen Geräthschaften in Sicherheit bringen zu können. Am dritten Tage jedoch, als das Feuer ein wenig nachgelassen hatte, führte die Entschlossenheit einer Nonne das aus, wozu Männer nicht den Muth hatten. Die würdige Oberin der Schwestern des h. Joseph stieg allein den Hügel hinan und trat zu den um ein

[1]) Suchet legte seine Verehrung für die Mutter Gottes auch während des Feldzugs in Spanien an den Tag, indem er mit Festigkeit sich weigerte, den Befehlen Joseph Bonaparte's gemäß das Heiligthum von S. Maria del Pilar der Plünderung zu überliefern. Sein Lohn entging ihm nicht. Er hatte das Glück, im Jahre 1826 christlich zu sterben und die Tröstungen der Religion vor seinem Ende zu empfangen. Dieser Umstand ist des Aufzeichnens werth, da er bei den Glücksrittern jener Zeit leider selten genug vorkam.

großes Feuer vor dem Portale der Kirche lagernden Leuten. „Liebe Freunde,“ sagte sie, „ich sehe, ihr seid gezwungen, in der Kirche Schutz zu suchen. Die Gegenwart des allerheiligsten Sacramentes muß euch beschwerlich sein. Soll ich einen Priester holen, der es hinwegträgt?“ „Das ist ein guter Gedanke,“ antwortete der Anführer; „wir werden dann mehr Freiheit haben.“ „Ihr erlaubt mir wohl auch, zur Sacristei zu gehen und alles ein wenig in Ordnung zu bringen?“ „Ja, Schwester, gehen Sie und thun Sie, was Sie für gut finden.“ Die brave Nonne verlor keine Zeit. Sie eilte den Hügel hinab und kam mit zwei Priestern zurück, denen man erlaubte, mit ihr in die Kirche zu treten. Sie fanden in der Kirche ungefähr zwanzig Männer und eben so viele Weiber aus der niedrigsten Volksklasse, die dort bei einem Feuer saßen und kochten, aßen und tranken, oder ihr Pulver trockneten und neue Munition anfertigten. Doch hatten sie die Altäre nicht angerührt und sogar durch eine Kette die Gnadenkapelle abgesperrt; weder das Tabernakel noch das Bild der Gottesmutter hatte die geringste Entheiligung erfahren. Die Priester trugen sogleich das allerheiligste Sacrament hinweg, und als sie damit aus der Kirche traten, gaben die Schildwachen den üblichen militairischen Gruß. Einige der Insurgenten folgten sogar als Escorte bis zum Kloster der Vorsehung, in welchem man es in Sicherheit brachte. Die Nonne blieb zurück, um für die heiligen Geräthschaften zu sorgen. Sie hatte einen Sack mitgebracht, in welchen sie die werthvollsten Gegenstände steckte; was sie nicht fort bringen konnte, verbarg sie an sichern Orten. Niemand hinderte sie bei dieser Verrichtung, und als sie mit den Schätzen sich entfernte und die Reihen der Insurgenten durchschritt, erwiesen dieselben ihr alle Achtung.

Am folgenden Tage fing der Kampf von neuem an und endigte mit dem Siege der Truppen. Nach Beendigung des Aufstandes hatte fast Jedermann von einer Gnadenerweisung zu erzählen, welche die h. Jungfrau während der sechs furchtbaren Tage ihm gewährt hatte. Eine Anzahl Arbeiter, die keinen

Theil an dem Aufstande nahmen, hatten sich in ein großes, unter dem Namen „Haus Brunet“ bekanntes Gebäude zurückgezogen. Ein Schuß, der einen Lieutenant der königlichen Truppen tödtete, sollte von diesem Hause aus abgefeuert worden sein, und ein furchtbares Artilleriefeuer wurde gegen dasselbe eröffnet. Die unbewaffneten, wehrlosen Arbeiter flehten zu Unserer Lieben Frau von Fourvière, und bald verstummte das Feuer. Denn ein Priester hatte sich den Weg zu den königlichen Truppen gebahnt und sie vermocht, der Unschuldigen zu schonen. Nicht ein Mann war verletzt worden. Einige Tage nachher zogen die so wunderbar dem Tode Entgangenen in Procession zum Altare Unserer Lieben Frau, um ihren Dank darzubringen; als Weihegeschenk opferten sie ein Bild, welches das Haus Brunet während der Kanonade darstellte.

Die Thatsache, daß einige wenige Arbeiter im Stande gewesen waren, den heiligen Berg mehrere Tage hindurch gegen eine königliche Armee von 7000 Mann zu vertheidigen, bewies hinreichend die Wichtigkeit dieses Punktes in militairischer Hinsicht. Der alte Plan, den heiligen Berg in eine Citadelle umzuwandeln, ward ernstlich wieder aufgenommen. Doch die Frömmigkeit des Volkes vereitelte die Pläne der Regierung. Einstimmig protestirten die Bewohner von Lyon gegen eine solche Entweihung und sprachen in Bittschriften die Forderung aus, daß unter keiner Bedingung „die Kirche des Lyonesischen Volkes“ zerstört würde. Die Juli-Regierung kam dadurch zur Erkenntniß, daß „es noch Werthvolleres gibt, als eine Festung“; sie sah ein, daß die Vernichtung des Gnadenortes Unserer Lieben Frau das Herz des Volkes verwunden würde. Die Kirche wurde nun mit größerer Pracht als je wieder hergestellt und erweitert. Die Lyonesen wollen auf dem Hügel der Martyrer ein Monument errichten, welches das Andenken an das Schutzrecht Unserer Lieben Frau über ihre Stadt für ewige Zeiten kundmachen soll. Schon hat die Kirche einen neuen Thurm erhalten, der eine colossale Bildsäule der Gottesmutter in vergoldeter Bronze auf der Spitze trägt, die man in allen Theilen der Stadt sehen

kann. Sie streckt die Hände gleichsam zum Segen über Lyon aus. Die Gebäude, welche noch vor einigen Jahren die Seite des Hügels entstellten, werden jetzt abgetragen, und an der Stelle des früher dahin führenden beschwerlichen Pfades ist eine prachtvolle, mit Bäumen besetzte Kunststraße ausgehauen worden, die sich sanft um den Hügel windet.

Sechszehntausend Messen werden durchschnittlich während des Jahres in Fourvière gelesen, und wenigstens 200,000 Communionen finden jährlich an diesem heiligen Orte Statt. Im Monat Mai allein zählte man 27,000 Communionen. Ungeachtet aller Revolutionen, die über diesen Gnadenort hinweggegangen sind, sieht man an den Wänden des Heiligthums gegenwärtig noch mehr als 4000 Weihegeschenke. Zwischen zahllosen Krücken, deren manche mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt sind, sieht man eben so viele goldene und silberne Herzen funkeln.

In einem eingeschlossenen Raume vor der Kirche hat man im Jahr 1864 fünfzehn kleine Säulen errichtet, welche Darstellungen der fünfzehn Geheimnisse des Rosenkranzes tragen, und es ist Sitte geworden, daß die Pilger vor ihrem Eintritt in die Kirche dort die Stationen des Rosenkranzes halten. Gewöhnlich erscheinen bei den Festen der heiligen Jungfrau die umliegenden Kirchspiele in Procession, mit ihren Pfarrern an der Spitze. Allgemein gedenkt man noch der Wallfahrt, die der heiligmäßige Pfarrer von Ars mit seiner Gemeinde hierher machte.[1]) Solche Thatsachen haben ihre eigene Bedeutung; sie beweisen, um mit Pius VII. zu reden, daß Frankreich noch seinen Glauben bewahrt, und daß „die Stadt der Martyrer", wie einer ihrer eigenen Heiligen sie genannt hat, damals im Rechte war, als sie einer ungläubigen Regierung gegenüber erklärte, der Glaube eines hochherzigen Volkes sei ein mächtigerer Schutz gegen die Versuche der Revolution, als Tausende von Bayonnetten.

[1]) „Die Wallfahrt nach Fourvière," sagt Herr Monin in seinem »Leben des Pfarrers von Ars« (Band I, S. 229) „traf genau mit dem Zeitpunkte der religiösen Umwandlung der Gemeinde zusammen."

II. Unsere Liebe Frau von Laus.

Ungefähr zwei Stunden von der Stadt Gap im Departement der Hochalpen liegt das kleine Thal von Laus. Eine reizendere Gegend kann man sich kaum denken. Bewaldete Höhen schließen es ringsum ein; durch die Tiefe windet sich der kleine Fluß Vence, und den bis zu ihren Gipfeln mit Waldungen bedeckten Bergen Théus und St. Mauritius gegenüber ragen in weiter Ferne die Spitzen der Nieder-Alpen empor. Ihre Oede und wilde Großartigkeit bilden einen auffallenden Gegensatz zu dem reichen Pflanzenwuchs der Hügel in der unmittelbaren Nähe von Laus. Der Reisende sieht bei seiner Ankunft plötzlich die Kirche von Laus zu seinen Füßen, und bei jeder Wendung des Weges entdeckt er zahlreiche Denkmäler der Frömmigkeit, die ihm zeigen, daß er einem Orte sich naht, der ganz besonders der Andacht geweiht ist. Kapellen und Kreuze erheben sich auf allen Seiten und vergegenwärtigen in ihren Bildwerken irgend ein Ereigniß aus dem Leben der armen Hirtin, welcher dieser Ort seine Berühmtheit verdankt.

Ein einfaches, ungelehrtes Bauernmädchen Namens Benedicta hütete vor etwa zweihundert Jahren ihre Schafe auf diesen Bergen, und diese demüthige Dienerin Gottes wurde mehrfacher Erscheinungen der allerseligsten Jungfrau gewürdigt. Wir heben hervor, daß dies nicht in der düstern Zeit des Mittelalters geschah, sondern in einer uns ziemlich naheliegenden Zeit; denn kaum 150 Jahre sind seit dem Tode der Hirtin verstrichen. Sie lebte zu einer Zeit, wo der Glaube in Europa im Abnehmen begriffen, und die Menschen keineswegs zu Aberglauben und Leichtgläubigkeit geneigt waren.

Benedicta Rencurel war im Jahre 1647 am Feste des h. Michael zu St. Etienne geboren. Ihre Eltern waren einfache Landleute, die von der Arbeit ihrer Hände lebten. Benedicta trat in ihrem zwölften Jahre bei einem benachbarten Pächter in

Dienst, um dessen Schafe zu hüten. Ihr einziges Eigenthum bestand in einigen Kleidungsstücken und ihrem Rosenkranze. Seit ihrer Kindheit hatte sie eine große Liebe zum Gebet und zu den Armen an den Tag gelegt und einst eine derbe Züchtigung von ihrer Mutter empfangen, weil sie während einer Hungersnoth Nahrungsmittel verschenkt hatte. Es herrschte zu der Zeit so viel Noth im Lande, daß ihr Herr allein nicht ihren Unterhalt bestreiten konnte; Benedicta mußte sich daher eine Woche um die andere bei einer armen Wittwe vermiethen. Der Pächter war ein roher Mann, bei dem bis dahin noch Niemand lange in Dienst geblieben war. Doch Benedicta's Einfalt und Sanftmuth schützten sie nicht allein vor seiner Grausamkeit, sondern wirkten so besänftigend auf ihn, daß er in kurzer Zeit ein anderer Mensch ward. Die Wittwe war fast eben so arm als Benedicta selbst, und die junge Hirtin fand reichliche Gelegenheit, die Tugend der Nächstenliebe zu üben, indem sie ihre ärmliche Nahrung mit den sechs hungerigen Kindern des Hauses theilte. Wenn diese Bedenken trugen, ihre Gaben anzunehmen, beruhigte sie dieselben durch die Versicherung, in der kommenden Woche werde sie ja genug zu essen haben. So wuchs Benedicta auf unter Arbeit und Entbehrungen, einfach, mildthätig und fromm. Eines Tages hörte sie den Pfarrer des Dorfes über die allerseligste Jungfrau predigen, wie sie die Sünder zärtlich liebe und besonders diejenigen beschütze, die sich ihrem Dienste weiheten. Da entstand in ihr der heiße Wunsch, zu den besondern Verehrerinnen der Gottesmutter zu gehören und würdig befunden zu werden, die Gebenedeite von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Gewöhnlich führte sie ihre Schafe auf den St. Mauritius-Berg, auf dessen Gipfel die Ruinen einer alten, jenem Heiligen geweihten Kapelle sich befanden. Eines Tages, im Mai des Jahres 1664, setzte sich Benedicta, die nun beinahe siebenzehn Jahre alt war, in der Nähe der Kapelle nieder, um ihren Rosenkranz zu beten. Sie kannte die Bedeutung des zerfallenen Mauerwerks nicht und ahnte nicht im mindesten, daß bald in der

Nähe eine Quelle gefunden werden sollte, die ihr bei dem heftigen Durste, den sie während der langen Tage im Sonnenbrand zu leiden hatte, so willkommen gewesen wäre. Als sie in Mitte ihrer weidenden Heerde so da saß, erblickte sie einen ehrwürdigen Greis mit langem Bart und in rother Kleidung. Er redete sie an und fragte, was sie da mache. Sie antwortete in ihrer gewohnten Einfalt, sie hüte ihre Schafe und bete zum lieben Gott, sei aber sehr durstig. „Du hast doch Wasser ganz in deiner Nähe," sagte der Greis, und wies auf eine Stelle hin, wo noch jetzt eine Quelle sprudelt, welche vortreffliches Wasser in reichlicher Fülle liefert. Benedicta, die keine Ahnung von dem himmlischen Charakter ihres Gastes hatte, dankte ihm herzlich und drang in ihn, etwas von ihrem Brode zu essen. Da theilte der Greis ihr mit, er sei der h. Mauritius, der Patron des Berges; sie möge ihre Heerde in ein Thal in der Nähe des Dorfes St. Etienne führen; dort werde ihr Herzenswunsch in Erfüllung gehen. Der bezeichnete Ort ist eine Art von Schlucht, die vom Dorfe bis zum Rande des den Hügel krönenden Waldes sich erstreckt. An der Ostseite zeigt man noch eine kleine Höhle, in der Benedicta ihren Rosenkranz zu beten pflegte, ehe sie ihre einfache Mahlzeit zu sich nahm. Dorthin also richtete die kleine Hirtin am folgenden Tage ihre Schritte. Gegen Abend sah sie plötzlich auf einem Felsen, die man „die Backöfen"[1]) nennt, eine Dame mit einem Kinde, beide von ungewöhnlicher Schönheit. Die Dame redete sie nicht an, und während zweier Monate lang wiederholte sich diese Erscheinung noch mehrere Male, ehe Benedicta den Muth hatte, nach ihrem Namen zu fragen. Obgleich ihr Gast kein einziges Wort redete, erfüllte dennoch die Gegenwart desselben Benedicta's Herz mit Freuden und mit einer gewissen geistigen Erleuchtung. Dennoch scheint sie nicht erkannt zu haben, wer es sei, der ihr auf solche Weise erschien; denn sie erzählte zwar bei ihrer Heimkehr allen Nachbaren von der schönen Dame, gab aber doch nie Veranlassung

[1]) Eine im Jahre 1835 erbaute Kapelle steht jetzt auf dieser Stelle.

zu der Vermuthung, daß sie einer himmlischen Erscheinung gewürdigt worden sei.

Während dieser beiden Monate zeigte die Heerde denselben geheimnißvollen Zug zu dem Thale von St. Etienne, wie die junge Führerin, was um so mehr auffiel, als die Schlucht felsig und die Weide dort außerordentlich karg war. Die Nachbaren warnten daher den Pächter, er möchte seine Heerde doch nicht täglich an einen Ort treiben lassen, an dem sie keine Nahrung fände. Des Pächters Weib führte Klage über Benedicta, weil sie nie vor Anbruch der Nacht heimkam. Bei ihrem Erscheinen wurde sie daher gewöhnlich mit Schlägen empfangen. Aus Gehorsam gegen die Befehle ihres Herrn führte nun Benedicta ihre Heerde zu einer bessern Weide, die ihrer Lieblingsschlucht gegenüber lag. Doch kaum hatten die Schafe den angewiesenen Ort erreicht, der vortreffliches Gras in Menge darbot, als sie insgesammt in voller Hast nach dem unfruchtbaren Thale zurückkehrten, trotz aller Mühe, die Benedicta sich gab, sie zurückzuhalten. Als der Pächter dies hörte, wollte er es nicht glauben, und um sicher zu sein, daß seine Befehle ausgeführt würden, geleitete er seine Schafe selbst am nächsten Tage auf die Weide. Auch er konnte sie nicht hindern, nach der öden Schlucht zu rennen, wohin ein übermächtiger Instinct sie zu treiben schien. Er sah ein, daß etwas Unerklärliches dabei im Spiel sei, und da er sich überzeugen mußte, daß seine Schafe wirklich in besserm Stande waren, als die seiner Nachbaren, ließ er Benedicta von nun an gewähren. Seit dieser Zeit zeigten sich die geheimnißvollen Erscheinungen häufig. Benedicta sah nicht bloß ihre »schöne Dame«, sondern diese unterhielt sich auch mit ihr.

Die Sache ward in der Nachbarschaft ruchbar, und ein Herr Grimaud, eine der Magistratspersonen der Provinz, hielt es für seine Pflicht, die Hirtin darüber zu verhören. Benedicta beantwortete alle Fragen des Beamten mit der äußersten Einfalt; doch da sie erklärte, sie kenne die schöne Dame nicht, so wußte er nicht, was er davon denken solle. Er rieth ihr indeß, die heiligen Sacramente zu empfangen, und dann bei der näch-

sten Erscheinung die Dame ehrfurchtsvoll nach ihrem Namen zu fragen. Benedicta befolgte den weisen Rath und nachdem sie sich durch den würdigen Empfang der h. Sacramente vorbereitet hatte, raffte sie ihren Muth zusammen und fragte die Dame bei ihrem Wiedererscheinen, wer sie sei. „Ich bin Maria, die Mutter Jesu," war die Antwort; „es ist meines Sohnes Wille, daß ich in diesem Kirchspiele verehrt werde, doch nicht an diesem Orte. Bitte daher den Pfarrer, in Procession mit seiner Gemeinde hierher zu kommen." Voll Freude über die Nachricht, wer die schöne Dame sei, eilte Benedicta, ihren Auftrag dem Geistlichen auszurichten, und dieser entschloß sich nach einer sorgfältigen Untersuchung der Sache, der himmlischen Botschaft Glauben zu schenken. Am 29. August veranstaltete er eine feierliche Procession nach dem Thale, an der alle Dorfbewohner Theil nahmen.

Benedicta erhielt nun die Mittheilung, daß sie die Mutter Gottes in jenem Thale nicht mehr erblicken werde. Einen Monat später aber ward ihr eine andere Erscheinung zu Theil. Dieses Mal sah sie Unsere Liebe Frau auf einer kleinen, jetzt durch eine Kapelle bezeichneten Anhöhe, nahe am Wege von Laus nach dem Dorfe St. Etienne. Die Erscheinung theilte ihr mit, sie möge sich zu einer kleinen Kapelle in Laus begeben, zu welcher sie ihr den Weg bezeichnete; dort werde sie sich ihr wieder zeigen. Am nächsten Tage ging Benedicta zu der besagten Kapelle, die den Namen Unserer Lieben Frau von der glücklichen Begegnung (de bon rencontre) führte, und obgleich erst im Jahr 1640 erbaut, doch damals schon einigermaßen verfallen war. Der Anblick der staubigen Wände und vernachlässigten Altäre erfüllte Benedicta mit Traurigkeit, indem sie bedachte, daß dies das auserwählte Heiligthum der Mutter Gottes sein sollte. Doch die Mutter Gottes theilte ihr mit, dies ärmliche und vernachlässigte Gebäude werde bald einer großen, reich gezierten Kirche Platz machen, und aus den Hellern der Armen würden die nothwendigen Kosten bestritten werden; mehrere Priester würden den Dienst an der Kirche versehen und manche Sünder sich bekehren.

Von jetzt an kam Benedicta täglich zur Kapelle, in welcher sie Stunden lang betete, während sie ihre Heerde unter dem Schutze der Vorsehung allein weiden ließ. Kein Unfall traf dieselbe; auch widersetzte ihr Herr sich ihrem Verhalten nicht. Das Gerücht von dem, was sich zugetragen, verbreitete sich alsbald unter den Dorfbewohnern und veranlaßte sie, in stets wachsender Menge zu der kleinen Kapelle zu pilgern. Viele von ihnen, von der Gnade gerührt, bereiteten sich andächtig zum Empfange der h. Sacramente vor, so daß es für nothwendig erachtet wurde, Priester zur Ausspendung derselben dorthin zu senden. Bald war die Kapelle zu klein, um die Hunderte aufzunehmen, und man mußte einen Altar zur Feier der heiligen Messe außerhalb der Kirche errichten. Unter den Felsen und Bäumen des Thales saßen die Priester, um Beichte zu hören. Ganze Gemeinden, an einem einzigen Tage fünfunddreißig, kamen in Procession hierher; einige hatten vierzehn Stunden zu Fuß zurückgelegt.

Noch hatte keine amtliche Untersuchung stattgefunden. Aber die vielen auffallenden Bekehrungen und verschiedene wunderbare Heilungen veranlaßten im September des Jahres 1665 die geistliche Behörde, die Sache zu untersuchen. Der General-Vicar der Diöcese Embrun, Namens Lambert, von zweiundzwanzig angesehenen und durch Wissenschaft ausgezeichneten Geistlichen begleitet, begab sich nach Laus, um eine amtliche Untersuchung zu veranstalten. Benedicta wurde einem strengen Verhör unterworfen. Der General-Vicar erklärte ihr, er sei nicht hierher gekommen, um ihre eingebildeten Visionen und thörichten Ideen gut zu heißen; wenn man sie auf Betrug ertappe, werde man sie streng bestrafen. Nach einander bestürmten dann die Examinatoren sie mit Fragen und Einwürfen, versuchten es sogar mit Spott und Einschüchterung. Doch die Einfalt der armen Schäferin bestand die Probe; sie beantwortete alle Fragen mit einer Genauigkeit und bescheidenen Selbstbeherrschung, welche die Geistlichen in Erstaunen setzte.

Die Vorsehung fügte es so, daß der General-Vicar und seine Begleiter Augenzeugen von einem auffallenden Wunder

wurden. Schon zwei Mal hatten sie Vorbereitungen zur Abreise getroffen, und jedes Mal hatten heftige Regengüsse sie verhindert. An demselben Tage, an welchem sie endlich abreisen wollten, erhielt Katharina Vial, ein armes, verkrüppeltes Weib, die während mehrerer Jahre des Gebrauches ihrer abgezehrten und verschränkten Glieder beraubt gewesen war, am Schlusse einer neuntägigen Andacht zu Unserer Lieben Frau von Laus, die sie gehalten hatte, plötzlich den Gebrauch ihrer Glieder zurück. Jeden Tag während der Novene hatte der General-Vicar sie nach und von der Kapelle tragen sehen, und nun am neunten Tage, während er selbst die h. Messe am Altare las, sah er sie allein und ohne Stütze eintreten und hörte, wie die Umstehenden riefen: „Ein Wunder! ein Wunder! Katharina Vial ist geheilt!“ „Ich diente selbst bei der h. Messe,“ schreibt Gaillard, später General-Vicar von Gap, der alle diese Einzelheiten aufgezeichnet hat, „und ich sah, wie der General-Vicar so überwältigt war, daß er kaum das letzte Evangelium beenden konnte; seine Thränen benetzten den Altar.“ Einen Monat nachher machte das Kirchspiel St. Julien, zu dem Katharina gehörte, eine Wallfahrt nach Laus, wobei die Geheilte selbst die Fahne vorantrug.

Man eröffnete nun eine neue Untersuchung. Nicht bloß die Frau und ihre Familie wurden genau befragt, sondern auch die beiden Aerzte, welche sie behandelt hatten. Diese waren beide Calvinisten und hatten betheuert, als sie von der beabsichtigten neuntägigen Andacht hörten, sie wären bereit, katholisch zu werden, wenn Katharina jemals wieder gehen sollte. Nun hatten sie dieselbe von der Kapelle zurückkehren sehen und bescheinigten nicht allein, daß ihre Krankheit durch menschliche Mittel unheilbar gewesen, sondern erklärten auch, daß sie durch das Geschehene überführt und bereit wären, ihrem Irrglauben zu entsagen. Nachdem der General-Vicar ein gerichtliches Verhör über diese Begebenheiten hatte zu Protocoll nehmen lassen, wurde ein Te Deum zum Dank für eine so große Gnade in der Kapelle gesungen.

Von nun an war der General-Vicar der Freund und Beschützer der jungen Hirtin. Und in der That hatte die arme Benedicta oft Prüfungen zu bestehen, in denen sie des Schutzes bedurfte. Viele Leute von Rang und Einfluß hielten sie für eine Betrügerin, und suchten sie nicht allein in Mißcredit zu bringen, sondern sie auch von Laus zu entfernen; sie sollte sogar gefänglich eingezogen werden. Dessen ungeachtet nahmen die Wallfahrten zu, und vier Jahre nach der ersten Erscheinung beschloß der General-Vicar, an der Stelle, wo die Kapelle stand, eine Kirche zu bauen, da jene für den Zufluß der Pilger längst unzureichend war. Die Absicht des General-Vicars war, eine kleine, sieben oder acht Klafter lange Kirche mit zwei oder drei Altären zu bauen. Als Gaillard, der zur Berathung mit ihm anwesend war, ihm vorstellte, sie müsse wenigstens fünfzehn Klafter lang werden, sprach er die Ansicht aus, die Wallfahrten würden höchstens ein Dutzend Jahre dauern und dann aufhören; auch sei es unmöglich, das nothwendige Geld für ein so großes Gebäude aufzutreiben. Nach kurzem Bedenken gab er jedoch seine Einwilligung, die Fundamente in einer Länge von zwölf Klaftern auszugraben, und übertrug Herrn Gaillard die Ausführung des Werkes. „Ich erinnere mich sehr wohl," sagte dieser, „daß wir kein Geld hatten, als wir anfingen zu arbeiten. Herr Naz, einer der mit der Leitung der Arbeiten Betrauten, sammelte Almosen mit einer Büchse, als ein zerlumptes Weib, dem man versucht gewesen wäre, eine Gabe zu reichen, einen Louisd'or hineingleiten ließ. Das reichte für die erste Woche hin. In der zweiten hatten wir zehn Kronenthaler, und so ging es fort, so daß wir weder wegen der Bezahlung des Baumaterials noch der Arbeiter in Verlegenheit kamen. Die Pfennige der Armen bauten wirklich die ganze Kirche, obgleich sie mehr als 15,000 Franken kostete."

Die Pilger halfen dem fortschreitenden Werke nicht bloß mit ihren Almosen, sondern auch mit der Arbeit ihrer Hände. Es ward Sitte, daß jedes Mal, wenn aus der Gegend eine Procession nach Laus zog, jede Person, Mann, Weib oder Kind, einen

Stein mitbrachte. In einem Jahre war das nöthige Material zusammen. Auch der ursprüngliche Vorschlag Gaillard's, die Kirche fünfzehn Klafter lang zu bauen, kam zur Ausführung. Man hatte sonderbarer Weise das Chor vergessen, und dieses mußte nun auf Verordnung des General-Vicars hinzugefügt werden. In weniger als vier Jahren war die Kirche fertig, mit Ausnahme der Vorhalle, welche auf Kosten des Erzbischofs von Embrun, der damals Gesandter am Hofe zu Madrid war, gebaut wurde, und zwar in Folge eines Gelübdes, welches dieser Prälat in einer gefährlichen Krankheit Unserer Lieben Frau von Laus gemacht hatte.

Das Gelingen des Werkes vermehrte nur noch die Zahl und Bosheit der Feinde Benedicta's. Nach dem Tode ihres Beschützers, der bald nach der Einweihung der Kirche erfolgte, brachten einige Mitglieder des Kapitels von Embrun die alten Klagen gegen die Hirtin von Laus wieder vor. Sie erwirkten sogar ein Verbot für jeden Priester, unter Strafe des Bannes, die h. Messe in der Kirche von Laus zu lesen, und für jeden Laien, die h. Sacramente dort zu empfangen. Freilich war dies Interdict ungesetzlich, und seine Urheber wagten auch nie, seine Ausführung durchzusetzen.

Der bald nachher erwählte neue General-Vicar lud Benedicta nach Embrun ein und unterwarf sie einem neuen Verhör, welches damit schloß, daß er die Wallfahrten zu Unserer Lieben Frau von Laus für löblich und Benedicta's Unschuld und Tugend als über jeden Verdacht erhaben erklärte. Der neu erwählte Erzbischof, Monſ. de Genlis, besuchte Laus in Person, und als er die Kirche voll andächtiger Beter erblickte, rief er laut aus: „Vere Dominus est in loco isto (Gott ist in Wahrheit an dieser Stätte)". Er verhörte Benedicta auch genau und schrieb ihre Antworten nieder. Er erklärte nachher, er habe niemals eine einfachere und gediegenere Frömmigkeit angetroffen.

Den Ruf der Heiligkeit verdankt die Hirtin von Laus wirklich nicht bloß den Erscheinungen, deren sie gewürdigt wurde, und für ihre Andacht zu Jesus und Maria sprechen nicht allein

ihre äußere Andacht und ihre Verzückungen, sondern gewichtigere Gründe, nämlich ihre Demuth, ihre uneigennützige Menschenliebe, ihre Versöhnlichkeit gegen ihre Beleidiger. Die Aufgabe ihres Lebens bestand darin, durch Gebet und strenge Abtödtungen an der Bekehrung der Sünder zu arbeiten. Dieser Gedanke hatte sie nie verlassen, seitdem sie eines Tages im Gesichte ihren göttlichen Meister am Kreuze hängend gesehen hatte. Solche Pein hatte Er für die Sünder erduldet; so innig, so mächtig war die Liebe, die Er für sie hegte! Dieser Gedanke wurde durch den mitleidswürdigen Anblick in Benedicta's Herzen erweckt, — und von dem Augenblicke an war ihr einziges Verlangen, mit Ihm zu leiden und zu lieben. Sie fastete oft Tage lang und beobachtete beständige Enthaltsamkeit, indem sie nur von Brod und einigen Früchten lebte. Den größten Theil der Nacht durchwachte sie und schlief stets auf bloßer Erde. Dreißig Jahre lang ging sie drei Mal wöchentlich barfuß zu der Stelle am Wege von Laus nach Avancon, wo die erzählte Vision ihr zu Theil geworden, und brachte dort Stunden lang mit Weinen und Beten für die Bekehrung der Sünder zu. Ihre übrige Zeit widmete sie dem Dienste der Pilger. Manche Seele verdankt ihre dauernde Bekehrung den liebevollen Ermahnungen Benedicta's, und nicht Wenige haben Zeugniß abgelegt von ihrem wunderbaren Einblick in die geheimsten Falten des Gewissens. Gegen ihren eigenen Leib übte sie eine unbarmherzige Strenge. Sie trug ein härenes Gewand, umgürtete sich mit Ketten, duldete freiwillig die grimmigste Kälte, geißelte sich bis auf's Blut, so daß dem Zeugnisse ihrer Bekannten gemäß ihr ganzes Leben ein ununterbrochenes Martyrthum war. Die Mutter Gottes selbst, so wird erzählt, befahl ihr endlich, diese übermäßige Strenge zu mildern.

Gegen die Erwartung des General-Vicars Lambert nahm die Andacht zu Unserer Lieben Frau von Laus von Jahr zu Jahr stetig zu. Auf Benedicta's Rath hielt man jährlich acht große Exercitien nach festgestellten Regeln, und zwar mit erfreulichem Erfolge für die Wiederbelebung gediegener Frömmigkeit. Die

religiöse Bewegung, deren Mittelpunkt Laus geworden war, überlebte selbst mehr als eine Krisis, welche den neuen Gnadenort mit gänzlicher Zerstörung bedrohte. Im Jahre 1692 besetzten die Truppen des Herzogs von Savoyen die Dauphiné und belagerten Embrun. Benedicta floh mit vielen andern Dorfbewohnern nach Marseille, während die feindlichen Truppen das Land überschwemmten, die Kirche von Laus plünderten und alles zerstörten, was sie nicht mit fortschleppen konnten. Als Benedicta endlich in ihr heimathliches Thal zurückkehren konnte, ward sie beim Anblick der Entweihung des Heiligthums tief betrübt. Die Priesterwohnung war in Asche gelegt, die marmornen Altäre in Stücke geschlagen; alles lag verwüstet und zertrümmert. Doch Benedicta verlor den Muth nicht. „Wir besitzen mehr, als wir vor achtundzwanzig Jahren hatten,“ sagte sie und begann sogleich die Wiederherstellung. Noch ein Mal ward die Kirche durch die Heller der Armen zu Stande gebracht. Kein reicher Wohlthäter fand sich; aber ein Dorf lieferte das Holz, ein anderes die Steine, ein drittes stellte das Gespann. Benedicta selbst leitete die Arbeiten uud sprach den Werkleuten Muth ein; nach einigen Monaten schon hatte die Kirche von Laus ein besseres Ansehen als vordem.

Eine noch größere Gefahr bedrohte den Gnadenort, als nach dem Tode der Priester, welche bis dahin den Dienst im Heiligthum versehen hatten, einige Geistlichen zu Nachfolgern derselben ernannt wurden, welche den Jansenistischen Irrthümern huldigten. Kaum hatten diese ihre Stelle in Besitz genommen, als sie mit allen Mitteln den Wallfahrten ein Ende zu machen suchten. Sie ließen alle in der Gegend von Laus errichteten Kapellen niederreißen, vertrieben die Pilger und predigten öffentlich gegen die volksthümliche Verehrung der Mutter Gottes. Benedicta durfte nicht ferner die Altäre schmücken und die Leinwand für die Kapelle besorgen; man verbot ihr sogar, den h. Sacramenten sich zu nahen, und gestattete ihr nur ein Mal wöchentlich den Besuch der h. Messe. Zwanzig Jahre lang ertrug Benedicta diese schmähliche Behandlung mit ihrer gewohnten Unterwürfigkeit und Ergebung.

Aber standhaft weigerte sie sich, ihren Einfluß zu gebrauchen, um das Volk vom Besuch von Laus abzuhalten; denn darin erkannte sie geradezu eine Uebertretung der göttlichen Befehle. Ihre einzige Waffe war ihr vertrauensvolles Gebet, durch welches sie auch endlich den Sieg davon trug. Im Jahre 1712 entfernte der Erzbischof von Embrun jene Priester von Laus und übertrug den Dienst am Gnadenorte den Missionsgeistlichen von Notre Dame de Sainte Garde. Sofort kehrte alles in seine frühere Bahn zurück; die Wallfahrten wurden zahlreicher als je, und die Bekehrungen noch staunenswerther und zahlreicher als vorher.

Als Benedicta die glückliche Erfüllung ihrer heißen Wünsche und ihres Flehens gesehen hatte, da erkannte sie, daß ihre Aufgabe zu Ende sei, und daß ihr nichts weiter zu thun übrig bleibe, als sich auf den Tod vorzubereiten. Sie starb wirklich bald nachher, am Tage der unschuldigen Kinder im Jahre 1718, im Alter von 71 Jahren. Sechs und fünfzig Jahre ihres Lebens hatte sie verwandt zur Gründung und Aufrechthaltung des Gnadenortes, welchen die Mutter Gottes gewissermaßen ihrer Hut anvertraut hatte. Ihr Grab vor dem Hochaltar in Laus ist mit einer Steinplatte bedeckt, welche die Inschrift trägt: „Grab der Schwester Benedicta, gestorben im Rufe der Heiligkeit den 28. December 1718.“

Sie ist als „Schwester“ bezeichnet, weil sie dem dritten Orden des h. Dominicus angehört hatte. Achtzig Jahre später ward das Grab geöffnet und der Körper vollkommen unverwest gefunden. Schon längst hat das Volk seine Ueberzeugung von ihrer heroischen Heiligkeit laut ausgesprochen, und gegenwärtig werden die nothwendigen Erkundigungen von Seiten der geistlichen Behörde in der Absicht eingezogen, um den Proceß ihrer Seligsprechung einzuleiten.

Die Andacht des Volkes verminderte sich keineswegs nach Benedicta's Tode. Die Missionare setzten ihre frommen Arbeiten fort; große Schaaren von Pilgern strömten nach Laus bis zu dem Jahre 1791, wo von neuem die Revolution die heilige

Stätte verwüstete. Die Priester wurden vertrieben, aller Schmuck der Kirche in Beschlag genommen, die Kirche selbst geschlossen. Die für die Pilger errichteten Häuser wurden niedergebrannt oder verkauft. Die Revolutionsmänner begingen die fürchterlichsten Acte der Gotteslästerung; sie verwüsteten und entheiligten alles, was sie nicht fortschaffen konnten. Alle Denkmale der Frömmigkeit in der Nachbarschaft, alle Kreuze und Bethäuser in den umliegenden Thälern wurden niedergerissen. Doch die Andacht auszurotten, die in den Herzen des Volkes Wurzeln geschlagen hatte, war der blutig herrschenden Partei nicht möglich. Während der ganzen Dauer der Schreckensherrschaft begaben die Landleute sich fortwährend nach dem verödeten Heiligthume. Sie brachten ihre Kranken dorthin und riefen die Hülfe der Mutter Gottes in allen ihren Nöthen an. Bei einer großen Dürre, welche jegliche Hoffnung auf eine Ernte zu vernichten drohte, bestanden selbst die umliegenden Ortschaften darauf, wie in frühern Zeiten eine feierliche öffentliche Procession nach Laus zu veranstalten. Ihr Glaube ward belohnt: reichlicher Regen befruchtete ihre ausgedörrten Aecker. Als endlich im Jahre 1802 die Ordnung wieder hergestellt ward, kaufte der Bischof Miollis von Digne die Kirche und setzte sie wieder für den öffentlichen Gottesdienst in Stand. Drei von den noch lebenden Missionspriestern kehrten auf ihren alten Posten zurück. Sogleich brach die gewaltsam unterdrückte Andacht des Volkes mit einer nie gesehenen Begeisterung wieder hervor. Augenzeugen haben die Scenen beschrieben, bei denen sie im Jahre 1804 zugegen waren. Die Kirche war von Büßern ganz überfüllt, und die Priester reichten nicht aus für die Anforderungen der Pilger.

Im Laufe der Zeit ließ sich eine neue Congregation von apostolischen Missionaren in Laus nieder, welche die geistlichen Exercitien und andere fromme Andachtsübungen wieder in's Leben riefen. Man erbaute neue Oratorien und Kapellen an der Stelle der alten, welche von den Revolutionären zerstört worden waren. Es ist anzunehmen, daß die Zahl der Andächtigen, welche zu Unserer Lieben Frau von Laus hinströmen, in der Gegenwart

größer ist, als selbst zu Benedicta's Lebzeiten. Nicht ungewöhnlich ist es, daß man an den Hauptfesten hölzerne Altäre zur Feier der h. Messe außerhalb der Kirche errichten muß, um die Andacht der ungeheuern Massen von Pilgern zu befriedigen. Die Durchschnittszahl der Wallfahrer beläuft sich jährlich auf 80,000, von denen der größte Theil am h. Pfingstfeste und während der geistlichen Uebungen im Monat October erscheint. Zu diesen Zeiten sind sechs und dreißig bis vierzig Priester oft die ganze Nacht hindurch im Beichtstuhl beschäftigt. Die zahlreichen Votivtafeln und Weihgeschenke, welche die Wände bedecken, zeugen von den außerordentlichen Gnaden, die hier den Gläubigen gewährt werden.

Jeder Pilger, der nach Laus kommt, wird finden, daß Benedicta noch immer im Herzen des Volkes lebt. Zahlreiche Monumente in allen umliegenden Thälern bezeugen seinen Glauben an die Erscheinungen der Mutter Gottes, deren die Hirtin gewürdigt wurde. Es sind dies: die Grotte, in der sie zu beten pflegte; der Felsen, auf dem Unsere Liebe Frau ihr zuerst erschien; die Kapelle von Notre Dame d'Erable (an deren Stätte Benedicta, ihrer Biographie gemäß, viele Angriffe des bösen Feindes zu leiden hatte); die sogenannte Engelskapelle, wo ihr Schutzengel ihr in sichtbarer Gestalt erschienen sein soll; das Oratorium von Pindreau, welches da steht, wo die Mutter Gottes sie zuerst nach Laus wies; endlich die Kreuzkapelle, an dem Wege, wo sie die Erscheinung des gekreuzigten Heilandes hatte. Ein Mal durch Kriegsläufte und dann wieder durch religionsfeindliche Revolutionaire zerstört, wurden sie jedes Mal wieder hergestellt, und mit den Gebäuden kehrte auch jener unbeschreibliche Hauch der Andacht zurück, welcher über diesen berühmten Wallfahrtsort ausgegossen zu sein scheint.

Bei einer der letzten geistlichen Uebungen rief einer der Theilnehmer mit großer Bewegung aus: „Warum predigt man nicht ebenso in unserer Gemeinde!“ Einer der Missionare erwiderte darauf: „In Ihrer Gemeinde predigt man wahrscheinlich nicht nur eben so gut, sondern weit besser als hier; aber hier

waltet ein unsichtbarer Prediger, der zum Herzen redet.“ Diese Worte erklären jene wunderbare Einwirkung, welche Jeder empfindet, der die Gnadenorte im rechten Geiste besucht. Gott selbst ist dort der unsichtbare Prediger; Er zieht die Menschen zu diesen verborgenen Stätten, damit Er zu ihren Herzen rede.

Die wunderbaren Heilungen und Gnadenwirkungen, welche in den Jahrbüchern der Gnadenorte in so großer Zahl verzeichnet sind, bilden nur eine kleine Auswahl aus der Reihe der unendlich zahlreichern und wunderbarern Gnaden, welche büßenden und gläubigen Seelen dort gewährt werden.

III. Unsere Liebe Frau von Puy.

Die Legende der ehrwürdigen Kirche von Puy enthält das älteste für die Nachwelt aufgezeichnete Beispiel einer Erscheinung der allerseligsten Jungfrau. Mag die Kritik von solchen Legenden halten, was sie wolle, sie geben uns doch das Mittel, die volksthümlichen Andachten des Christenthums bis in das graueste Alterthum zu verfolgen. Kein vorurtheilsfreies Gemüth wird ihnen auch alle Bedeutung absprechen. So kindisch sie Manchem vorkommen mögen, besitzen sie doch eine staunenswerthe Lebenskraft, welche mehr als eine Epoche des Rationalismus und manchen Sturm der Revolution überdauerte. Hat doch unser gegenwärtiges Jahrhundert noch im Jahre 1860 das erhabene Schauspiel der Einweihung des Standbildes Unserer Lieben Frau von Frankreich auf dem Corneille-Felsen gesehen, das seine Existenz einer frommen Andacht verdankt, welche noch im apostolischen Zeitalter wurzelt! Ohne diese Ueberlieferungen für authentisch gewiß zu halten, muß man ihnen doch Achtung und Ehrfurcht zollen; zudem sind sie höchst anziehend in ihrer Art. Wir theilen sie darum mit, wie wir sie in der Ueberlieferung finden.

Im Jahre 46 oder 47 der christlichen Zeitrechnung sandte der h. Petrus, französischen Geschichtschreibern zufolge, die ersten Sendboten nach Gallien, und zwar unter andern den h. Georg von Velay, wie er gewöhnlich genannt wird, welcher der erste Bischof von Gallien wurde. Eine neubekehrte, gottselige Wittwe, Namens Villa, rief in einer Fieberkrankheit die h. Jungfrau um Beistand an. Unsere Liebe Frau erschien ihr, tröstete sie und gab ihr den Wunsch zu erkennen, sie möge einen nahen Hügel ersteigen, der damals Anis oder Anicium hieß; dieser Hügel sei von ihr zu einem künftigen Gnadenorte ausersehen; dort würde sie auch Heilung finden. Die Wittwe gehorchte und ließ sich durch ihre Diener nach der bezeichneten Stelle bringen. Man legte sie dort auf einen großen Stein nieder; sie schlief ein und erwachte vollkommen gesund.

Als man dem h. Georg dieses Ereigniß mittheilte, begab er sich an der Spitze seines Klerus nach dem Orte. Beim Anblick des Corneille-Felsens blieben jedoch die Priester voll Staunen stehen, denn ungeachtet der Sommerhitze — es war der 11. Juli — war der Berg mit einer glänzenden Decke frisch gefallenen Schnees überzogen. Während sie staunend das merkwürdige Schauspiel betrachteten, sprang ein Hirsch aus einem nahen Dickicht, umkreiste in eiligem Laufe den Felsen und floh dann in sein buschiges Versteck zurück. Auf dem Schnee blieben seine Fußstapfen sichtbar, und der h. Georg befahl, die so bezeichnete Fläche durch eine Hecke einzufriedigen. Der h. Martial beschloß, dort eine Kirche zu bauen und hinterließ in derselben als ehrwürdige Reliquie einen der Schuhe der seligsten Jungfrau, welchen er von Rom mitgebracht hatte.

Dessen ungeachtet wurde der Bau der Kirche erst unter dem Episkopat des h. Vosy (Evodius) begonnen. Die Heilung einer gelähmten Frau, die man auf denselben Stein gelegt hatte, brachten ihn im Jahre 220 (wie ältere Geschichtschreiber sagen, oder 560 [?], wie spätere Kritiker annehmen) zu dem Entschlusse, zu Anis eine Kirche zu bauen und dort seinen bischöflichen Sitz aufzuschlagen. Da die Genehmigung des Papstes dazu nothwendig

war, pilgerte Evodius nach Rom und brachte einen jungen römischen Architekten, Namens Scrutarius mit. In sieben Jahren ward der Bau der runden Apsis und der Kuppel vollendet.[1]) Nun begab der Bischof sich auf's neue nach Rom, um die Erlaubniß zur feierlichen Einweihung zu erlangen. Kaum hatte er jedoch eine halbe Meile zurückgelegt, als ihm zwei ehrwürdige Greise begegneten, von denen jeder ein goldenes Kästchen mit Reliquien trug. Ihrer Aussage gemäß kamen sie damit von Rom und forderten den Bischof auf, dieselben in der Kirche des Berges Anis niederzulegen, indem sie versicherten, daß dieselbe eben jetzt von Engelshänden eingeweiht würde. Darauf verschwanden die Greise, und der Bischof kehrte barfuß zu seiner Kirche zurück. Er fand dieselbe von 300 Fackeln erleuchtet und den Altar noch feucht von einem Oel, das den lieblichsten Wohlgeruch verbreitete. In der Schatzkammer von Puy werden heute noch zwei von diesen Fackeln gezeigt. Die Kirche wurde nie anders eingeweiht und heißt seitdem die Kirche der Engel.

Als die Bevölkerung zunahm und allmälig eine Stadt um den Fuß des Berges sich bildete, konnte die vom h. Vosy erbaute Apsis nicht mehr als Kathedrale genügen. Im neunten Jahrhundert ward der „Engelthurm" und ein Theil des Transepts, dann das Schiff und endlich die große Eingangshalle zugefügt. Alle diese Theile sind den verschiedenen Zeiten entsprechend, aber alle im Rundbogenstile erbaut; sie stehen jedoch in einem gewissen Einklange mit einander und machen durch ihr unverkennbar alterthümliches Gepräge einen zugleich malerischen und zur Andacht stimmenden Eindruck.

Auch die strengsten Kritiker datiren das Alter der Kirche von Puy bis in's sechste Jahrhundert zurück, und von jener Zeit an bis jetzt ist Notre Dame de Puy beständig das Ziel frommer Wallfahrten gewesen.

Ueber die Geschichte von Puy geben wir nur einige beson-

[1]) Jetzt stehen dort die Sitze der Stiftsherren. Der Raum wird gewöhnlich die Engelkammer genannt.

ders interessante Einzelheiten. Puy Notre Dame, wie die Stadt bald genannt wurde, ist besonders denkwürdig in der Geschichte der Kreuzzüge. Als Urban II. im Jahre 1095 nach Frankreich kam, um die Kirchenversammlung von Clermont zu eröffnen und den ersten Kreuzzug zu predigen, besuchte er auch Puy. Bei seiner Ankunft wurde er von dem berühmten Bischof Adhemar von Montheil empfangen, dem ersten Bischof, der das Kreuz nahm und später Gottfried von Bouillon als Legat des h. Stuhles nach dem gelobten Lande begleitete. Bei dieser Gelegenheit wurde eine neue Thüre in der Wand der Kirche angebracht, um den Statthalter Christi einzulassen; nachher mauerte man dieselbe wieder zu. Sie sollte geschlossen bleiben, bis einer seiner Nachfolger auf dem Stuhle Petri die Kathedrale wieder besuchen würde. Urban II. betete am Altare Unserer Lieben Frau während der ganzen Dauer des Festes der Himmelfahrt Mariä für das Gelingen seines Unternehmens, die Befreiung des gelobten Landes. An derselben Stelle warf sich Adhemar von Montheil im Gebete nieder, bevor er seine theuere Stadt verließ. Plötzlich erhob er sich dann und stimmte, wie in Folge höherer Eingebung, eine Antiphone an, die man damals zum ersten Male hörte, die aber seitdem von einer Generation nach der andern mit stets wachsender Inbrunst wiederholt wurde: „Salve, Regina, mater misericordiae, vita, dulcedo et spes nostra, salve! (Sei gegrüßt, o Königin, du Mutter der Barmherzigkeit; du unser Leben, unsere Wonne und Hoffnung, sei gegrüßt!)"

Die Geschichtschreiber, die über Puy geschrieben haben, meinen, Adhemar sei der Verfasser dieses herrlichen Gesanges. Ob dies nun der Fall ist, oder ob die ungewöhnlichen Umstände, unter denen Adhemar denselben anstimmte, ihm damals erst eine größere Verbreitung verschafften, muß dahin gestellt bleiben. Gewiß ist aber, daß das Salve Regina in alten Zeiten in Frankreich stets »das Lied von Puy« genannt wurde und bei den ersten Kreuzfahrern allgemein bekannt war.

Das Salve Regina ist übrigens nicht die einzige Andacht zu Unserer Lieben Frau, die mit der Geschichte des ersten

Kreuzzuges in Zusammenhang steht. Auf der Kirchenversammlung zu Clermont verordnete Urban II. für die Geistlichkeit das Beten des kleinen Officiums Unserer Lieben Frau, um ihren Schutz auf die Waffen der Christen herabzuflehen, und Peter der Einsiedler führte bei den Soldaten seiner Armee den Rosenkranz ein, der jenes Officium für die Laien vertreten sollte. In dem Gebrauche, durch das Läuten einer Glocke die Krieger zu diesem Gebete zu versammeln, soll auch das Läuten zum englischen Gruße um Mittag seinen Ursprung haben.

Mehrere spätere Päpste haben Puy besucht. Manche Könige brachten dort Gelübde dar und erachteten es für eine Ehre, im Rochett mit den Chorherren in dem Engelchore die Vesper zu singen. Einige französische Könige pilgerten barfuß im einfachen Pilgerkleide zum heiligen Berge, wie z. B. Karl VII. und Ludwig XI.; andere, wie Franz I., kamen in Begleitung eines glänzenden Hofstaates, so daß ihre Wallfahrt zu einer Entfaltung weltlicher Pracht wurde. Mitunter aber trug ein solches Schaugepränge einen mehr religiösen Charakter, indem eine Anzahl von Neubekehrten daran Theil nahm. So hatte z. B. René von Anjou in seinem Gefolge mehr als hundert maurische Ritter, die sich vom Islam bekehrt und zum Dank für die ihnen gewordene Gnade eine Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau von Puy gelobt hatten. Eines königlichen Pilgrims aber müssen wir eingehender gedenken, weil ihm das wunderthätige Bild Unserer Lieben Frau zu verdanken ist, welches Jahrhunderte lang nicht nur in Frankreich, sondern wir dürfen sagen, in ganz Europa der Gegenstand besonderer Verehrung war. Es ist der h. Ludwig, der dieses Bild im Jahre 1254 aus dem heiligen Lande mitbrachte und nebst einem Dorn aus der Krone des Heilandes der Kirche von Puy schenkte. Das Bild, das ein hohes Alter verrieth, war aus hartem Cedernholz geschnitzt; es stellt die h. Jungfrau sitzend dar mit dem göttlichen Kinde auf ihrem Schooße. Es wurde zum ersten Male bei Gelegenheit der öffentlichen Dankfeier für die glückliche Heimkehr seines königlichen Gebers in Procession umhergetragen. Eine so

ungeheuere Menschenmenge füllte damals die steilen und engen Straßen der Stadt, daß in dem Gedränge ernstliche Unfälle sich ereigneten; einige Personen wurden sogar erdrückt. In Folge dieses Unglücks wurde das h. Bild später nur noch selten und bei ganz außerordentlichen Veranlassungen aus der Kirche gebracht; doch so oft es geschah, umgab man die Feierlichkeit mit der größten Pracht. Vier Edelleute vom höchsten Range trugen das Bild, und vier andere, die Barone Unserer Lieben Frau genannt, hielten den Baldachin. Solche Processionen wurden veranstaltet, um die allerseligste Jungfrau um ihre Fürsprache anzuflehen, wenn Hungersnoth, Pest und Krieg das Land heimsuchten.

So trug man das Bild Unserer Lieben Frau von Puy im fünfzehnten Jahrhundert, als die Engländer den größten Theil des Landes in Besitz hatten, mitten durch eine Volksmenge, welche „heiße Thränen weinte", wie der Geschichtschreiber Medicis sagt, und Maria's Fürbitte für ihr trostberaubtes Land nachsuchte. Ueber eine ähnliche Feier berichtet er: „Das Volk weinte zum Erstaunen," und fügt hinzu: „Bei allen diesen Processionen herrschte eine heilige Andacht und Frömmigkeit. Die Leute waren auf's beste vorbereitet; alle hatten sich durch die h. Beichte gereinigt und den h. Leib des Herrn empfangen. Sie zogen dahin unter lauten Klagen und heißen Thränen und flehten um Gnade bei Gott und Unserer Lieben Frau." Sie riefen nicht umsonst. Sowohl die Befreiung Frankreichs von den englischen Eroberern, als das Aufhören verschiedener Seuchen, die Geburt Karl's VIII., die Freilassung Franz I., so wie die Beruhigung des Landes nach den langen Bürgerkriegen der Ligue wurden in Puy als durch die Gebete des Volkes erlangte Gnaden angesehen. Die Zuversicht der Verehrer Maria's auf ihren Schutz kannte keine Grenzen. Puy war „die Stadt der Mutter Gottes," und mit stolzem Selbstgefühl rühmten sich die Einwohner daß sie nie ihre Thore einem Eroberer geöffnet hätten. Wiederholt wurde Puy von den Hugenotten belagert, doch blieben ihre Anstrengungen stets erfolglos. Zum Andenken ließen die Ein-

wohner von Puy auf einem Pfeiler ihrer Kathedrale die Verse [1]) eingraben:

Nie ward die Stadt besiegt
Und nimmer sie erliegt.
Stark durch Mariens Hort,
Steht fest der Gnadenort.

Im Jahre 1399 sah man in der alterthümlichen Kathedrale eine eigenthümliche Procession, an deren Spitze hundert in rauhe Sackleinwand gekleidete Büßer, in Paaren geordnet einherzogen. Ein Dominicaner-Mönch folgte ihnen und schickte sich an zu predigen. Doch keine Kirche konnte die Menge fassen, die sich herandrängte, um den Worten des h. Vincenz Ferreri zu lauschen. Auf der großen Wiese Le Breuil errichtete man eine Art von Amphitheater aus Holz. Es war dies der ganze Raum, auf welchem gegenwärtig die Präfectur, die Gerichtshöfe, das Museum und die öffentliche Promenade sich befinden. Ehe der Heilige das h. Opfer begann, entblößten die Büßer ihre Schultern, geißelten sich vor allem Volke bis auf's Blut und forderten es auf, ihrem Beispiele zu folgen. Sie hatten eine Fahne bei sich, auf welcher in ergreifender Weise die Geißelung unseres göttlichen Heilandes dargestellt war. Als die h. Messe beendigt war, fing der apostolische Mann an zu predigen. Während vierzehn Tagen ermattete die Stimme des Heiligen nicht ein einziges Mal, sondern mächtig drang sie durch den weiten Raum bis zu den äußersten Reihen der Zuhörer. Eine Menge Volkes wurde durch ihn zur Bekehrung vermocht und zu den außerordentlichsten Bußübungen begeistert.

Im Laufe der Zeit steigerte sich die Begeisterung der Katholiken für die Wallfahrt nach Puy eher, als daß sie nachgelassen hätte; es kamen Pilger aus Spanien, aus Griechenland und Polen. Man mußte Hospitäler für die Fremden bauen und Straßen für die Pilgerzüge anlegen, da bei allen großen Festen die Wege nach Puy von Tausenden bedeckt waren. Mit-

[1]) Civitas numquam vincitur — Nec vincetur: sic igitur — Per Mariam protegitur — Haec privilegiata.

ten im Winter kamen sie herbei, oft den größten Theil des Weges barfuß zurücklegend. Wenn sie von den umliegenden Hügeln das Heiligthum zuerst erblickten, pflegten sie mitten in Schnee und Eis auf die Kniee zu fallen und den Boden zu küssen.

Noch großartiger wurden diese Wallfahrten zur Zeit des großen Jubiläums von Puy. Kraft eines Privilegiums, welches der h. Stuhl in sehr alten Zeiten verliehen hat, und welches keine andere Kirche in der Christenheit genießt, konnte man jedes Mal einen vollkommenen Ablaß in der Kirche gewinnen, wenn das Fest der Verkündigung auf den h. Charfreitag fiel. Das erste dieser Jubiläen, von dem die Geschichte berichtet, fand im Jahre 1407 Statt, und damals sowohl als auch im Jahre 1418 verloren mehrere Personen das Leben in dem Gedränge, das die Straßen und Kirchen erfüllte. Gleiches trug sich im Jahre 1502 zu; denn obgleich das allgemeine Jubiläum des Jahres 1500 kaum beendigt war, so schien es doch, sagt ein Geschichtschreiber, als wenn jedes europäische Land seine Bewohner nach Puy entsandt hätte. Der Bischof hatte für drei tausend Beichtväter zum Dienst der Pilger gesorgt, doch mußte man noch tausend andere zusammenbringen. Nicht bloß in der Kirche, sondern unter der Vorhalle, auf den Straßen, auf der großen Wiese und auf dem Friedhofe wurde Beicht gehört. Die Straßen waren so voll von Menschen, sagt ein Geschichtschreiber, daß wenn man etwas hatte fallen lassen, man sich nicht bücken konnte, um es wieder aufzunehmen. Die Luft war so heiß, daß man Wasser aus den Fenstern auf die Leute in den Straßen goß, um sie abzukühlen. Mitglieder einer und derselben Familie hielten Stäbe mit farbigen Bändern hoch empor, um einander im Gedränge nicht zu verlieren. Um gefährliche Unfälle zu verhüten, verlängerte Gregor XV. im Jahr 1622 die Dauer des Jubiläums bis auf den darauf folgenden Freitag, in der Hoffnung, der Zudrang werde sich vermindern, wenn er sich auf eine ganze Woche vertheile. Doch es kamen noch größere Schaaren, um von diesem Privilegium Gebrauch zu machen. Die Zahl der Wallfahrer stieg in jenem Jahre auf 300,000.

Das Jubiläum des Jahres 1785 war das letzte dieser Jubiläen im achtzehnten Jahrhundert. Die große Revolution folgte und verschonte auch den Gnadenort von Puy nicht. Das wunderthätige Bild, das Geschenk des h. Ludwig, wurde durch die Straßen geschleppt und schmachvoll auf dem Platze du Martouret verbrannt. Siebenundfünfzig Jahre vergingen, ehe die Ungunst der Zeiten das Wiederaufblühen der Wallfahrten gestattete, und als man endlich im Jahre 1842 ein Jubiläum in Puy ankündigte, dachte nicht Mancher an die Möglichkeit einer Erneuerung der frühern Wallfahrten. Die Jubiläen waren inzwischen häufiger geworden, und zur Gewinnung eines vollkommenen Ablasses verlangte die Kirche nicht so mühsame und schwierige Uebungen, wie in alter Zeit. Das altehrwürdige Bild war verschwunden; eine getreue Nachbildung vertrat seine Stelle. Der Glaube der Menge aber schien erkaltet zu sein; Generationen waren vorüber gegangen, seit die Straßen von Puy zuletzt von frommen Pilgern gefüllt waren, und das neue Geschlecht war während eines halben Jahrhunderts unter dem Einflusse des Atheismus, des Rationalismus und der religiösen Gleichgültigkeit herangewachsen.

Doch trotzdem kamen in jenem Jahre schon 150,000 Pilger, und im Jahre 1853 glich das Jubiläum von Puy, obgleich zwei allgemeine Jubiläen für die ganze Christenheit kurz vorhergegangen waren, in jeder Hinsicht den glänzendsten der Vergangenheit. Obgleich die Jahreszeit ungewöhnlich streng war, und der Schnee die Wege ungangbar machte, strömten 300,000 Pilger nach Puy zusammen; viele fanden keine Herberge und mußten die Nächte im Gebet in den Kirchen zubringen. Zur Beschämung der Feinde des Glaubens sah man eine größere Anzahl von Bekehrungen, einen andächtigern Empfang der h. Sacramente und erbaulichere Kundgebungen des Glaubens und der Frömmigkeit als jemals.

Die von Alters her üblichen Feierlichkeiten wurden mit einzelnen Abänderungen wieder eingeführt. Am Passionssonntage hielt man die große Procession, um den göttlichen Segen für

das nahende Jubiläum herabzuflehen. Am Mittwoch in der h. Woche nahm man das Bild Unserer Lieben Frau von seinem gewöhnlichen Platze und stellte es an einer hervorragenden Stelle unter einem reichen Baldachin aus. Bei dieser Feier sah man die „Barone Unserer Lieben Frau“ wie früher auf ihrem Platze, das Bild mit gezogenem Schwerte behütend. Am folgenden Tage zog eine zahllose Procession durch die Straßen und kehrte durch die vergoldete Thüre der Kathedrale zurück, an die der Bischof drei Mal schlug, und die sich dem Gesange des Jubilate aufthat, womit das Jubiläum seinen Anfang nahm.

Wir kommen nun auf das großartige Standbild Unserer Lieben Frau von Frankreich zurück, dessen wir schon in Kürze erwähnt haben. Monseigneur de Morlhon, der Bischof von Puy, hatte beim Jubiläum von 1853 den Plan gefaßt, den Felsen Corneille, auf dem nach der Legende der wunderbare Schnee sich gezeigt hatte, zum Fußgestell eines colossalen Bildes der Mutter Gottes zu machen. Dieser Felsen erhebt sich auf einer Höhe von 2460 Fuß über dem Meere; von dort aus beherrscht das Bild der Mutter Gottes gleichsam ganz Frankreich — das Land, welches von einem seiner altfürstlichen Geschlechter ihr geweiht war, und welches durch die Verbrechen späterer Generationen niemals von ihrem Herzen gerissen werden konnte. Es war ein großer Gedanke, und die Ausführung seiner würdig.

Der Bischof hatte die sinnige Anordnung getroffen, den ersten Stein für das Piedestal, welches die Spitze des Felsens einnehmen sollte, an demselben Tage zu legen, an welchem Papst Pius IX. das Dogma der unbefleckten Empfängniß feierlich verkünden würde. Es traten indeß Umstände ein, welche einen Aufschub nöthig machten, so daß man erst am 10. December 1854 mit der Arbeit begann. Zur Zeit des Krim-Krieges schlug Marschall Pelissier vor, den Kaiser um eine Anzahl von eroberten russischen Kanonen als Material für die Statue Unserer Lieben Frau von Frankreich zu ersuchen. Am 5. September 1855 wagte der Bischof die Bitte zu stellen, und drei Tage später

befand sich Sebastopol in den Händen der Verbündeten. Die von den Franzosen dort eroberten Kanonen wurden durch kaiserliche Verordnung dem Bischof von Puy überwiesen. Das Standbild konnte jedoch erst im Jahre 1860 vollendet und aufgestellt werden. Zwölf Bischöfe und eine ungeheuere Zahl von Geistlichen und Laien waren bei der Einweihung gegenwärtig.

Die Statue gilt als ein tüchtiges Kunstwerk; die Höhe beträgt mit dem Fußgestell ungefähr dreiundsiebenzig und einen halben Fuß (23 Metres). Die allerseligste Jungfrau ist dargestellt, wie sie der Schlange den Kopf zertritt; in den Armen hält sie das göttliche Kind, welches segnend die Hand erhebt. Nach einer bischöflichen Bestimmung soll das Jahresfest der Errichtung für ewige Zeiten an dem ersten Sonntage nach dem 12. September gefeiert werden.

IV. Unsere Liebe Frau von Chartres.

Das hohe Alter, welches wir den französischen Gnadenorten zuschreiben, wird vielleicht bei manchem Kritiker schon ein mitleidiges Achselzucken veranlaßt haben. Was aber werden diese sagen, wenn sie hören, daß die Stadt Chartres den Anspruch erhebt, schon vor Mariens Geburt ein Sitz religiöser Verehrung der Gottesmutter gewesen zu sein? Und doch hat diese beim ersten Anblick widersinnig klingende Behauptung mehr Gründe der Glaubwürdigkeit für sich, als viele der bisher angeführten Legenden.

Chartres war, wie wir aus Cäsar's Schriften erfahren, der Hauptsitz des Druiden-Cultus in Gallien. Hier wohnte das Haupt der Druidischen Priesterschaft; hier (in finibus Carnutum) hielten sie ihre Hauptversammlungen. Die Gallier verehrten bekanntlich ihre Götter nicht in Tempeln, sondern in Wäldern. Einer dieser heiligen Wälder bedeckte den kleinen Hügel, den jetzt die Kathedrale von Chartres einnimmt. In diesem Walde befand sich

eine Grotte, in welcher nach alten Ueberlieferungen der Virgo paritura — der Jungfrau, die da gebären wird — ein Altar errichtet war, und ihr huldigten feierlich König und Volk. Diese Ueberlieferung verliert alles Unwahrscheinliche, wenn wir bedenken, daß dieses Geheimniß in den meisten heidnischen Religionen des Alterthums vorkommt. Es bildete einen Theil der Ur-Offenbarung, welche nie unterging, obgleich sie im höchsten Grade verunstaltet und mit Fabeln durchwoben ward. Spuren davon findet man in der Mythologie der Latiner, Chaldäer, Perser und Aegypter. In dem Religionssystem der Druiden nahm jedoch der Glaube an dieses Mysterium eine hervorragende Stelle ein. Solche Altäre, wie deren einer zu Chartres existirte, waren nichts Ungewöhnliches. Verschiedene Schriftsteller berichten, daß dieselben nicht nur in Gallien, sondern auch in Deutschland und England häufig vorkamen.

Der Besitz dieses Bruchstückes ursprünglicher Wahrheit machte ohne Zweifel die Druiden für die Annahme der Lehre von der Menschwerdung, welche die christlichen Apostel ihnen verkündeten, im voraus geneigt. Als daher der h. Polentianus und der h. Sabinianus in die Gegend von Chartres kamen, fanden sie die Gemüther für die Annahme des Evangeliums vorbereitet. Wie der h. Paulus sich bei den Athenern auf den Altar des unbekannten Gottes berief, um sie mit Dem bekannt zu machen, den sie bis dahin angebetet hatten, ohne ihn zu kennen, so fanden auch hier die christlichen Missionare willige Zuhörer, als sie sich die Diener Dessen nannten, dessen jungfräuliche Mutter das Volk lange im voraus verehrt hatte. Was war natürlicher, als daß die bekehrten Bewohner von Chartres ihre alte Grotte in einen christlichen, der wahrhaftigen Mutter Gottes geweihten Tempel verwandelten? [1])

[1]) Selbst die Bezeichnung „Mutter Gottes" soll den Druiden nicht unbekannt gewesen sein. Guibert von Nogent erzählt, es gehe die Sage, daß die Kirche seines Klosters auf der Stelle eines heiligen Waldes der druidischen Priester errichtet worden sei, in welchem sie der

Uebrigens beruhen diese Thatsachen nicht einzig auf Ueberlieferung. Die Grotte bildet noch jetzt die Krypta der gegenwärtigen Kathedrale. Man hat dieselbe bei allen Neubauten des Gebäudes ehrfurchtsvoll geschont, und bis zu dem unheilvollen Zeitpunkte der Revolution wurde daselbst eine alte druidische Bildsäule der Mutter Gottes verehrt, die — gleichviel ob vom religiösen oder rein antiquarischen Gesichtspunkte betrachtet — einen der größten Schätze der Stadt ausmachte. Leider erlag sie der mehr als vandalischen Zerstörungswuth, die um jene Zeit alle religiösen Denkmäler vernichtete. Jedoch hat eine genaue Beschreibung der Statue sich erhalten. Man weiß daher, daß sie aus dem Stamme eines Baumes geschnitzt und wegen ihres hohen Alters schwarz war, und daß sie die h. Jungfrau auf einem Stuhle sitzend mit dem göttlichen Kinde auf ihrem Schooße darstellte.

Im Jahre 1020 ließ der berühmte Bischof Fulbert von Chartres anstatt der uralten einfachen hölzernen Kapelle über der heiligen Grotte ein Gotteshaus von soliderer Bauart aufführen. Aber noch vor der Vollendung wurde die neue Kirche durch Feuer zerstört, so daß man sie unter der Regierung des Königs Philipp August von Grund aus neu bauen mußte.

Erzbischof Hugo von Rouen erzählt in einem bis heute aufbewahrten Briefe an den Bischof von Amiens von den Wundern, deren Ruf sich weit verbreitet und andere Diöcesen mit gleichem Eifer erfüllt habe. „Dort in Chartres,“ sagt er, „sah man zuerst Männer demüthigen Sinnes schwere Karren und andere Fuhrwerke ziehen, um bei dem Bau einer Kirche zu helfen, wobei ihre Demuth durch Wunder belohnt wurde“. Er berichtet dann weiter, daß seine eigene Gemeinde, nachdem sie Chartres besucht und gesehen habe, was man dort zu Stande bringe, nach Rouen zurückgekehrt sei, mit dem Entschlusse, von ihren Nachbaren an heiligem Eifer sich nicht übertreffen zu lassen.

Mutter des Gottes, der in die Welt kommen sollte — Matri futurae Dei nascituri — Opfer zu bringen pflegten. Guib. de vita sua, lib. II. c. 1.

Sie beschlossen, Niemanden in ihre Mitte aufzunehmen, der nicht im Sacrament der Buße von seinen Sünden sich gereinigt habe und mit seinen Nachbaren in Frieden lebe. Dann wählten sie einen Führer, unter dessen Leitung sie den Wiederaufbau ihrer Domkirche unternahmen; wie stumme Thiere spannten sie sich vor schwere Karren, legten sich strenge Entbehrungen auf und verrichteten ihre ganze Arbeit unter Thränen und Stillschweigen."

Robert du Mont erzählt, daß er in Chartres Frauen sowohl als Männer wie Lastthiere arbeiten gesehen habe. „Wer dies nicht sah," sagt er, „wird nie etwas Aehnliches sehen . . . Allenthalben sieht man Reue, Demuth und Vergebung der Beleidigungen. Männer und Frauen schleppen sich auf ihren Knieen durch Schlamm und Sumpf, und schlagen an die Brust; ihre Gebete steigen zum Himmel inmitten unzähliger Wunder, die ihnen Dankeshymnen entlocken."

Die erstaunlichsten Vorkommnisse beschreibt jedoch Haymon, Abt von St. Pierre=sur=Dives, in seiner Geschichte der Wunder, die im Jahre 1140 durch die Fürbitte Unserer Lieben Frau sich zutrugen. Er erzählt darin folgende Auftritte, wovon er bei dem Bau seiner eigenen Abteikirche Augenzeuge war. „Tausende von Männern und Frauen eiferten dem Beispiele der Einwohner von Chartres nach. Aus weiter Ferne kamen sie, an ihre Wagen gespannt, Berge und Flüsse nicht achtend. Ueberall beobachteten sie die vollkommenste Ordnung und sangen Lobgesänge in bewundernswerther Eintracht oder fleheten Gottes Erbarmen an wegen ihrer Sünden."

Die Einweihung der Kathedrale von Chartres fand Statt im Jahre 1260 in Gegenwart des h. Ludwig, der auf eigene Kosten das südliche Portal bauen ließ. Dies ehrwürdige, erst kürzlich wiederhergestellte Gebäude gilt als eines der großartigsten kirchlichen Denkmäler Frankreichs. Doch verdankt es seinen Ruhm nicht so sehr der Schönheit des Baustils, als den h. Reliquien, welche Jahrhunderte lang der Gegenstand frommer Verehrung waren. Unter ihnen war die druidische Statue Unserer Lieben Frau unter der Erde (de Sous-Terre) am berühmtesten. Die

von Fulbert erbaute massive unterirdische Kapelle war nicht mit dem übrigen Gebäude zerstört worden. Als Fulbert sie erbaute, hatte er sich wohl gehütet, die alte Grotte, in der das Bild stand, anzutasten, damit nicht, wie ein alter Schriftsteller sich ausdrückt, „ein Gnadenborn versiege". Im Laufe der Zeit bereicherten die frommen Gläubigen diese Grotte mit jeder Art von Schmuck. Im siebenzehnten Jahrhundert schimmerten ihre Wände von Gold und kostbarem Marmor, und vor dem h. Bilde brannten Tag und Nacht unzählige Lampen.

Ein anderes Standbild, bekannt als „Unsere Liebe Frau von der Säule", befand sich in der obern Kirche. Es wurde in den Zeiten der Revolution gerettet und kam später auf seinen alten Platz zurück. Der kostbarste Schatz der Kirche war jedoch die Reliquie, die als „Unserer Lieben Frauen Schleier" bekannt ist. Sie war lange in Constantinopel aufbewahrt worden, und man glaubt, die Kaiserin Irene habe sie Karl dem Großen geschenkt. Sein Enkel, Karl der Kahle, übertrug dieselbe von Aachen nach Chartres. Diese Reliquie wurde früher, mit einem andern seidenen Schleier umhüllt, in einem mit Gold und Juwelen verzierten Reliquienkästchen von Cedernholz aufbewahrt, das niemals geöffnet wurde. Das Reliquiarium selbst wurde nur bei außerordentlichen Veranlassungen zur Verehrung öffentlich ausgestellt.

Das Volk bildete sich daher eigenthümliche Vorstellungen von der Beschaffenheit der Reliquie und bezeichnete sie gewöhnlich als „das Hemd Unserer Lieben Frau". Man pflegte Kleidungsstücke zu verfertigen, welche dem so sorgfältig bewahrten Schleier der Form nach gleichen sollten, und verkaufte sie an fromme Pilger, nachdem sie mit dem Reliquienkästchen in Berührung gebracht worden waren. Jeder, der nach Chartres kam, wollte ein „Hemdchen Unserer Lieben Frau" mit nach Hause nehmen. Das Volk glaubte, diese Nachbildungen gewährten Schutz im Kampfe. Unter andern tapfern Rittern, die stolz darauf waren, ein solches „Hemdchen" zu tragen, war auch Bayard, „der Ritter ohne Furcht und Tadel," der nach Chartres kam,

um sich, wie sein Biograph sagt, „mit dem Hemdchen Unserer Lieben Frau bekleiden zu lassen“.

Selbst als man im Jahre 1712 die Reliquie aus dem vermoderten Reliquienkästchen von Cedernholz herausnahm und in ein silbernes Kästchen einschloß, scheint man dieselbe nicht untersucht noch aus ihrer seidenen Hülle herausgenommen zu haben.

Im Jahre 1793 fiel das Kleinod, welches während neunhundert Jahren der Gegenstand frommer Verehrung gewesen war, in die Hände der revolutionären Regierung. Sie sandte im December jenes Jahres einige Bevollmächtigte nach Chartres, die beim Eintritt in die Sacristei der Kathedrale die Herausgabe des silbernen Kästchens forderten, welches Unserer Lieben Frauen Schleier enthielt. Als sie jedoch dasselbe vor sich sahen, fühlten sie sich von Furcht ergriffen; sie schauderten zurück vor der Berührung der Reliquie und verlangten, ein Priester solle das Kästchen öffnen. Als man den Schleier aus seiner Hülle nahm, sah man, daß derselbe ganz anders sei, als man sich vorgestellt hatte. In der Hoffnung, die sich daran knüpfende Ueberlieferung als unbegründet darzuthun, indem man die allgemein verbreitete Annahme über Form und Beschaffenheit der Reliquie als irrig erwiese, schnitten die Bevollmächtigten einen beträchtlichen Theil davon ab und sandten ihn dem berühmten Orientalisten, Abbé Barthélemy.

Die Gelehrsamkeit dieses Mannes — der eben aus dem Gefängnisse befreit worden und mit genauer Noth der Gefahr entgangen war, ein Opfer des September-Gemetzels zu werden — wurde selbst von den Männern der Revolution geehrt und anerkannt. Dem Abbé war die Bedeutung des Stückchens Stoff nicht bekannt; dennoch entschied er nach einer sorgfältigen wissenschaftlichen Untersuchung, daß es aus dem hohen Alterthume stamme, vielleicht sogar zweitausend Jahre alt sei und einen Theil eines Schleiers oder äußern Umhanges gewesen zu sein scheine, der den Kopf und die ganze Person bedeckte und „dem Schleier ähnlich sei, den die Frauen im Oriente noch trügen.“ Diese Entscheidung, welche man in der Absicht hervorgerufen

hatte, dem Volke allen Glauben an die Echtheit der Reliquie zu nehmen, brachte also die entschiedenste Bestätigung, die nur zu denken war. Die Bevollmächtigten hielten es nun für rathsamer, nicht weiter zu gehen. Sie ließen den Schleier in dem Kästchen und begnügten sich, das Heiligthum aller seiner andern Schätze zu berauben und das druidische Bild öffentlich vor dem West-Portale der Kathedrale zu verbrennen.

Das Oeffnen des Reliquienkästchens hatte leider Veranlassung gegeben, den kostbaren Schleier zu zerschneiden. Einzelne Theile desselben kamen nach verschiedenen Gegenden, ein großes Stück nach der Bretagne an die Kirche St. Anna in Auray. Andere kleine Theile wurden von Missionaren und emigrirten Priestern nach Canada und England gebracht.

Bei der Wiederherstellung der Religion in Frankreich ließ Herr de Labersac, Bischof von Chartres, die Echtheit aller Theile, die er sammeln konnte, sorgfältig feststellen und dieselben in ein neues silbernes Reliquiarium niederlegen, welches im Jahre 1822 der Schatzkammer der Kathedrale einverleibt wurde.

Wenige Städte haben so viele Ursache gehabt, des besondern Schutzes ihrer Patronin sich zu rühmen, wie Chartres. So lesen wir z. B., daß im Jahre 911, bei der Belagerung der Stadt durch die Normannen unter ihrem Anführer Rollo, der Bischof von Chartres mit dem h. Schleier unter die Kämpfenden trat, und daß bei seinem Erscheinen die Normannen wie von einem panischen Schrecken befallen, die Flucht ergriffen. Man sieht noch eine kleine Kapelle, die gleich nach diesem Ereignisse an der Stelle erbaut wurde, wo dasselbe sich zugetragen hatte. Sie steht nahe bei der Stadt in einer Schlucht, welche früher Val Rollon hieß und jetzt Vauroux genannt wird. Die Wiese, über welche der normännische Anführer seinen Rückzug nahm, hieß lange Zeit „Wiese der Fliehenden" (pré des reculés).

Ein noch bemerkenswertheres Ereigniß war die Befreiung der Stadt von der Armee Eduard's III. von England. Dieser

König hatte im Jahre 1360 sein Feldlager außerhalb der Mauern aufgeschlagen. Das Volk rief feierlich die Fürsprache der h. Jungfrau an, und darauf brach ein furchtbarer Sturm los, den der Geschichtschreiber Froissart recht lebendig beschrieben hat; die Hagelkörner, die in ungeheuerer Größe vom Himmel fielen, tödteten tausend gewappnete Ritter und sechstausend Pferde. Eduard fiel auf die Kniee, streckte hülfeflehend die Arme in der Richtung der Kathedrale von Chartres aus und gelobte Frieden, wenn Unsere Liebe Frau seine Armee verschonen wolle. Kaum hatte er dieses Gelübde gethan, so ließ der Sturm nach, und der König unterzeichnete bald darauf den Vertrag von Bretigny, der unter dem Namen des großen Friedens bekannt ist.

Im Jahre 1568, etwa zweihundert Jahre später, stand vor den Thoren von Chartres eine huguenottische Armee unter dem Oberbefehl des von den aufständischen Irrgläubigen zum König proclamirten Prinzen von Condé. Als die Bürger ihre Stadt in Vertheidigungsstand setzten, hatten sie auf jedes ihrer Thore eine Bildsäule der h. Jungfrau gestellt mit der Ueberschrift: Beschützerin von Chartres (Carnutum tutela). Eine dieser Bildsäulen befand sich über dem Thore Drouaire, und gegen sie richteten die Huguenotten ein wüthendes Kanonenfeuer. Alle umgebenden Wälle wurden niedergeschmettert, das Bild blieb unberührt. Die Belagerten vertheidigten sich tapfer, und eine Kanone, welche man den Protestanten in der Schlacht von Dreux genommen hatte, und die man deshalb „die Huguenottin" nannte, that bei dieser Gelegenheit so gute Dienste, daß man sie nachher „die gute Katholikin" umtaufte. Den Angreifenden glückte es indessen, zwischen dem Thore von Drouaire und dem Flusse Eure eine Bresche zu schießen. Da die Belagerten nun glaubten, jede Hoffnung auf Rettung sei vergeblich, strömten sie alle nach der unterirdischen Grotte, um dort den Schutz Unserer Lieben Frau anzuflehen. Wunderbarer Weise zog die angreifende Armee in demselben Augenblick, wo der Sieg für sie gewonnen schien, vor der offenen Bresche sich zurück und hob die Belage-

rung auf. Chartres hatte auch dieses Mal ohne Waffengewalt seine Befreiung erlangt. Zum Andenken an dieses Ereigniß brachte man eine Inschrift an, welche noch in der Stadt-Bibliothek zu sehen ist. Auch baute man eine kleine Kapelle an der Stelle der Mauer, in welche das feindliche Geschütz die Bresche gerissen hatte, und gab ihr den Namen: Notre Dame de la Brêche. Jährlich zog eine Procession zu dieser Kapelle, welche jedoch im Jahre 1789 verkauft und niedergerissen wurde. Im Jahre 1844 wurde sie wieder aufgebaut, und die jährliche Dankesprocession findet wieder Statt.

Die Wallfahrten zu Unserer Lieben Frau von Chartres sind jederzeit, namentlich am Feste der Geburt Mariä, so zahlreich, daß die Stadt oft nicht im Stande gewesen sein soll, der Hälfte der Pilger Obdach zu gewähren. Eine große Menge mußte dann die Nacht in der Kathedrale zubringen. Die auffallende Senkung des Fußbodens im Schiffe der Kirche, vom Chor nach der Thüre zu, wird damit in Verbindung gebracht. Da nämlich der nächtliche Aufenthalt so vieler Menschen in der Kirche der Reinlichkeit derselben nicht sehr förderlich war, so spülte man das Pflaster jeden Morgen vor der Feier der h. Messe mit Wasser ab. Zu diesem Zwecke wurde ein Wasserbehälter in der Nähe angelegt, dessen Spuren man kürzlich wieder aufgefunden hat.

Mancher Leser wird vielleicht über diese letzte Bemerkung lächeln und sie als einen Beweis ansehen, daß bei den Wallfahrten auch in frühern Zeiten dieselbe Verbindung von Schmutz und Frömmigkeit stattgefunden habe, welche auch jetzt noch in den katholischen Kirchen südlicher Länder nicht gerade ungewöhnlich ist. Allerdings war der Gnadenort von Chartres bei den Armen beliebt; sie waren es vorzugsweise, die ihn aufsuchten und innerhalb seiner Mauern sich wie zu Hause fühlten. Aber in dem Verzeichniß der Besucher glänzen auch viele ruhmgekrönte Namen aus ganz Europa: drei Päpste, fast alle Könige von Frankreich, mehrere Könige von England, die englischen Kirchenfürsten St. Anselm und St. Thomas, ferner der h. Bernhard, der h. Vincenz von Paul, der h. Franz von

Sales, und endlich neben den Königinnen Frankreichs die unglückliche Maria Stuart.

Solche vornehme Pilger bereicherten die Kirche mit so vielen kostbaren Weihegeschenken, daß das Inventarium derselben im Jahre 1682 einen Quartband von 170 Seiten füllte. Es befand sich dort das silberne Scepter Johann's III, ein von seinem Namensvetter, dem Herzog von Berry, geopfertes goldenes Bild der allerseligsten Jungfrau, ein herrlich in Smaragden und Rubinen strahlendes Kreuz, welches Heinrich III. schenkte, so wie reiche Reliquienkästchen und andere Gaben Heinrich's IV, der die Kathedrale zur Feier seiner Krönung wählte.

Alle diese Schätze verschwanden während der Revolution, und noch lange nach der Wiederherstellung der Religion in Frankreich trug die Kathedrale beklagenswerthe Spuren der verübten Entweihungen. Unserer Zeit war es vorbehalten, durch die großherzigen Bemühungen des Bischofs von Chartres und seiner opferwilligen Gemeinde der ehrwürdigen Stätte ihren frühern Glanz in etwa wiederzugeben. Die dreizehn Kapellen der Kathedrale erhoben sich aus ihren Trümmern, und die alte unterirdische Kapelle ward gesäubert und ausgeschmückt. Jetzt drängen sich die Pilger auf's neue zu der h. Grotte, während Unsere Liebe Frau von der Säule ihren alten Platz in der obern Kirche wieder eingenommen hat.

Unter denen, welche durch Gebet und Beispiel zu dieser auffallenden Wiederbelebung des Glaubens in der Gemeinde viel beigetragen haben, verdient der verstorbene Bischof Clausel de Montals hervorgehoben zu werden. Beim Antritt seines Hirtenamtes verpflichtete er sich durch ein Gelübde, jeden Samstag eine halbe Stunde im Gebete vor Unserer Lieben Frau von der Säule zuzubringen, und während seines langen Episkopats hat er niemals ermangelt, sein Versprechen zu erfüllen. Weder sein außerordentlich hohes Alter noch peinliche Gebrechen konnten ihn abhalten, und als er zuletzt genöthigt war, sein bischöfliches Amt niederzulegen, unterließ er nicht, in seiner Abdankungs-Urkunde das Verlangen kund zu geben, am Fuße jener Thürme

zu sterben, die das Heiligthum Unserer Lieben Frau krönen. Sein Wunsch ging fast wörtlich in Erfüllung. Als er am 3. Januar des Jahres 1857 sich zu schwach fühlte, zu Fuß sich zur Kathedrale zu begeben, ließ er sich von seiner Dienerschaft dorthin tragen. Es war sein letzter Besuch des Heiligthums; denn am folgenden Tage verschied er im Alter von 88 Jahren.

V. Unsere Liebe Frau von La Salette.

Vor fünf und zwanzig Jahren kannte man La Salette nur in seiner nächsten Umgebung; denn es ist ein unbedeutendes Dorf in Frankreich, nahe bei der Stadt Corps in der südlichen Dauphiné gelegen. La Salette besteht aus neun bis zehn Weilern, die in nicht großer Entfernung von einander zwischen den Ausläufern der französischen Alpen versteckt liegen. Der bedeutendste dieser Weiler, welcher der Gemeinde den Namen gibt, liegt 3700 Fuß über der Meeresfläche. Die Bevölkerung von ungefähr achthundert Seelen besteht fast nur aus armen, einfachen Bauersleuten.

Spät am Abend des 19. Sept. 1846 kehrten ein Paar Kinder, die bei zwei von diesen Bauern in Dienst standen, von den Bergen zurück, wo sie den ganzen Tag die Kühe gehütet hatten. Sie erzählten ihren Herren eine höchst merkwürdige Geschichte. Das älteste dieser Kinder, ein fünfzehnjähriges Mädchen, Namens Francisca Melanie Mathieu, war schon im neunten oder zehnten Jahre in Dienst getreten und seit einem halben Jahre bei seinem gegenwärtigen Herrn. Das andere der Kinder, der elfjährige Peter Maximin Giraud, war durchaus fremd im Dorfe; denn erst am Montage vorher war er aus der etwa zwei Stunden entfernten Stadt Corps als zeitweiliger Stellvertreter des erkrankten Kuhhirten nach La Salette gekommen.

Um Mittag, so sagten die Kinder, hätten sie ihre Kühe wie immer nach dem Bache zur Tränke getrieben, dann den ih-

nen mitgegebenen Vorrath an Lebensmitteln verzehrt und sich endlich, nachdem sie ein wenig herumgestreift, bei einer damals versiegten Quelle schlafen gelegt. Francisca erwachte zuerst und ward gewahr, daß die Kühe sich verlaufen hatten. Sie weckte sogleich ihren Gefährten, und beide machten sich zusammen auf, ihr Vieh zu suchen. Sie erblickten es auch bald von der Spitze einer nahen Anhöhe aus; doch ehe sie hinuntergingen, um es wieder einzufangen, wollten sie ihre leeren Brodtaschen von der Stelle, wo sie geschlafen hatten, holen. Da stutzten sie in Folge eines ungewöhnlichen Glanzes, der gleich der Sonne blendete, ohne deren Farbe zu haben. Das Licht schien alsbald sich zu theilen und sie erkannten darin eine in noch größerm Glanze strahlende Frauengestalt, welche nahe an der versiegten Quelle in einer Haltung, die den tiefsten Kummer ausdrückte, auf dem Felsen saß.

Die Gestalt war in ein weißes, mit Perlen verziertes Gewand und eine goldfarbene Schürze, wie die Kinder das Oberkleid bezeichneten, gekleidet; sie trug weiße Schuhe, und Rosen von manchfacher Farbe umgaben ihre Füße. Um ihren Kopfputz, der aus einem hohen, etwas nach vorn geneigten Diadem oder einer Haube bestand, schlang sich ein Kranz von Rosen. Auf der Brust trug sie ein Crucifix an einer feinen, um den Hals geschlungenen Kette; links von dem Crucifix befand sich ein Hammer und rechts die Zange. Eine andere, größere Kette umgab diese Marterwerkzeuge, und um alles dieses wand sich wieder ein noch größerer Kranz von Rosen. So war wenigstens die Beschreibung, welche die Kinder damals gaben. Maximin bemerkte in spätern Jahren sehr richtig: „Wie konnten unwissende Kinder, wie wir, die geeigneten Benennungen für so ungewöhnliche Dinge finden, wenn selbst gebildeten Leuten die Schilderung gewöhnlicher Gegenstände zuweilen mißlingt?“ Und er setzte hinzu: „Bei der Aufforderung, zu beschreiben, was ich sah, spüre ich eine ähnliche Verlegenheit, wie der h. Paulus empfunden haben muß, als er aus dem dritten Himmel zurückkehrte; denn das Auge des Menschen hat nicht gesehen, noch hat sein Ohr

gehört, was uns dazumal zu sehen und zu hören gestattet ward. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn das, was wir eine Mütze, eine Krone, ein Tuch nannten, oder als Ketten, Rosen, Schürze, Strümpfe, Schnallen und Schuhe bezeichneten, nicht gerade die gewöhnliche Gestalt dieser Gegenstände hatte. Jene herrliche Kleidung bestand nicht aus irdischen Stoffen. Strahlen von Licht und der reichste Glanz der Farben verbanden sich zu einem prachtvollen Ganzen; jeder Versuch, es zu schildern, kann es nur in die Gewöhnlichkeit herabziehen."

Als die Dame sich erhob, war sie groß und majestätisch von Ansehen — so groß, sagte uns Melanie, daß sie nie Jemanden von ähnlicher Gestalt gesehen. Es war jedoch den Kindern des großen Glanzes wegen nicht möglich, ihr fest in's Antlitz zu schauen. Anfangs ruheten ihre Ellbogen auf ihrem Schooße und sie verbarg das Angesicht in den Händen, indem Thränen ihren Augen in reicher Fülle entquollen. Erschrocken ließ das Mädchen seinen Stab fallen; doch der Knabe hieß sie, ihn wieder aufzunehmen, und fügte hinzu, er werde den seinen wohl festhalten; denn wenn sie — er meinte die Gestalt — sich unterstehen würde, ihnen Leides zuzufügen, so werde er ihr einen tüchtigen Schlag versetzen. Nun vernahmen beide eine äußerst sanfte und liebliche Stimme, die ihnen sagte, sie möchten sich nicht fürchten und näher kommen, denn sie habe ihnen Wichtiges mitzutheilen. Es klang ihnen, als wenn Jemand dicht neben ihren Ohren spräche, obgleich die Dame beinahe fünfzig Schritte weit von ihnen stand. Der Klang dieser Stimme verscheuchte auf ein Mal alle Furcht, und die Kinder eilten zu ihr hin, wie zu einer liebenden Mutter, von deren Zuneigung sie gewiß waren. Die Dame erhob sich und kam ihnen entgegen; doch schien sie beim Gehen den Boden nicht zu berühren, sondern einige Zoll darüber zu schweben. Rasch war sie zwischen ihnen und sprach unter Thränen folgende Worte: „Wenn mein Volk sich nicht unterwerfen will, so muß ich die Hand meines Sohnes auf dasselbe niederfallen lassen; sie ist so stark, so schwer, daß ich sie nicht länger aufzuhalten vermag.

Wie lange habe ich schon für euch gelitten! Wenn ich will, daß mein Sohn euch nicht verlasse, so muß ich ohne Aufhören zu ihm beten; und dennoch achtet ihr nicht darauf. Wie viel ihr auch beten, was ihr auch thun möget, so könnet ihr doch nie alle Mühe vergelten, die ich mir um euretwillen gegeben habe. Sechs Tage habe ich euch zur Arbeit gegeben und den siebenten mir vorbehalten, dennoch will man ihn mir nicht weihen. Dies ist es, was die Hand meines Sohnes so schwer macht. Die Fuhrleute können nicht fluchen, ohne den Namen meines Sohnes zu mißbrauchen. Diese beiden Dinge sind es, welche die Hand meines Sohnes so schwer machen. Wenn die Ernte mißräth, so seid ihr selbst Schuld daran. Ich ließ euch dies voriges Jahr durch die Kartoffeln fühlen; ihr aber machtet euch nichts daraus. Im Gegentheil, als ihr die Kartoffeln mißrathen sahet, so fluchtet ihr und führtet den Namen meines Sohnes vergeblich im Munde. Es wird damit fortgehen, wie es angefangen hat, und um Weihnachten werden keine mehr übrig sein."

So weit hatte die Dame französisch geredet; doch das Mädchen hatte nicht verstanden, wovon dieselbe zuletzt redete, weil im Volksdialect jener Gegend die Kartoffeln nicht pommes de terre, sondern truffes genannt werden. Sie stand deshalb im Begriff, Maximin zu fragen, was pommes de terre bedeute; sie hatte jedoch noch nicht gesprochen, als die Frauengestalt, ihre Gedanken errathend, ihr zuvorkam und sagte: „Ach, liebe Kinder, ihr versteht mich nicht; ich werde anders reden." Sie wiederholte nun denselben Satz in dem in der Umgegend gebräuchlichen Dialect, indem sie mit den Worten: „Wenn die Ernte mißräth" nochmals anfing. Dieses Dialectes bediente sie sich auch bei den folgenden Worten: „Habt ihr Korn, so müßt ihr es nicht säen; alles, was ihr säet, werden die Thiere fressen; alles, was aufgeht, wird zu Staub zerfallen, wenn ihr es dreschet. Es wird eine große Hungersnoth kommen, und vor der Hungersnoth werden die Kinder unter sieben Jahren von einem Zittern ergriffen werden und in den Armen derer sterben, die sie halten. Die Uebrigen werden wegen der Hungersnoth

Buße thun. Die Nüsse werden verderben, die Trauben faulen; doch wenn das Volk sich bekehrt, so werden die Steine und die Felsen in Kornhaufen sich verwandeln und die Kartoffeln werden wachsen, ohne gepflanzt worden zu sein."

Hier hielt die Dame inne, und es schien dem Mädchen, als rede sie nun mit dem Knaben; doch hörte sie nichts von dem, was sie sagte. Darauf redete die Dame in gleicher Weise mit Melanie, und obgleich der Knabe sah, daß sie redete oder zu reden schien, konnte auch er nicht hören, was sie sagte, oder daß überhaupt gesprochen wurde. Erst nachher, als die Erscheinung entschwunden war, redeten die Kinder mit einander über diese geheimnißvolle Stille und eines bekannte dem andern, daß die Gestalt ihm während dieses Augenblickes ein Geheimniß anvertraut habe, welches es auf keinen Fall irgend Jemanden verrathen dürfe, bis die Zeit dazu käme. Keines der Kinder kannte im geringsten das Geheimniß des andern, keines wußte, ob es dasselbe sei wie sein eigenes Geheimniß oder davon verschieden.

Sodann begann die Dame auf's neue zu beiden Kindern zu reden. Sie fragte in dem Dialect des Landes: „Betet ihr auch ordentlich, liebe Kinder?" „Nicht zum besten, Madame." Die Dame antwortete: „Seid stets bedacht, Abends und Morgens zu beten, liebe Kinder. Wenn ihr nichts anders könnt, so betet wenigstens ein Vater Unser und ein Ave Maria. Habt ihr aber Zeit, so betet mehr. Nur einige alte Frauen gehen zur Messe, die Uebrigen arbeiten des Sonntags, so lange der Sommer dauert, und im Winter, wenn sie nicht wissen, wie sie die Zeit hinbringen sollen, gehen die jungen Leute in die Messe, doch nur, um über die Religion zu spotten. In den Fasten gehen sie zu den Fleischbänken wie die Hunde. Sahst du je verdorbenes Korn, liebes Kind?" Maximin antwortete: „Nein, Madame." Melanie gab dieselbe Antwort, doch nur leise, denn sie wußte nicht, ob die Frage an sie ebensowohl als an ihren Gefährten gerichtet war. Darauf wendete die Dame sich zu Maximin und sagte: „Du, liebes Kind, hast es gesehen, als

du eines Tages mit deinem Vater in Coin warst. Der Eigenthümer eines Ackers forderte deinen Vater auf, seinen verdorbenen Weizen zu besehen. Ihr beide ginget hin und nahmet einige Kornähren in die Hände; ihr riebet sie und sie wurden zu Staub. Darauf kehrtet ihr heim, und als ihr noch ungefähr eine halbe Stunde bis nach Corps zu gehen hattet, gab dein Vater dir ein Stück Brod und sagte: »Nimm dies, liebes Kind, wir wollen es dies Jahr noch essen, so lange wir es noch erschwingen können; ich weiß nicht, wer nächstes Jahr Brod haben wird, wenn es mit dem Weizen so fortgeht.«" Maximin antwortete: „O ja, Madame, jetzt erinnere ich mich; ich hatte das alles vergessen."

Darauf redete die Dame noch ein Mal in französischer Sprache und sagte: „Nun wohl, liebe Kinder, laßt mein ganzes Volk dies wissen." Mit diesen Worten schritt sie an den Kindern vorüber quer über den Bach und stieg die niedrige, doch steile Anhöhe auf der andern Seite desselben hinan; dann wiederholte sie ganz dieselben Worte, und nochmals schritt sie voran bis zu der Höhe, wohin die Kinder gegangen waren, um ihr Vieh zu suchen.

„Bewegungslos, wie Bildsäulen," wir citiren Maximin's Worte, wie er selbst sie vor zwei Jahren veröffentlichte, „die Augen fest auf die wunderschöne Dame geheftet, sahen wir sie, gleichsam wie auf Schlittschuhen mit geschlossenen Füßen über die Spitzen des Grases dahingleiten, ohne daß diese sich beugten. Als wir von unserer Entzückung zu uns kamen, rannten wir hinter ihr her und holten sie ein. Melanie stellte sich vor sie hin und ich ein wenig zur Rechten hinter sie. Allmälig erhob sie sich dort in unserer Gegenwart und blieb einige Minuten lang zwischen Himmel und Erde in der Höhe von zwei oder drei Fuß sichtbar. Dann verloren sich ihr Kopf, ihr Körper und ihre Füße in dem sie umgebenden Lichte. Wir konnten nichts sehen, als eine Feuerkugel, die emporstieg und das Himmelsgewölbe durchdrang. In unserer einfältigen Sprache nannten wir diese Kugel eine zweite Sonne. Lange blieben unsere

Augen auf die Stelle geheftet, wo die leuchtende Kugel verschwunden war. Ich kann das Entzücken, das uns durchdrang, nicht beschreiben. Nur von mir selbst rede ich. Ich weiß mich genau zu erinnern, daß ich ganz überwältigt war und mich wie gelähmt fühlte. Als wir wieder zu uns kamen, sahen wir einander an, ohne daß es uns möglich gewesen wäre, ein einziges Wort hervorzubringen. Wir richteten unsere Blicke bald gen Himmel, bald auf den Boden um uns her, als suchten wir die lichte Gestalt, die ich indeß nie wieder erblickt habe. Meine Gefährtin brach zuerst das Schweigen: »Es muß der liebe Gott gewesen sein, Maximin, oder die allerseligste Jungfrau, wie der Vater sagt, oder sonst vielleicht eine große Heilige.« Ah, antwortete ich, wenn ich das gewußt hätte, so würde ich sie sicherlich gebeten haben, mich mit sich in den Himmel zu nehmen."

Es war Zeit geworden, vom Gebirge hinunterzusteigen, und die Kinder trieben ihre Kühe zusammen und kehrten in's Dorf zurück — „träumerisch und nachdenklich," wie Maximin sagt. Dort trafen sie zuerst auf Melanie's Dienstherrin, welcher Maximin erzählte, welch eine wunderschöne Dame sie gesehen hätten. „Die Ausdrücke, die ich brauchte, von einer Frau in Feuer, einer zweiten Sonne und dergleichen, ließen sie glauben, ich hätte den Verstand verloren. Trotzdem bat sie mich, ihr alles mitzutheilen, was ich gesehen und gehört hätte; sie staunte sehr über die Erzählung. Ich aber wunderte mich meinerseits, daß sie das glänzende Licht auf der Spitze des Berges nicht gleichfalls gesehen habe; denn ich meinte, es müsse in weiter Ferne sichtbar gewesen sein. Es kam mir nicht in den Sinn, daß ich einer besondern Gnade gewürdigt worden war." Dann ging Maximin allein weiter nach dem Pachthofe, zu dem er gehörte, und sobald sein Herr nach Hause kam, theilte er ihm ebenfalls die Geschichte mit.

Das Gerücht von diesem ungewöhnlichen Vorfall verbreitete sich alsbald in der Nachbarschaft; doch schenkte man ihm keinen Glauben. Früh am nächsten Morgen brachte der Herr des

Knaben, der versprochen hatte, ihn eben an jenem Tage nach Corps zurück zu begleiten, die Kinder zum Pfarrer des Dorfes, einem schlichten Greise. Dieser fragte die Kinder gründlich aus. Ihre Aussagen machten solchen Eindruck auf ihn, daß er seinen Pfarrkindern während der Messe desselben Tages vieles davon mittheilte. Dies war freilich ein unüberlegter und voreiliger Schritt, in Folge dessen er nachher einen Verweis erhielt und versetzt ward. So ergriffen war er beim Erzählen der Geschichte, daß die, welche noch nichts von der Sache wußten, kaum verstanden, was er sprach. Sobald die Messe vorüber war, drängten sich Alle an die Kinder heran, um die Erzählung aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen. Man kann sich leicht denken, wie vielen Kreuz- und Querfragen sie nun ausgesetzt waren; Niemandem gelang es jedoch, sie in ihren Aussagen wankend zu machen. Standhaft und beharrlich wiederholten sie auf alle Fragen stets dasselbe mit einer wahrhaft überraschenden Schnelligkeit und Einfachheit; alle Einwendungen widerlegten sie leicht und ohne Mühe, wie der geschickteste Advocat. Ob ihre Aussage auch allein stand und nichts sie bekräftigte, so fanden sich doch keine Widersprüche und Unmöglichkeiten, weshalb man sie für unzuverlässig hätte halten können.

Das Mädchen ward darauf von ihrem Herrn wie gewöhnlich mit den Kühen auf das Gebirge gesandt. Lang und mühsam war das Hinaufsteigen, und nicht einer der Nachbaren war neugierig genug, sie zu begleiten. Noch glaubte man nicht an die Erscheinung, noch war der Zeitpunkt zum Beginn der Pilgerfahrt nach La Salette nicht gekommen. Nach der Vesper jedoch (es war Sonntag) stiegen acht oder zehn Leute hinauf, und dies waren die ersten Pilger, welche freilich eher durch Neugierde als durch den Glauben an die Geschichte dahin geführt wurden. Melanie mußte ihnen alles noch ein Mal erzählen und ihnen genau die Stellen bezeichnen, wo jeder einzelne Umstand sich zugetragen haben sollte. Am Abend, nachdem das Mädchen heimgekehrt war, kam der Bürgermeister des Dorfes und fragte es aus. Auch den Knaben verhörte er in einem besondern Zim-

mer; dann stellte er beide einander gegenüber und sagte mit strengem Tone zu ihnen: ihre Aussagen wären sicher Lügen, und wenn sie dabei blieben, würden sie Gottes Zorn auf sich herabziehen. Er ermahnte sie, den Betrug zu bekennen, und versprach ihnen, sie unter dieser Bedingung vor der verdienten Strafe zu schützen. Aber umsonst war seine Beredtsamkeit. Die Kinder antworteten ihm, sie müßten thun, was die „Dame" ihnen geboten; sie müßten das Geschehene bekannt machen. Darauf bot er ihnen, um sie zum Schweigen zu vermögen, bis zu fünfzig Franken als Geschenk, und endlich bedrohte er sie sogar mit Gefängniß und andern Strafen. Alle diese Versuche blieben völlig unwirksam. Ganz betreten, und wer weiß, ob nicht vielleicht halb überzeugt, kehrte der würdige Beamte nach Hause zurück. Am Abende brachte man den Knaben zu seinen Eltern zurück.

Von dieser Zeit an wurden das Städtchen Corps, wo der Knabe weilte, und das Dorf La Salette, wo Melanie blieb, die beiden Mittelpunkte, von welchen aus die wunderbare Geschichte sich in stets weitern Kreisen verbreitete. Manche Leute zwar schüttelten lachend den Kopf und plauderten von Pfaffentrug, Unwissenheit und Aberglauben; doch Andere zogen vor, selbst die Zeugen der Geschichte zu vernehmen und den Ort, wo die Erscheinung stattgefunden haben sollte, genau mit den Aussagen der Kinder zu vergleichen. Viele kamen ganz zufriedengestellt zurück und hielten sich von der Wahrheit der Sache überzeugt; von einem Betruge konnte Niemand etwas entdecken. Und wenn man auch denjenigen, die nun einmal nicht geneigt waren, der Geschichte Glauben zu schenken, eine Ueberzeugung nicht aufzwingen konnte, so mußten doch selbst die Ungläubigsten in Folge der vielen, mit gerichtlicher Strenge geleiteten Verhöre, welche die jungen, unwissenden Kinder zu bestehen hatten, staunend bekennen, daß an eine Unwahrheit von ihrer Seite nicht zu denken sei. Die Erfahrung lehrt, wie oft eine dem Anschein nach glaubwürdige Geschichte in Folge eines geschickten Kreuzverhöres in nichts zerfällt; in diesem Falle traf nun gerade das Gegentheil ein. Dennoch fanden sich Leute, welche stets auf's neue den

Kindern große Summen Geldes boten, wenn sie nur den Mund halten und nicht weiter von der Sache reden wollten. Die Kinder gaben jedoch stets dieselbe Antwort: die „Dame" habe sie beauftragt, alle Welt wissen zu lassen, was sie gesagt, und diesen Auftrag müßten sie ausrichten. Man darf sich jedoch auch nicht denken, die beiden Kinder hätten ihre täglichen Pflichten versäumt, wären schwatzend und aufgeregt umhergestreift, um so zu sagen wandernde Prediger vorzustellen. Dies war keineswegs der Fall. Sie blieben bei ihren gewohnten Beschäftigungen: das Mädchen nach wie vor als Hirtin zu La Salette und der Knabe bei seinen Eltern zu Corps. Solchen Personen, die sie dort aufsuchten, erzählten die Kinder willig ihre Geschichte, suchten ihre Zweifel zu widerlegen und zeigten ihnen auch wohl die Stellen an, wo sich die einzelnen Umstände zugetragen hatten.

Eine Thatsache trug mächtig dazu bei, den Worten der Kinder Glauben zu verschaffen: eine intermittirende Quelle an dem Orte, wo die „Dame" zuerst erschienen war, und von welcher zweifellos feststeht, daß sie am Tage der Erscheinung und schon seit längerer Zeit vorher trocken gewesen war, floß am folgenden Morgen reichlich und hat bis zur gegenwärtigen Stunde nicht aufgehört zu fließen. Vor der Erscheinung floß sie nur von Zeit zu Zeit nach einem heftigen Regengusse, oder wenn der Schnee auf den Gebirgen schmolz.

Wir wollen nunmehr sehen, wie die kirchlichen Behörden die Wundererzählung aufnahmen.

Mehrere Pfarrgeistliche der Umgegend fragten den Bischof von Grenoble schriftlich um Rath, was sie unter den obwaltenden Umständen thun sollten, und in Folge dessen richtete der Oberhirt am 9. October, drei Wochen nachdem man zuerst von der Sache gehört hatte, an seine Geistlichkeit folgendes Rundschreiben:

„Herr Pfarrer! Sie haben ohne Zweifel von den außerordentlichen Ereignissen gehört, welche sich in dem Kirchspiel La Salette bei Corps zugetragen haben sollen. Ich verweise Sie auf die Synodal-Statuten, welche ich meiner Diöcese im Jahre 1829 gab. Seite 94 werden Sie

Folgendes finden. »Wir untersagen bei Strafe der Suspension, die man sich ipso facto zuzieht, ein neues Wunder zu verkünden oder einen Bericht darüber drucken oder veröffentlichen zu lassen, so offenkundig dasselbe auch sein mag, ausgenommen mit Gutheißung des h. Stuhles oder unserer eigenen Genehmigung, und zwar nach genauer, strenger Untersuchung.« Da ich nun meine Erklärung über die Ereignisse, von denen ich oben sprach, noch nicht abgegeben habe, so gebieten Ihnen Pflicht und Vorsicht in dieser Hinsicht die möglichst größte Behutsamkeit und vor allem die Beobachtung eines unbedingten Stillschweigens auf der Kanzel. Bezüglich einer in Druck erschienenen lithographischen Darstellung des Schauplatzes jener Ereignisse, der einige Verse beigefügt sind, muß ich Ihnen bemerken, Herr Pfarrer, daß diese Veröffentlichung nicht nur keine Genehmigung von mir erhalten, sondern daß sie mir Verdruß verursacht und meine ausdrückliche und strenge Mißbilligung gefunden hat. Seien Sie daher behutsam; geben Sie durch weise Zurückhaltung in Ihrem Benehmen ein gutes Beispiel und empfehlen Sie Andern, ein Gleiches zu thun. Empfangen Sie, Herr Pfarrer, die Versicherung meiner aufrichtigen und liebevollen Hochachtung.

✝ Philibert, Bischof von Grenoble.

Auf Befehl: Chamard, Ehren-Canonicus und Secretair.“

Während der Bischof so seiner Geistlichkeit eine weise Vorsicht einschärfte, blieb er jedoch keineswegs ein gleichgültiger Zuschauer bei dem, was sich weiter zutrug. Bereits hatte er den Pfarrer von La Salette auf eine andere Pfarre versetzt und einen Priester aus der Ferne an dessen Stelle ernannt. Darauf gab er verschiedenen Geistlichen der Umgegend und seiner eigenen bischöflichen Stadt, besonders auch Allen, die nach La Salette reisten, den Auftrag, eine sorgfältige Untersuchung am Orte selbst anzustellen und ihm das Ergebniß ohne Verzug mitzutheilen. Mit großer Genauigkeit prüfte er nun die Masse der ihm demnächst zugesandten schriftlichen Mittheilungen und ernannte im Anfang December zwei Commissionen, welche für ihn aus diesen Documenten einen Bericht zusammenstellen und ihm rathen sollten, ob er eine Entscheidung über die fraglichen Ereignisse abgeben müsse oder nicht. Eine dieser Commissionen bestand aus dem Capitel der Kathedrale, die andere aus den Professoren des theologischen Seminars der Diöcese. Am 15. December überreichte man dem Bischofe diese beiden Berichte, welche in dem Rath,

den sie ertheilten, vollkommen übereinstimmend waren. Dieser Rath entsprach der außerordentlichen Vorsicht und Behutsamkeit, die wir in geistlichen Entscheidungen über derartige Angelegenheiten so allgemein antreffen, wenngleich die Protestanten durchgängig das Gegentheil behaupten wollen.

Sowohl die Domherren als die Professoren riethen dem Bischofe, sich jeder Entscheidung zu enthalten. Eine ungünstige, sagten sie, könne er nicht geben, da die ganze Sache sehr glaubwürdig und von der Art sei, daß sie dieselbe ohne Widerrede und ohne Weiteres selbst zu glauben bereit sein würden, wenn ein gewöhnliches und natürliches Ereigniß in Frage stände. Ueberdies habe dies Ereigniß nur heilsame Folgen gehabt; es habe den Eifer der Gläubigen angefacht und sie in der Beobachtung ihrer religiösen Pflichten pünktlicher gemacht; es habe da, wo es sich zugetragen, das Fluchen, die Entheiligung des Sonntags und sonstige Fehler gänzlich beseitigt. Der Bischof könne daher die Geschichte nicht wohl für falsch erklären und dem Glauben daran entgegentreten. Anderseits beruhe sie auf keiner andern Autorität, als auf der Aussage zweier Kinder, welche möglicher Weise entweder betrügen wollten oder betrogen seien, und da die angebliche Erscheinung nicht von den Kindern verlangt habe, daß sie den geistlichen Behörden eine Mittheilung machten, so bestehe für den Bischof keine Verpflichtung, überhaupt ein Gutachten darüber abzugeben. Denn es sei eine äußerst ernste Sache, in dieser Angelegenheit, wo Aller Augen auf ihn gerichtet wären, einen Ausspruch zu thun. Sie riethen ihm daher gänzlich zu schweigen und so denjenigen die Freiheit zu lassen, die Geschichte zu glauben, welche durch die Gründe, die dafür angeführt würden, zufriedengestellt wären, aber auch diejenigen nicht zu tadeln, welche sich weigerten oder Bedenken trugen, der Geschichte Glauben zu schenken. Wenn dieses Ereigniß von Gott komme und wenn Gott wolle, daß die geistlichen Behörden sich darein mischten, so würde Er Seinen Willen deutlicher und entschiedener offenbaren. Es werde dann noch immer Zeit sein, daß die Behörden ihr Schweigen brächen; für den Augenblick

sei keine Nothwendigkeit dazu vorhanden, und da ein Aufschub keine Gefahr bringe, sei es weiser, zu warten. Diesem Rathe wird jeder besonnene und richtig urtheilende Mensch beipflichten.

Dabei blieb es für einige Zeit; die geistlichen Behörden thaten in den nächsten sechs oder sieben Wochen keine amtlichen Schritte. Inzwischen verbreitete sich jedoch die Geschichte nach allen Seiten und fand vielfach Glauben. Laien, Priester, selbst Bischöfe kamen von weit her und prüften die Sache; manche veröffentlichten nach ihrer Rückkehr einen Bericht über ihre Wallfahrt. Alle diese Berichte sprachen sich zu Gunsten der Erscheinung aus. Zahlreiche Gerüchte tauchten auf von wunderbaren Heilungen, die an der Quelle selbst oder sonstwo an Personen gewirkt worden, welche unter Anrufung der Fürbitte Unserer Lieben Frau von La Salette von dem Wasser jener Quelle getrunken hatten. Pilger aus verschiedenen Theilen von Frankreich und Italien, sogar aus Spanien und Deutschland strömten herbei.

Es ward Ernst mit der Sache, und die französische Regierung, welche zu der Zeit keineswegs geneigt war, mit günstigen Augen auf irgend etwas zu blicken, das auch nur den Anschein von religiöser Ueberspanntheit oder Fanatismus haben mochte, wurde aufmerksam. Dieses Zusammenströmen des Volkes in einem verborgenen Winkel des Königreiches, diese geheimnißvollen Verkündigungen von Hungersnoth und Elend, die über das Land kommen sollten, was hatte das zu bedeuten? Konnte nicht ein politisches Geheimniß zu Grunde liegen? Hatte man vielleicht die Absicht, den Aberglauben des Volkes zu benutzen, um eine Verschwörung zu begünstigen, eine Störung des Friedens zu verursachen? Das mußte untersucht werden.

Demgemäß wurden die Kinder am 22. Mai 1847 auf obrigkeitlichen Befehl vor den Friedensrichter von Corps berufen. Vor ihm und seinem Gerichtsschreiber wurden sie zusammen und einzeln examinirt, nachdem die Magistratspersonen sie feierlich aufgefordert hatten, die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit auszusagen. Und ein jedes von ihnen wiederholte beinahe

Wort für Wort dieselbe Erzählung, wie wir sie schon kennen. Bei der Uebersendung des Protokolls über ihre Aussagen an den Generalprocurator, welche sofort am andern Tage stattfand, fügte der Friedensrichter ein besonderes Schreiben bei, in welchem er bemerkte, die Kinder hätten ihre Aussage fast wie eine Lection hergesagt; „doch," sagte er, „darüber kann man sich nicht wundern, denn sie haben sie so oft wiederholt und vor einer solchen Menge von Personen, daß diese Geläufigkeit ganz natürlich ist." Weiter fügte er hinzu, man könne die völlige Uebereinstimmung ihrer gegenwärtigen Erzählung mit der, welche sie zuerst ihren Dienstherren vorgetragen, als gewiß annehmen; der eine dieser Dienstherren, der die ganze Geschichte gleich an dem Tage, an dem er sie zuerst hörte, niedergeschrieben hätte — dies Manuscript existirt noch —, hätte ihm dies ausdrücklich versichert.

Zwei Monate später, am 19. Juli, ernannte der Bischof von Grenoble nochmals eine Commission, die er autorisirte, die strengste Untersuchung anzustellen, sowohl über die Geschichte des Ereignisses selbst als auch über die Glaubwürdigkeit der Wunder, welche in Zusammenhang mit demselben sich zugetragen haben sollten. Die Commission bestand aus sechszehn Geistlichen, welche in der Diöcese wegen ihrer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit im höchsten Ansehen standen, nämlich zwei General-Vicaren, acht Domherren, dem Vorsteher des Seminars und fünf Pfarrgeistlichen. Einige von ihnen unternahmen zehn Tage darauf eine Rundreise durch die benachbarten Diöcesen (Valence, Viviers, Avignon, Nimes, Montpellier, Marseille, Frejus, Digne und Gap), auf welcher sie den Faden der Untersuchung mit der größten Sorgfalt verfolgten. Nachdem sie zahllose mündliche und viele wohlbezeugte schriftliche Mittheilungen gesammelt hatten, wurden sie am 8. November 1847 zu der ersten regelmäßigen Sitzung einberufen. Der Bischof selbst führte den Vorsitz und eröffnete die Sitzung unter feierlicher Anrufung des h. Geistes und mit den üblichen Gebeten. Den Mitgliedern der Commission wurden für die Dauer der Berathungen bestimmte Andachts-

übungen vorgeschrieben und ein Plan entworfen, nach welchem die ganze Untersuchung geführt werden sollte. Dies füllte den ersten Tag aus. Am 15. November trat man auf's neue zusammen, um die ersten Zeugen, den Pfarrer von Corps und dann den Knaben Maximin, zu verhören. Am nächsten Tage nahm man das Mädchen vor und dann die Oberin einer religiösen Genossenschaft, in deren Schulen beide Kinder seit dem Ereignisse im Lesen und Schreiben und in der Religion — denn sie waren durchaus unwissend gewesen — Unterricht genossen hatten. Bei jedem dieser Verhöre strengten die Examinatoren ihren Scharfsinn auf's äußerste an, um Fragen zu erdenken, welche die Kinder in Verlegenheit setzen oder in Widersprüche verwickeln sollten. Einige von denen, welche auf der Richterbank saßen, wünschten keineswegs, die bischöfliche Sanction möge dieser wunderbaren Geschichte eine Bedeutung verleihen. Sie brachten daher Zweifel und Schwierigkeiten vor, deren Lösung ihnen unmöglich schien; dennoch waren ihre Bemühungen vergeblich. Am Ende des dritten Tages waren sie ihrem Ziele — die Aussagen dieser unwissenden, ungebildeten Bauernkinder zu entkräften — nicht im mindesten näher gekommen. Der Scharfsinn in einigen Antworten derselben (wir werden weiter unten Proben davon geben), die Einfalt anderer und die unerschrockene Freimüthigkeit aller ihrer Aeußerungen wiesen aus, daß sie es mit allen verfänglichen Einwendungen und schlauen Spitzfindigkeiten der geübtesten Logiker aufnehmen konnten.

In der fünften Sitzung, am 22. November, erörterte man, was zur Wahrscheinlichkeit und zur moralischen Gewißheit nöthig sei, welche Zahl der Zeugen genügen müsse, um ein Factum zu constatiren und dergleichen; zum Schlusse wurde ein Theil des Berichtes verlesen und festgestellt. Die beiden folgenden Sitzungen, am 29. November und 6. December, widmete man der Prüfung von Berichten über einzelne Wunder, welche aus verschiedenen Diöcesen eingesandt worden waren. In der ersten dieser Sitzungen nahm man zwei Thatsachen als Wunder an, welche nach den strengsten theologischen Regeln bewiesen waren;

in der andern wurde nur ein Wunder anerkannt. In der am 13. December gehaltenen achten und letzten Sitzung genehmigte man nach Erledigung einiger Einwendungen und Schwierigkeiten, die sich erhoben hatten, das Ganze des Berichtes. Dann erklärte der Bischof die Berathungen für geschlossen, dankte den Mitgliedern der Commission für ihre unverdrossene Aufmerksamkeit, und beurlaubte sie mit der Bemerkung, daß er sich das Recht vorbehalte, zu einer ihm passend scheinenden Zeit sein Gutachten über die verhandelte Sache feierlich auszusprechen.

Jeder vorurtheilsfreie Mann wird gewiß mit uns der Meinung sein, daß das nüchterne, offene und geschäftsmäßige Verfahren dieses Ausschusses hinter dem eines geistlichen Gerichtshofes der englischen Hochkirche oder dem eines Ausschusses des Hauses der Gemeinen oder dem irgend einer civilgerichtlichen Behörde in England nicht im mindesten zurücksteht.

Dem Berichte sollten die Documente (pièces justificatives), auf welchen einzelne Theile desselben beruhten, beigedruckt werden, und das Werk würde sofort erschienen sein, wäre nicht am 24. Februar die bekannte Revolution des Jahres 1848 ausgebrochen. Es war nicht zu erwarten, daß inmitten der Aufregung und Verwirrung, welche diesem Ereignisse folgte, und unter dem Drucke des Elendes und der Noth, welche einem so gänzlichen Zusammensturz des öffentlichen Credits und der plötzlichen Stokkung des Handels und der Industrie folgen mußte, der Bericht eines geistlichen Ausschusses die öffentliche Aufmerksamkeit fesseln könnte. Einige Monate später, Mitte Juli, ließ der Bischof jedoch den Bericht erscheinen, und in dem Publications-Schreiben, das er demselben voranschickte, spricht er seine Ueberzeugung aus, derselbe werde für alle Klassen der Gesellschaft nützlich zu lesen sein. „Denn," sagt er, „der Bericht wird dazu dienen, viele irrthümliche Meinungen im Publicum zu berichtigen. Der Fromme, der die Geschichte glaubt, wird aus diesem Berichte sehen, daß der Vorwurf, er sei voreilig oder dumm, ihn deshalb nicht treffen kann. Wer es für sicherer ansieht, sein Urtheil zurückzuhalten, wird über die vielen überzeugenden Beweise zu

Gunsten des Ereignisses ohne Zweifel staunen. Der endlich, der ohne weiteres das Ungewöhnliche und Uebernatürliche verwirft, wird daran erinnert werden, daß die Wahrheit zuweilen befremdlicher ist als Dichtung, und daß ein Ereigniß, dessen Ruf seit den letzten zwanzig Monaten über die ganze katholische Welt sich verbreitete und mehr als hunderttausend Pilger in Bewegung setzte, nicht verdient, ohne Prüfung verworfen zu werden." Die außerordentliche Mäßigung in der Sprache des ehrwürdigen Bischofs muß selbst einen vorurtheilsvollen Leser mit Erstaunen, wenn nicht mit Bewunderung erfüllen.

Die Erzählung der beiden Kinder hatte nun beinahe zwei Jahre hindurch die Probe der öffentlichen Kritik bestanden. Sowohl die Staatsbehörden als die geistliche Autorität und viele Hunderte von Privatpersonen geistlichen und weltlichen Standes, die der verschiedensten Ansicht über die Sache waren, hatten die Kinder immer wieder verhört und sie dennoch nie auf einem Widerspruch oder einer Inconsequenz ertappt. Um ihnen ihr angebliches Geheimniß zu entlocken oder abzuzwingen, hatte man sie jeder Art von Behandlung unterworfen, welche die entschlossenste Strenge und der geübteste Scharfsinn nur ersinnen konnten. Doch nicht ein Laut war ihnen entschlüpft, der auch nur hätte ahnen lassen, was für ein Geheimniß sie bewahrten. Hunderttausenden hatten diese Kinder Theilnahme eingeflößt, die Besten und Weisesten hatten ihre persönliche Bekanntschaft gesucht, und dennoch hatten sie sich dieses nicht zu Nutze gemacht, um ihre Familie zu bereichern, und selbst die ihnen ganz besonders eigene Demuth und Bescheidenheit schien dadurch nicht gelitten zu haben.

Von Nord und Süd, von Ost und West waren die Pilger herbeigeströmt und hatten Wasser von La Salette als köstlichen Schatz mitgenommen; von allen Seiten waren Nachrichten, deren Zuverlässigkeit nicht zu bezweifeln war, in Menge eingelaufen, welche berichteten, daß viele wunderbare Heilungen in Folge dessen geschehen, daß zeitliche und geistliche Gnaden aus Veranlassung jener neuen Erscheinung der Gottesmutter gewährt worden seien. Von

weit her kommende, durch Gelehrsamkeit und Umsicht gleich ausgezeichnete Männer, die sich durch eine umständliche Untersuchung am Orte selbst Ueberzeugung verschafft hatten, waren ebenfalls mit den Worten von dort zurückgekehrt: „Hier muß Gottes Finger sein." [1]) Kurz, die Stimme Gottes sowohl wie die der Menschen hatte gleichsam sichtbar der ganzen Erzählung das Siegel der Wahrheit aufgedrückt, und dennoch ging der Bischof nicht weiter, als daß er die Bekanntmachung des Berichtes genehmigte. Eine positive Entscheidung abzugeben, enthält er sich noch, und läßt lieber seinen Diöcesanen die Freiheit, die Ereignisse selbst zu erwägen und sie nach Gefallen zu leugnen und lächerlich zu machen. Wie war es nur möglich, diese Vorsicht und Mäßigung als grobe Leichtgläubigkeit und gemeinen Aberglauben zu brandmarken?

Ueberall wurde der amtliche Bericht mit Eifer gelesen; in wenigen Monaten waren einige tausend Exemplare verkauft. Mehrere Bischöfe versicherten brieflich dem Herausgeber des Berichtes oder dem Bischofe selbst, sie hätten den Bericht mit Befriedigung gelesen und seien von der Wahrheit völlig überzeugt. Das Publicum drückte immer lebhafter seine Meinung in gleichem Sinne aus; der Zudrang von Pilgern mehrte sich fortwährend und stockte nur während der Wintermonate. Gegen Ende December des Jahres 1849 gab der Bischof seine Genehmigung zu der Herausgabe eines Anhanges zu dem amtlichen Berichte. Derselbe enthielt hauptsächlich Thatsachen und Beweisstücke zur Bestätigung neuer Wunder, welche in verschiedenen Diöcesen Frankreichs an Personen gewirkt worden waren, die das Wasser von La Salette unter Anrufung der Fürbitte der allerseligsten Jungfrau getrunken hatten. Bei der Herausgabe dieser Beweisstücke drückte der Bischof seine Ueberzeugung aus, sie würden viel dazu beitragen, die Zweifel und

[1]) Vergl. das am 11. Juni 1848 verfaßte und im: »Ami de la Religion« am 1. April 1849 veröffentlichte Schreiben des Bischofs Dupanloup.

Vorurtheile, die Einige noch gegen die Wahrheit der Erscheinung hegten, zu beseitigen, die Gleichgültigen zum Nachdenken zu bringen und die Frommen in ihrem Glauben daran zu bestärken. Sein formelles Urtheil gab er jedoch noch nicht ab; auf den Glauben Anderer einzuwirken, versuchte er nicht.

Ein Punkt bleibt noch zu erwähnen übrig, der zu Zweifel und Argwohn hätte Anlaß geben können. Man machte folgenden Einwand: „Nichts ist den Kindern leichter, als zu sagen, ein wichtiges Geheimniß sei ihnen anvertraut. So lange sie sich weigern, einem lebenden Menschen mitzutheilen, was für ein Geheimniß es ist, muß man mit Recht bezweifeln, ob sie überhaupt ein Geheimniß besitzen. Ohne Beweise kann man dies nicht glauben." Unsere Leser werden diesen Einwurf würdigen lernen, wenn sie weiter unten erfahren, durch welche Versuchungen man die Kinder auf die Probe stellte, und bedenken, wie leicht es denselben gewesen wäre, ein Geheimniß zu erdenken, wenn sie Betrüger waren, wie jene Zweifler meinten. Der Bischof von Grenoble jedoch gab sich in seiner treuen Fürsorge für das Wohl auch der geringsten Glieder seiner Heerde nicht zufrieden, bis auch dieser Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt war.

Der bejahrte Kirchenfürst ließ im Juli 1851 die Kinder zu sich holen und setzte ihnen auseinander, daß alle in der Kirche sich zutragenden Gesichte, Offenbarungen und übernatürlichen Ereignisse, welcher Art sie auch seien, dem Papste ganz ausführlich vorgelegt werden müßten. Dem h. Vater komme es zu, als Haupt der Kirche und Stellvertreter Jesu Christi auf Erden, in diesen Sachen ein Urtheil zu fällen. Er, der Bischof verlange daher von ihnen, sie sollten aus Gehorsam gegen sein Ansehen das Geheimniß, welches die h. Jungfrau ihnen anvertraut haben sollte, zu Papier bringen; er wolle dann die Verantwortung übernehmen, die Schreiben durch zuverlässige Boten nach Rom zu senden. Sobald des Bischofs Gründe die Kinder überzeugt hatten, es sei ihre Pflicht, ihm hierin zu gehorsamen, setzten sie sich an zwei Tische, und ein jedes schrieb einen

besondern Brief, und zwar ohne das geringste Bedenken, gerade als ob es von einem vor ihm liegenden Original eine Abschrift gemacht hätte. Dann unterschrieb und versiegelte jedes seinen Brief, und der Bischof betraute den General-Vicar seiner Diöcese und einen andern Priester damit, die Schreiben nach Rom zu bringen.

Am 18. desselben Monats legten die beiden genannten Personen diese werthvollen Schriftstücke in die Hände des h. Vaters. Seine Heiligkeit las dieselben sogleich in Gegenwart der Ueberbringer; von dem Inhalte theilte er ihnen jedoch nichts mit. Darauf sagte der h. Vater, er müsse die Briefe nochmals mit Muße lesen, und fuhr fort: „Das sind Geißeln für Frankreich; aber Deutschland und Italien und viele andere Länder verdienten dasselbe.“ Dem Abbé Rousselot, dem einen der Ueberbringer, versicherte er dann noch, daß der Promotor fidei seine Schriften (den schon erwähnten Bericht und dessen Anhang) geprüft und gutgeheißen habe.

So war der letzte Grund der Zweifelsüchtigen zu Boden gefallen. Das Geheimniß, welches diesen armen, unwissenden Kindern nach ihrer Versicherung anvertraut war, und welches sie fünf Jahre lang so sorgfältig und glücklich gegen die hartnäckigen Bemühungen von tausend neugierigen Ausfragern bewahrt hatten, war nicht eine Erdichtung, sondern so sehr eine Wirklichkeit, daß es die ganze Aufmerksamkeit des h. Vaters in Anspruch genommen hatte.

Demzufolge gab der Bischof endlich am 19. September 1851, am fünften Jahrestage der Erscheinung, nach mehrjähriger sorgfältiger Untersuchung der Sache eine förmliche positive Entscheidung; er erklärte in einem Hirtenbriefe[1]), die Erscheinung sei eine zuverlässige und unbestreitbare Thatsache. Das Schreiben beginnt damit, das lange Abwarten zu erklären, welches, wie der Bischof sagt, nicht in Gleichgültigkeit

[1]) Man findet das Original auf Seite 29 in dem „Handbuch des Pilgers zu U. L. Frau von La Salette“, von Abbé Rousselot, Grenoble bei Baratier, 1852.

seinen Grund habe, oder darin, daß er „langsamen Herzens zu glauben“ gewesen sei, sondern einzig in der einem Bischofe geziemenden Umsicht und Behutsamkeit. Er habe einerseits erkannt, daß jede eilige Entscheidung in einer solchen Sache sowohl schwachen Katholiken wie auch offenen Ungläubigen Anstoß geben, und anderseits, daß kein wesentlicher Schaden aus einem vorsichtigen Aufschub entspringen könne, da die Religion Jesu Christi dieser besondern Thatsache nicht bedürfe, um die Wahrheit tausend anderer himmlischen Erscheinungen vergangener Zeiten, deren die hh. Schriften Erwähnung thäten, zu bestätigen. Obgleich daher seine eigene Ueberzeugung von der Wahrheit der Erzählung der Kinder schon am Schlusse der Untersuchungen, welche im November und December des Jahres 1847 in seinem Beisein stattgefunden, vollständig gebildet gewesen, habe er doch Andersdenkende nicht nöthigen wollen, sie anzunehmen. Er habe seitdem sein Flehen zu dem h. Geiste verdoppelt, daß er ihn leite; gewissenhaft habe er sich von allen Regeln unterrichtet und alle befolgt, deren Beobachtung die Theologen für derartige Fälle als nothwendig aufgestellt hätten; auch sei er bereit, seine Meinung zu unterwerfen und zu berichtigen, wenn der Stuhl Petri, von dem alle Kirchen abhängig wären, im entgegengesetzten Sinne sich erklären würde. Dann fährt der fromme Prälat fort:

„In Erwägung, daß es uns erstens nicht möglich ist, das Ereigniß von La Salette für etwas anderes als für ein unmittelbares Einschreiten des allmächtigen Gottes zu erklären, mögen wir es für sich allein, in seinen nähern Umständen oder auch in seinem wesentlich religiösen Zwecke betrachten; — in Erwägung, zweitens, daß in den erstaunenswürdigen Folgen dieses Ereignisses Gott selbst durch Wunderwirkungen Zeugniß gegeben hat, ein Zeugniß, das über das Zeugniß wie über die Einwendungen der Menschen weit erhaben ist; — in Erwägung, drittens, daß diese oben erwähnten Gründe, jeder einzeln genommen und noch weit mehr beide zusammen, jedes Bedenken beseitigen, welches die erhobenen Einwendungen und Schwierigkeiten beim ersten Anblick zu erregen scheinen; — in Erwägung endlich, daß durch Folgsamkeit und Unterwürfigkeit gegen die Mahnungen des Himmels wir vielleicht noch vor jenen uns drohenden neuen Geißeln bewahrt bleiben mögen, während im Gegentheil ein längerer Widerstand uns anderweitigen, unheilbaren Uebeln aussetzen mag, —

auf ausdrückliches Verlangen aller Mitglieder unseres ehrwürdigen Capitels und eines großen Theiles unserer Diöcesangeistlichkeit, und um den gerechten Erwartungen so vieler Frommen unseres eigenen Landes und anderer Völker zu entsprechen, welche uns sonst endlich den Vorwurf machen könnten, die Wahrheit verborgen und zurückgehalten zu haben, — und nachdem wir von neuem den h. Geist und den Beistand der seligsten Jungfrau angerufen haben — entscheiden wir wie folgt: daß, wie schon erwähnt wurde, die Erscheinung von La Salette eine wahre und gewisse Thatsache ist, gegen welche keiner der Geistlichen der Diöcese von nun an Widerspruch erheben oder sie öffentlich in Frage stellen darf; daß auf den Kanzeln darüber gepredigt und dieselbe besprochen werden darf; daß jedoch weder Gebete noch Gesänge, noch sich darauf beziehende Andachtsbücher ohne die bischöfliche schriftliche Genehmigung gedruckt werden dürfen; und daß endlich an der Stelle, wo die Erscheinung stattfand, sofort eine Kirche und eine Herberge für Pilger zu bauen unternommen werden soll, wozu die Gläubigen um Almosen anzusprechen sind."

Am ersten Mai des nächsten Jahres folgte diesem Hirtenbriefe ein anderer, aus dem wir ebenfalls einen Auszug geben. Im Eingange hebt der Bischof hervor, welches großen Vorzugs er sich erfreue, indem er zum Werkzeug ausersehen sei, die Wahrheit einer Erscheinung der seligsten Jungfrau zu verkündigen, und wie er verpflichtet sei, wenn er sich nicht eines tadelnswürdigen Widerstandes gegen die Stimme Gottes schuldig machen wolle, auf das einstimmige Verlangen der Gläubigen davon Gebrauch zu machen. Dann fährt er fort:

„Unser Erlaß vom 19. September ist mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen worden; denn die öffentliche Meinung war thatsächlich unserer Entscheidung zuvorgekommen, und die feierliche Erklärung, welche wir erließen, gab nur jene noch fehlende Sanction, die sie zur unumstößlichen und vollendeten Gewißheit erhob. Zahlreiche Glückwünsche und Beifallsbezeugungen sind uns wegen unserer Entscheidung zugekommen; von mehrern Kirchenfürsten und vielen unserer ehrwürdigen Collegen sind uns Gaben mit dem Versprechen fernern Beistandes gesandt worden . . . . Es konnte nicht anders sein, theuere Brüder; denn nicht ohne Absicht ließ die Mutter der Barmherzigkeit sich herab, die Kinder der Menschen aufzusuchen . . . . . Vom Himmel kommende Worte müssen sich nothwendig weit verbreiten, und alle Nationen müssen sie hören. Sehet zurück auf den Ursprung dieses wichtigen Ereignisses; betrachtet seinen unscheinbaren Anfang und wie dann die Kunde davon sich so rasch verbreitete, erst über Frankreich und ganz Europa, dann nach allen Weltgegenden hin,

bis sie schließlich in der Hauptstadt der Christenheit ankam. Gott allein sei Ehre und Ruhm! Wir sind nur ein schwaches Werkzeug Seines anbetungswürdigen Willens gewesen. Der erhabenen Jungfrau von La Salette muß dieser staunenswerthe und höchst unerwartete Erfolg zugeschrieben werden; sie allein hat alle Dinge so gefügt, wie sie nothwendig waren, um ihn herbeizuführen — sie allein hat über alle Hindernisse triumphirt, alle Einwendungen gehoben, alle Schwierigkeiten beseitigt — sie allein hat vorbereitet, was sich bis jetzt zugetragen — sie allein wird ihrem eigenen Werke schließlich die Krone aufsetzen."

Dann werden die Verfügungen mitgetheilt, die er für die Grundsteinlegung und für die Einweihung der neuen Kirche getroffen hat, so wie für die Stiftung einer Genossenschaft von „Missionspriestern Unserer Lieben Frau von La Salette", welche auf dem Berge wohnen sollten, so lange er von Wallfahrern besucht werden könne und in den Wintermonaten Missionen und Exercitien in den verschiedenen Theilen der Diöcese zu halten bestimmt seien.

Die Grundsteinlegung war festgesetzt auf den 25. desselben Monats: es war der Marienmonat. Bei der Feierlichkeit assistirte dem Bischofe sein College, der Bischof von Valence. Mehr als 3000 Personen empfingen die h. Communion in den verschiedenen Messen, welche bei diesem Anlaß oben auf dem Berge gelesen wurden, und 15000 Pilger waren bei dem Hochamt, der Predigt und dem Segen zugegen.

Die Wallfahrt von La Salette, als deren erster schwacher Anfang der Tag nach der ersten Verkündigung der Erscheinung angenommen werden kann, welche aber so reißend zunahm, daß nicht weniger als 60,000 Pilger bei der ersten Jahresfeier zugegen waren, war nun fest gegründet. Seitdem hat ihr Ruhm sich mehr und mehr befestigt. Zwischen dreißig und vierzig tausend Pilger wallfahrten jährlich zu dem Heiligthum, und unter ihnen sind mehr als 700 Priester, welche sich dahin begeben, um das h. Opfer an einem so bevorzugten Orte darzubringen. Mehr als 300 Kapellen und Kirchen und eine zahllose Menge von Altären sind jetzt Unserer Lieben Frau von La Salette geweiht; 330 Bruderschaften haben sich der auf dem Berge ge-

gründeten Erzbruderschaft zugesellt, und die Annalen des Gnadenortes, welche von den Missionspriestern monatlich herausgegeben werden, finden sechs bis sieben tausend Subscribenten in allen Theilen der Erde.

La Salette hat unter den berühmtesten Gnadenorten Unserer Lieben Frau seinen Platz eingenommen, und bis an's Ende der Welt werden Maria's fromme Verehrer zahlreich dahin wallfahrten. Andere Gnadenorte sind ehrwürdig durch eine fünfzehn- oder sechszehnhundertjährige Ueberlieferung; doch kaum kann es einen Ort geben, dessen Ansprüche auf unsere Verehrung jede gründliche Prüfung genügender zu bestehen vermöchte, als La Salette. Wir sind vom ersten Anfange an seiner Entwickelung gefolgt, von dem bischöflichen Schreiben vom 8. October 1846, welches der Geistlichkeit ein absolutes Stillschweigen auf der Kanzel über diese Sache anempfahl, bis zu dem zweiten Hirtenschreiben vom 19. September 1851, welches nicht nur gestattet, daß darüber gepredigt werde, sondern auch der Geistlichkeit bestimmt verbietet, ihre Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen. Wir dürfen demnach behaupten, daß nicht bloß weder Nachlässigkeit noch Uebereilung von Seiten der betheiligten geistlichen Behörden stattgefunden hat, sondern daß im Gegentheil mit der äußersten Ueberlegung und Vorsicht dabei zu Werke gegangen worden ist, sowie, daß man keineswegs irgend welche Zweifel und Einwürfe niederzuhalten versuchte, es vielmehr der Erfahrung von fünf Jahren überließ, die Richtigkeit aller Einsprüche offenbar zu machen.

Nun bleibt noch die Frage übrig, ob die Beweisgründe, denen der Bischof und der von ihm ernannte Ausschuß am Ende sich anschlossen, der Art waren, daß jeder vernünftige Mensch denselben beipflichten muß, oder ob man annehmen kann, daß sie sich durch die glaubwürdig klingende Erzählung der Kinder und die Leichtgläubigkeit ihrer Umgebung zu leicht bestimmen ließen. Wir müssen also prüfen, was für Gründe sie hatten, an die Echtheit der vorgeblichen Erscheinung zu glauben, und besonders in wie fern die Lage der Beweisführung, die im Jahre

1851 als günstig genug befunden wurde, von der Sachlage im Jahre 1846 sich unterschied.

Zuerst wollen wir denn nochmals darauf zurückkommen, wer die Personen waren, deren Bericht vom Abende des 19. September 1846 den Ausgangspunkt der ganzen Geschichte bildet.

Die beiden Kinder waren von Eltern geboren, welche der ärmsten Klasse angehörten; sie lebten in einer Gegend, deren Einwohner wegen ihrer Nachlässigkeit in Erfüllung der religiösen Pflichten in übelm Rufe standen. Sie waren demzufolge in der größten Unwissenheit über zeitliche sowohl als geistliche Dinge aufgewachsen.

Das Mädchen, Melanie, stand im fünfzehnten Jahre; da sie jedoch seit dem neunten oder zehnten beständig in Dienst gewesen war, und ihre Dienstherren sie an Sonn- und Festtagen fast eben so unausgesetzt als an Wochentagen zur Arbeit angehalten hatten, so war ihre Kenntniß der christlichen Lehre nur höchst unvollkommen. Melanie konnte nicht zwei Zeilen aus ihrem Katechismus hersagen und war daher nicht mit den übrigen Kindern ihres Alters zur ersten Communion zugelassen worden. Sie war von Natur schüchtern, unachtsam, träge und ungehorsam. Ihr Gedächtniß und ihre geistigen Fähigkeiten waren so schwach, daß, nachdem man sie ein ganzes Jahr hindurch (nach der Erscheinung) zwei Mal täglich die Acte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe hatte hersagen lassen, sie dieselben nicht mit Sicherheit allein beten konnte, — was doch Kinder in unsern Armenschulen mit sechs oder sieben Jahren, und selbst früher, mit der größten Leichtigkeit thun. Darauf war Melanie sechs Jahre bei den Schwestern der Vorsehung, und die Erziehung, welche sie dort erhielt, bildete ihre geistigen Fähigkeiten allerdings beträchtlich aus; doch sagte uns der Kaplan des Klosters, in welchem wir sie als Novize im Jahre 1852 sahen, sie ständen noch immer unter der Mittelmäßigkeit.

Bei der Unterhaltung, welche wir selbst mit Melanie hatten, fiel uns dies jedoch nicht auf; denn wir redeten von nichts als von der Geschichte der Erscheinung. Ueber dieses Thema

aber — wie wir sogleich zu bemerken Gelegenheit haben werden — entfalteten beide Kinder stets einen, ihre natürlichen Geisteskräfte weit übersteigenden Grad von Scharfsinn und Talent. Die auffallende Einfachheit und Bescheidenheit, welche Melanie in ihrem Benehmen zeigte, hatte etwas sehr Gewinnendes, und die Bereitwilligkeit und Geradheit, womit sie ihre Antworten gab, schienen uns gänzlich unvereinbar mit jedem Gedanken an List und Betrug. Der Bischof von Birmingham, der zwei Jahre darauf Schwester Melanie in demselben Kloster sah, sagt von ihr[1]): „Ihr Benehmen ist ausnehmend bescheiden und gesammelt, und ihre Manieren sind einfach, wie es einer Klosterfrau ansteht.... Ich stellte eine Reihe von Fragen an sie, welche sie mit Ruhe, doch nicht ohne Geläufigkeit beantwortete.“ Sie blieb nicht bei den Schwestern der Vorsehung, sondern trat in den weit strengern Orden der Carmeliterinnen. „Sie befindet sich gegenwärtig,“ schreibt einer der Missionspriester von La Salette in einem an uns gerichteten Briefe vom 25. September 1867, „in Castellamare bei Neapel, wohin sie in diesem Jahre gegangen ist, um bei der Stiftung eines neuen Klosters zu helfen, dessen Mutterhaus in Marseille ist“.

Den Knaben Maximin sahen wir nie; doch der ehrwürdige Bischof, den wir eben erwähnten, schreibt von ihm: „Sein ganzes Auftreten ist offen und nimmt günstig für ihn ein. Seine Manieren sind frei und leicht, aber noch bäuerisch. Er antwortet geläufig, wenn man ihn fragt; aber seine Hände sind dabei immerfort mit seinen Knieen beschäftigt. Seine Stimme hat etwas Schleppendes, das eine gewisse Unabhängigkeit des Charakters anzuzeigen scheint, und sein ganzes Wesen zeigt keine Spur von Menschenfurcht. Alle Berichte stimmen darin überein, daß er nur sehr dürftige Fortschritte im Lernen gemacht hat; denn er begreift langsam, ist unbesonnen und flatterhaft“. Der Pächter, dessen Kühe er zur Zeit der Erscheinung hütete,

[1]) In seinem Werke: „Der h. Berg von La Salette, eine Pilgerfahrt im Jahre 1854.“

beschrieb ihn vor der Untersuchungscommission als „einen unschuldigen, gutmüthigen, sorglosen Knaben“. Sein Vater bezeugte, er habe drei bis vier Jahre gebraucht, um ihn, und zwar mit Mühe, das Vater Unser und das Ave Maria zu lehren. Als Maximin im elften Jahre in die Schule der Schwestern der Vorsehung aufgenommen ward, lernte er in einem Jahre nicht ein Mal bei der Messe gut zu dienen, obgleich man ihn fast täglich darin unterwies. Seine Trägheit und seine Lust am Spielen, mehr als der Mangel an natürlichen Geistesgaben, hinderten ihn Fortschritte im Lernen zu machen. Bald jedoch, nachdem er zu lernen angefangen hatte, äußerte er den Wunsch, geistlich zu werden, und man gewährte ihm die Mittel dazu, so weit als Menschen dies können, das heißt, man suchte ihm die dazu nöthigen Kenntnisse beizubringen. Er kam in's Seminar zu Grenoble; aber nach einiger Zeit mußte er wieder austreten, da man ihn für unfähig hielt, seinen Geist anhaltend anzustrengen. Zehn Jahre später treffen wir ihn in einer Stellung, wo er der Kirche in einer Weise dient, die seinen Fähigkeiten besser entspricht: als päpstlicher Zuave.

Dieses nun sind die beiden Kinder, welche am Abend des 19. September 1846 vom Gebirge herabkamen und die wunderbare Geschichte erzählten, die wir mitgetheilt haben. Wir meinen, es bedürfe keiner weitern Auseinandersetzung, um zu beweisen, daß sie wenigstens gänzlich unfähig waren, eine solche Geschichte zu erfinden. Wäre die Botschaft, welche sie erhalten zu haben behaupteten, mit dem Auftrag, sie dem Volke mitzutheilen, kurz und einfach gewesen, — hätte sie aus einem einzigen Satze bestanden oder hätte sie sich beschränkt auf eine bloße allgemeine Mahnung zu größerer Strenge und Heiligkeit des Lebens und auf eine allgemeine Ankündigung der Uebel, die über das Volk kommen würden, wenn es nicht Buße thäte, — so wäre der Fall ein anderer gewesen. Es wäre dann immer noch schwer gefallen, einen genügenden Beweggrund zu entdecken, der die Kinder zum Ersinnen einer solchen Erzählung hätte veranlassen können; aber die Annahme einer Täuschung wäre unter diesen Um-

ständen doch nicht geradezu widersinnig gewesen. Wie aber die Botschaft wirklich ist, bei ihrer Länge, bei der Umständlichkeit der Ankündigungen, der Kühnheit und Genauigkeit der Prophezeiungen, die sie enthält, und bei der Eigenthümlichkeit der Sprache, in der sie ausgedrückt ist, erscheint die Meinung, zwei ungelehrige Bauernkinder seien die Urheber derselben, durchaus ungereimt.

Wenn nun aber die Geschichte nicht wahr wäre, und doch die Kinder sie nicht erfunden hätten, so müßten sie entweder die Werkzeuge und Helfershelfer des Erfinders gewesen, oder zur Zeit von einer ungewöhnlichen Augen- oder Geistesverblendung befallen worden sein. Es darf sicherlich dem gesunden Verstande unserer Leser überlassen bleiben, diese letzte Meinung zu würdigen. Dasselbe kann auch von der Idee gesagt werden, welche die Zeitung ‚The Times‘ laut werden ließ,[1]) nämlich die Erscheinung sei eine „zurechtgemachte“. Wäre die Aufführung dieses Blendwerks in ein dichtes Gehölz und in „die Zauberstunde der Nacht“ verlegt worden, so könnte man anders darüber denken; aber eine „zurechtgemachte Erscheinung“ um die Mittagsstunde, als auch nicht ein Wölkchen am Himmel zu sehen war, und oben auf dem kahlen Felsen, auf dem man weder Baum noch Strauch antrifft — das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Es bleibt daher nur zu untersuchen, ob die Kinder nicht die wissentlichen Mitschuldigen eines noch unentdeckten Dritten gewesen sein können.

Wir haben schon erwähnt, daß die beiden Kinder bis auf den Tag unmittelbar vor der angeblichen Erscheinung einander fremd waren. Der Knabe war im Ganzen erst seit fünf Tagen im Dorfe, und da der Ort und die Beschäftigung ihm neu waren, so hatte sein Dienstherr ihn alle Tage begleitet und in seiner Nähe gearbeitet, damit er stets ein Auge auf ihn haben könne. Dieser Mann nun bezeugte, daß die beiden Kinder im Verlauf der ganzen Woche bis zum Freitag nicht zusammenge-

[1]) ‚Times‘ vom 7. September und 2. October 1852.

kommen wären. Am Sonntage darauf wurden sie auf's neue getrennt. Der Knabe kehrte nach Corps zurück; das Mädchen blieb in La Salette. Bis zu der darauf folgenden Weihnachtszeit trafen sie nicht anders zusammen, als wenn hin und wieder einer der zahlreichen Fremden, die nach La Salette kamen, sie auszufragen wünschte. Um Weihnachten nahmen die Klosterfrauen zu Corps das Mädchen in ihre Armenschule auf, und der Knabe besuchte dieselbe als Tagesschüler. Oft kamen Fremde, um die Kinder einzeln oder zusammen zu befragen; zuweilen nahmen sie den Knaben auf einen Tag oder zwei mit sich fort, um die Stätte auf dem Gebirge sich genau bezeichnen zu lassen. Doch niemals hat man bei diesen Veranlassungen bemerkt, daß die beiden Kinder das geringste Verlangen gezeigt hätten, nachher zusammenzukommen, um über die an sie gerichteten Fragen und die darauf gegebenen Antworten etwa zu „berathschlagen". Im Gegentheil war es allgemein bekannt, daß sie sich nie gegenseitig aufsuchten; eines war dem andern vollkommen gleichgültig. Nie lag ihnen etwas daran, zu erfahren, wie oder von wem das andere verhört ward, und nie unterhielten sie sich mit ihren Mitschülern darüber. Wie sie stets bereit waren, Jedem Rede zu stehen, der sie über den Vorfall zu befragen wünschte, so waren sie auch mit ihren Antworten auf die ihnen vorgelegten Fragen stets pünktlich bei der Hand. Nie redeten sie jedoch unnöthiger Weise mit ihren Gefährten darüber oder theilten sich einander nachher den Ausgang des Verhörs mit. Auch schienen sie niemals irgendwie ängstlich oder gedrückt, als hätten sie das Bewußtsein eines großen Geheimnisses, in welchem sie eine Rolle spielten. Die ganze Sache schien sie nur obenhin und nicht näher zu berühren, wie jedes andere Ereigniß aus ihrem frühern Leben. Offenherzig und ohne Verlegenheit zu zeigen, haben sie mehrere Jahre hindurch die Verhöre von tausend neugierigen und gewandten Ausfragern, von Priestern und Bischöfen, Advocaten, Magistratspersonen und Richtern bestanden, und dennoch wurden sie nie auf einer Unwahrheit oder einem Widerspruche in ihren Aussagen betroffen.

Mit der Meinung, die Kinder hätten an einem Betruge Theil genommen, läßt sich auch die bewundernswürdige Treue, mit welcher sie das ihnen anvertraute Geheimniß bewahrten, unmöglich vereinigen. Es fehlt uns an Raum, alle die verschiedenen Versuche aufzuzählen, die gemacht wurden, um ihnen, wenn nicht das Geheimniß selbst, welches ihnen zu verrathen verboten war, so doch wenigstens einige Nebenumstände desselben zu entlocken, auf welche das Verbot sich nicht erstrecken konnte. So z. B. fragte man sie, ob das Geheimniß eine öffentliche oder eine Privatangelegenheit betreffe, ob es eine gute, oder eine schlimme Nachricht sei, ob dereinst eine Zeit kommen werde, wo es enthüllt würde, und dergleichen mehr. Wir wollen nur ein einziges Beispiel anführen, das wir einem Berichte des berühmten Bischofs von Orleans, Msgr. Dupanloup, entnehmen. In einem Briefe, den der Bischof an einen seiner nähern Freunde unter dem 11. Juli 1848 schrieb, sagt er:

„Ich kann nicht umhin, in der Treue, mit der die Kinder ihr Geheimniß bewahrten, ein gewichtiges Zeugniß für deren Wahrhaftigkeit zu erkennen. Jedes hat seit den letzten zwei Jahren stets behauptet, im Besitze eines gewissen Geheimnisses zu sein; doch keines gibt vor, das Geheimniß des andern zu kennen. Ihre Eltern, ihre Herrschaften, der Ortspfarrer, ihre Gespielen und Tausende von Pilgern haben sie darüber befragt. Man hat sich die unglaublichste Mühe gegeben, ihnen einige Mittheilungen darüber zu entlocken; doch weder Liebkosungen noch Geld, weder Versprechungen noch Drohungen, weder weltliche noch geistliche Behörden haben vermocht, in dieser Hinsicht den geringsten Eindruck auf sie zu machen, so daß noch am heutigen Tage, nachdem man zwei Jahre lang unausgesetzt sich Mühe gegeben, nichts, durchaus nichts davon bekannt ist. Ich selbst habe mich auf's eifrigste bestrebt, hinter das Geheimniß zu kommen; einige zufällige Umstände waren mir behülflich, meine Versuche weiter zu treiben, als es vielleicht irgend Jemanden gelang. Einen Augenblick glaubte ich wirklich, es würde mir glücken; aber ich muß pflichtgemäß bekennen, daß alle meine Mühe vollkommen vergeblich war. In dem Augenblicke, als ich dachte, ich hätte mein Ziel erreicht und würde Aufschluß bekommen, verschwand jede Hoffnung. Alles, was ich erlangt zu haben meinte, entschwand urplötzlich, und eine einzige Antwort des Kindes warf mich in meine ganze vorige Ungewißheit zurück."

Darauf erzählt der Bischof die verschiedenen Versuche, die

er anstellte, um des Knaben Standhaftigkeit zu besiegen. Zufällig hatte er eine kleine Reisetasche bei sich, welche durch eine verborgene Feder, ohne Schloß oder Schlüssel sich öffnete. Des Knaben Neugierde ward in hohem Grade erregt, als er diese Tasche auf eine so geheimnißvolle Weise öffnen und schließen sah. Er untersuchte sie nach allen Seiten, und da er die Feder nicht finden konnte, bat er Msgr. Dupanloup, ihm das Geheimniß zu zeigen. Der Prälat erklärte sich dazu bereit unter der Bedingung, daß er ihm gleichfalls sein Geheimniß mittheile. Vergeblich berief der Knabe sich auf die große Verschiedenheit der beiden Geheimnisse; er hob hervor, wie auf der einen Seite ein Verbot gegeben sei, auf der andern nicht. Der Bischof — oder eigentlich Professor, denn er war noch nicht auf den Bischofssitz von Orleans erhoben — wollte von keiner andern Bedingung hören. Zehn Mal am Tage wiederholte der Knabe seine Bitte und erhielt immer denselben Bescheid. Der Professor that alles Mögliche, um die lebhafte Neugierde des Kindes mehr und mehr zu reizen, und dann erklärte er ihm, er sei bereit, ihm den Gefallen zu thun, wenn er, der Knabe, ihm dafür etwas, wäre es auch noch so wenig, von seinem räthselhaften Geheimniß mittheilen wolle. Sobald jedoch die Worte der Versuchung gesprochen waren, veränderte sich des Knaben Ton und Benehmen; seine Neugierde schien gänzlich verschwunden, und er wurde gesetzt und ernst. Nach Verlauf von mehrern Stunden gab zuletzt der Professor nach und zeigte ihm die verborgene Feder. Doch that er es nur, um ihn mit einer andern Waffe anzugreifen; denn nun versuchte er, sich an die Großmuth Maximin's zu wenden. Der Knabe fühlte den Vorwurf, beobachtete aber dennoch Schweigen. „Und ich überzeugte mich," sagt Dupanloup, „wie jeder Andere sich überzeugen mußte, der weiß, wie groß die Indiscretion der Menschen, und besonders die der Kinder ist, daß der kleine Bursche eine der heftigsten moralischen Versuchungen, die man sich nur denken kann, siegreich überwunden hatte." Da der Professor jedoch von fernher gekommen war, einzig und allein, um die Sache

an Ort und Stelle gründlich zu untersuchen, wollte er seinen Plan noch nicht aufgeben, weil zwei oder drei Versuche ihm nicht geglückt waren. Er begann den Angriff von neuem und noch ernster als bisher; auch was Bestechung thun könne, wollte er sehen. Anfangs gab er dem Knaben einige kleine Bilder, einen neuen Hut und einen Kittel. Dann brachte er ihn dahin, von der Armuth und Noth seines Vaters mit ihm zu reden, und versprach ihm darauf, sein Vater solle keine Noth mehr leiden, sondern sein ganzes übriges Leben ohne Sorgen und in Gemächlichkeit daheim zubringen, wenn der Knabe ihm, dem Professor, bei Leibe nicht das ganze Geheimniß, sondern nur so viel mittheilen wolle, als er sagen dürfe, ohne seinem Versprechen untreu zu werden. Herr Dupanloup sagt, er habe die ganze Zeit Gewissensbisse gehabt, daß er den Knaben so vielen Versuchungen aussetzte. Was der Knabe dabei dachte, wissen wir nicht; nur so viel wissen wir, daß er stets schlicht und ohne Zögern zur Antwort gab: „Nein, mein Herr, ich kann es nicht.“ Noch einmal erneuerte der unermüdliche Quälgeist seinen Angriff auf das Kind, und diese letzte Versuchung war vielleicht die schwerste von allen; doch hatte sie keinen bessern Erfolg als die frühern. Als er nämlich im Wirthshause seinen Koffer packte, erlaubte er dem Knaben, alles, was darin war, anzutasten, als wenn es ihm gehöre. Unter anderm ergriff er Herrn Dupanloup's Börse, in welcher sich zufällig eine beträchtliche Summe in Gold befand. Sogleich öffnete er die Börse und schüttete ihren Inhalt auf den Tisch. Bald war er ganz vertieft in dem Spiele, immer wieder kleine Häufchen davon aufzubauen. Als Professor Dupanloup sah, wie sehr das Kind von dem vielen Gelde entzückt war, sagte er ihm mit dem allergrößten Ernst und in der Meinung, wirklich sein Wort zu halten: all' dieses Geld solle Maximin gehören, zu seines Vaters und seinem eigenen Gebrauch bestimmt sein und ihm jetzt gleich auf der Stelle gegeben werden, wenn er nur einwillige, so viel von dem ihm anvertrauten Geheimniß zu offenbaren, als er glaube, thun zu dürfen. Der Ausgang dieser

großen Prüfung soll mit Herrn Dupanloup's eigenen Worten erzählt werden.

„Ich war nun Augenzeuge von einer höchst seltenen moralischen Erscheinung, welche mich noch, während ich sie Ihnen schreibe, mit Erstaunen erfüllt. Des Knaben Gedanken waren gänzlich durch das Gold in Anspruch genommen; er fand sein Vergnügen daran, dasselbe zu betrachten, zu berühren und zu zählen. Urplötzlich, als er vernahm, was ich sagte, ward er betrübt, verließ ohne weiteres den Tisch, wo das, was ihm zur Versuchung gereichen sollte, ausgebreitet vor ihm lag, und sagte: »Ich kann nicht, mein Herr.« »Und doch,« sagte ich, »liegt dort Geld genug, um dir und deinem Vater das Leben höchst angenehm zu machen.« »Ich kann nicht, mein Herr«, blieb nochmals die bestimmte und schlichte Antwort, so daß ich erkannte, ich sei besiegt. Da ich mir dies jedoch nicht merken lassen wollte, fügte ich mit scheinbarem Unwillen, gleichsam mit verächtlichem Spott hinzu: »Du willst mir dein Geheimniß nur deshalb nicht sagen, weil du keines zu sagen hast; das Ganze wird bloß ein Spaß sein.« Er schien nicht im Geringsten durch diese Worte beleidigt, sondern antwortete lebhaft: »O doch, ich habe eines; nur kann ich es nicht sagen.« »Warum nicht? Wer hat es dir verboten?« »Die heilige Jungfrau.« Von da an gab ich den vergeblichen Kampf auf. Ich fühlte, die Würde des Kindes sei erhaben über die meinige. Voll Achtung und Liebe legte ich die Hand auf sein Haupt, machte das Zeichen des Kreuzes auf seine Stirne und sagte: »Lebe wohl, liebes Kind; ich hoffe, die seligste Jungfrau wird mir verzeihen, was ich von dir begehrt habe. Bleibe dein ganzes Leben lang der Gnade getreu, die du empfangen hast.« Nach einigen Minuten schieden wir, um uns nicht wiederzusehen. — Wer recht die Natur eines Kindes erwägt, wie leichtfertig, unbeständig und flatterhaft, wie schwatzhaft, unbescheiden und neugierig es ist, und wer etwa denselben Versuch macht, den ich machte, wird sicherlich das Erstaunen theilen, welches mich durchdrang, und nicht umhin können zu fragen, ob es die beiden Kinder waren, die alle Versuche so vereitelten, oder ob es nicht vielmehr durch eine höhere und göttliche Macht geschah." [1])

Das Zeugniß dieses ausgezeichneten Kirchenfürsten ist so ausführlich und bestimmt, und seine Bemerkungen über die Sache sind so klar und überzeugend, daß wir, wenn wir Weiteres hinzufügten, nur den Eindruck schwächen würden, den der Leser davon empfangen hat. Wir gehen daher zu einem andern Punkte

[1]) Den ganzen höchst interessanten und wichtigen Brief findet man in dem englischen Werkchen: »Some account of the apparition of La Salette.« London, bei Burns & Lambert.

über, der in gewisser Beziehung vielleicht noch mehr überraschen muß.

Wir sehen, wie bei Allem, was auf die wunderbare Geschichte von der Erscheinung „der Dame“ sich bezieht, der moralische Charakter der Kinder sich selbst übertraf und den heftigsten und peinlichsten Versuchungen widerstand. Wir werden jetzt sehen, wie sie auch in ihren geistigen Fähigkeiten eine gleiche Ueberlegenheit in dieser Hinsicht an den Tag legten. In allen andern Dingen waren sie stets langsam von Begriff, träge und einfältig; doch wenn es sich um die Erscheinung handelte, so setzte ihre schnelle Fassungskraft und ihr Scharfsinn die sie Verhörenden in Erstaunen und Verwirrung, ohne daß die Kinder dadurch im Geringsten hochmüthig oder des errungenen Sieges bewußt zu werden schienen. Sie gaben die glänzendsten und gründlichsten Antworten mit derselben leichten Natürlichkeit und Einfachheit, wie andere Antworten, die keineswegs überraschend waren. Nicht ein Mal ein Lächeln ward auf ihrem Gesichte bemerkt, wenn sie auch den vollkommensten Sieg errungen hatten. Einige Beispiele hiervon werden genügen. Erklärte etwa Jemand, der sie ausfragte, er glaube die Geschichte nicht, und behandelte er sie als Betrüger, so antworteten sie mit der größten Gelassenheit: „Die Dame trug uns auf, wiederzusagen, was sie gesagt hatte; sie gab uns nicht den Auftrag, es Sie glauben zu machen.“ Rückte ein Anderer ihnen die Nichterfüllung der Drohungen vor, welche die Dame ausgesprochen, so antworteten sie sogleich, daß das sie nichts anginge, sondern allein „die Dame“, welche die Drohung geäußert habe, oder sie hielten einer solchen Stichelei die Thatsache der unbestreitbaren Bekehrung des Volkes der Umgegend entgegen. Als ein Priester sie fragte, ob sie nicht überdrüssig würden, dieselbe Geschichte Tag für Tag zu wiederholen, hatten sie sofort folgende Erwiderung bereit: „Und Sie, mein Herr, sind Sie es überdrüssig, täglich die h. Messe zu lesen?“ — „Die Frau, die euch die ganze Geschichte beibrachte, hat man entdeckt; sie ist jetzt in Grenoble im Gefängniß,“ platzte eines Tages ein Frem-

der gegen die Kinder heraus. „Der muß geschickt sein, der ihrer habhaft wird," antworteten sie ruhig. — „Die Frau war kein wirkliches Wesen," sagte man bei einer andern Gelegenheit; „euere Augen wurden getäuscht; es war nichts anderes als eine lichte, glänzende Wolke, die euch eine solche Gestalt zu haben schien." „Aber helle, glänzende Wolken halten keine langen Reden," war die Antwort. — „Ich halte alles für wahr, was ihr mir erzählt habt," versicherte ihnen scheinbar arglos ein sehr gewandter Geistlicher; „doch es war kein Himmelsbote, der mit euch redete, sondern der Vater der Lüge, der unter der Gestalt eines guten Engels Verwirrung und Lüge in der Kirche auszustreuen sucht." — „Dem Teufel würde doch nichts daran gelegen sein, daß wir den Sonntag heilig hielten, in der Kirche uns gut betrügen, daß wir nicht fluchten und gotteslästerliche Reden führten; auch würde der Teufel kein Kreuz tragen." — „Warum nicht?" entgegnete der Priester; „lesen wir nicht in der heiligen Schrift, daß er einst unsern Herrn selbst nach Jerusalem trug und Ihn auf die Zinne des Tempels stellte; wenn er das nun mit dem lebendigen Leibe Christi zu thun vermochte, so kann er doch um so mehr ein bloßes Bild Christi, ein Crucifix tragen." — „Nein," sagte das Kind, „ich weiß gewiß, Gott würde ihm nie erlauben, Sein Kreuz in solcher Weise an sich zu tragen." — „Und warum nicht?" fragte der Priester wieder; „wenn er doch einst den Herrn selbst getragen hat?" — „Weil Er durch das Kreuz die Welt erlöset hat." Als das andere Kind, oder dasselbe bei einer andern Gelegenheit mit derselben Schwierigkeit gedrängt wurde, war die Antwort noch rührender und über sein Alter und seine natürlichen Fähigkeiten vollständig hinausgehend: „Ja", sagte es, „das kann geschehen sein, als unser Heiland noch auf Erden war, denn damals war Er noch nicht verklärt."

Wenn man diese Antworten — und fürchteten wir nicht, unsere Leser zu ermüden, so könnten wir mit ähnlichen noch viele Seiten füllen — ernstlich erwägt, und bedenkt, wie manche derselben bei der größten Einfachheit so außerordentlich

treffend sind, wie schön, sinnreich und erschöpfend, so zu sagen von tiefer Philosophie durchdrungen manche zu sein scheinen, so wird man es nicht mehr für möglich halten, daß plumpe und unwissende Kinder gelehrt werden könnten, bei einem Betruge ihre Rolle so zu spielen. Wer konnte denn diese Fragen voraussehen und diese Antworten ihnen im voraus in den Mund legen? Zugegeben, man hätte es durch ausdauernde Bemühungen dahin gebracht, den natürlichen Stumpfsinn dieser Kinder in so weit zu überwinden, daß sie ihrem Gedächtnisse eine lange und schwere Rede — von der noch dazu ein Theil in einer ihnen unverständlichen Sprache vorgetragen wurde — genau eingeprägt und sich bei der Wiederholung stets gleichmäßig daran gehalten hätten, so konnte man doch nicht alle Einwendungen, die sich erheben ließen, im voraus berechnen und den Kindern passende Antworten darauf beibringen.

Wir wissen aber, daß einst Männer auf Erden lebten, denen es ausdrücklich verboten war, „nachzusinnen, wie oder was sie reden sollten; denn es würde ihnen zur Stunde selbst gegeben werden, was sie zu reden hätten". [1]) Auch wissen wir, daß der allmächtige Gott den gleichen übernatürlichen Beistand wie ihnen, auch Andern gewähren kann, um sie als Seine Boten zu beglaubigen. Und Er hat „aus dem Munde der Kinder und Säuglinge Lob sich bereitet," [2]) und „Er hat erwählt, was vor der Welt thöricht ist, um die Weisen zu beschämen, und das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen und das Geringe vor der Welt und das Verachtete und das, was nichts ist, hat Gott erwählt, um das, was etwas ist, zu nichte zu machen." [3]) Wir wissen alles dieses, und so wie man zugibt, die mitgetheilte Geschichte könne wahr und die Erscheinung der allerseligsten Jungfrau vor den Kindern von La Salette eine Zulassung des allmächtigen Gottes sein, so verschwindet jede Schwierigkeit. Das Ereigniß nimmt ohne weiteres seinen Platz in jener Klasse von Ereignissen ein, wo die Ungereimtheiten keine Ungereimthei-

[1]) Matth. X. 19. — [2]) Ps. VIII. 3. — [3]) 1. Cor. I. 27, 28.

ten bleiben, sondern mit Allem, was sich auf sie bezieht, im schönsten Einklang stehen. Zwölf arme, unwissende Fischer machten die Weisheit der Philosophen zu Schanden und bekehrten die Welt: das kennzeichnet die Weise, wie Gott in der christlichen Heilsordnung mit den Menschen verfährt, und diesem Kennzeichen entspricht die uns vorliegende Geschichte genau, wenn man Ereignisse von so weit verschiedener Bedeutung mit einander vergleichen darf.

Wir haben uns mit solcher Ausführlichkeit bei den innern Gründen für die Echtheit der Erscheinung von La Salette aufgehalten, daß wir die äußern, thatsächlichen Beweise, die dafür angeführt werden können, nur kurz zu berühren brauchen. Es sind folgende: erstens die erneute Wasserquelle auf dem Berge, zweitens der allgemeine Glaube, den die Geschichte gefunden hat, und drittens die vielen Wunder, welche an Personen gewirkt wurden, welche an die Erscheinung glaubten und dabei die allerseligste Jungfrau um ihre Hülfe und ihren Beistand anriefen.

Die erste dieser Thatsachen kann freilich nur als mittelbare Bestätigung der von den Kindern erzählten Geschichte gelten; sicher aber ist sie dieses und darf deshalb nicht als werthlos bei Seite gesetzt werden. Die Kinder versichern, daß sie an einer bestimmten Stelle eine Dame sitzen sahen, und daß diese Dame ihnen eine gewisse Mittheilung machte, die sie dem Volke verkündigen sollten. Das Volk wird durch Neugierde bewogen, diesen Ort aufzusuchen, und findet eine Quelle des reinsten Wassers dort, wo am Tage vorher kein Wasser war. Alle Bewohner der Umgegend haben sich durch nunmehr zwanzigjährige Erfahrung überzeugt, daß die Quelle nie zu fließen aufgehört hat, obgleich sie vor der Erscheinung nur unregelmäßig und zeitweise floß. So findet hier denn eine deutlich bemerkbare Veränderung in einer Naturerscheinung statt, die mit der Erzählung der Kinder zusammentrifft und bis zu einem gewissen Grade dieselbe bestätigt; wenigstens macht sie diejenigen, welche Kenntniß davon erlangten, sehr geneigt, die Geschichte gelten zu lassen. Ueber-

dies verdient es bemerkt zu werden, daß die Kinder der wunderbaren Quelle nicht, als zu ihrer Geschichte gehörig, Erwähnung thaten. Sie bestehen auf der Thatsache, daß dort am Samstag kein Wasser war; sie sahen, daß es am Sonntag floß; aber keines von ihnen behauptet zu wissen, wann und wie es zu fließen begann.

Der zweite Umstand, welcher gleichfalls für die Wahrheit der Geschichte spricht, ist, daß sie so allgemeine Annahme gefunden hat. Die ‚Times‘ freilich bemühte sich seiner Zeit, diesen Beweisgrund in's Lächerliche zu ziehen. „Jeder einzelne Pilger,“ sagte sie, „wird als ein Zeuge für die Wahrheit der ursprünglichen Geschichte angesehen, indem er durch sein persönliches Erscheinen die Wahrheit der Thatsache anerkennt.“ Dies ist aber eine grobe Entstellung dessen, was die Vertheidiger der Geschichte geltend machen; dies heißt, seine Zuflucht zu jenem unredlichen Argumente nehmen, welches unsere mit der Logik vertrauten Leser als den Trugschluß durch Division und Composition kennen. Wir sagen so: die Annahme der Geschichte von Seiten der ganzen katholischen Welt ist ein Beweisgrund für ihre Wahrheit. Unsere Gegner aber lassen uns behaupten, die Annahme seitens jedes einzelnen Katholiken sei toties quoties ein besonderer und selbstständiger Beweisgrund für die Wahrheit der Geschichte. Der Unterschied ist handgreiflich, und wenige Worte werden hinreichen, die Richtigkeit und Zuverlässigkeit unseres Argumentes zu beweisen. In allen Werken, welche über die Glaubwürdigkeit des Christenthums handeln, begegnet man demselben Argumente. Es ist eine ganz gewöhnliche und unwiderlegliche Bemerkung, daß die allgemeine Annahme des Evangeliums weit unerklärlicher sein würde in dem Falle, daß dasselbe auf Unwahrheit beruhe, als da es auf Wahrheit beruht. Dasselbe gilt von dem vorliegenden Falle.

Wie kam es nun, daß die Geschichte der beiden Bauernkinder zunächst an Ort und Stelle, dann aber allmälig in ganz Frankreich, Belgien, Italien, Spanien und andern katholischen Ländern allgemein Glauben fand? — wie kam es, daß ihre

schwache Stimme sechszigtausend Pilger aus verschiedenen Gegenden der Erde zur ersten Jahresfeier des wunderbaren Ereignisses versammelte? Die Geschichte war von den Zeitungen, die gewöhnlich alles Religiöse mit Spott überschütten, sehr stark mitgenommen worden, und die geistlichen Behörden waren damals noch nicht dafür eingetreten. Ihre Glaubwürdigkeit beruhte deshalb ganz allein auf ihrem eigenen innern Werthe; dennoch wurde sie schon von Tausenden geglaubt. Gegenwärtig aber hat sie nicht allein jeden Einwurf überdauert, sondern die tiefe und herzliche Verehrung des größern Theiles der Gläubigen als Zeugniß für sich gewonnen. Vox populi, vox Dei.

Der dritte und letzte äußere Beweis, den wir anführten, war der Beweis durch Wunder, das heißt, durch wunderbare Heilungen, welche in Verbindung mit dem Glauben an diese Erscheinung, und gleichsam, um ihn zu bestätigen, gewirkt wurden.

Im Herbst des Jahres 1847 lebte in Avallon, einer Stadt an der Saône, im Erzbisthum Sens, eine Frau mit Namen Maria Pierrette Gagniard, deren Leben zum größten Theil unter beständigen Leiden verflossen war. Sie war zu jener Zeit ungefähr zweiunddreißig Jahre alt und seit siebenzehn Jahren wegen schweren Krankheiten beständig unter den Händen der Aerzte gewesen. Im Laufe eines einzigen Jahres hatte sie drei Mal die Sterbesacramente empfangen. Den Gebrauch ihres linken Auges hatte sie schon in ihrer Kindheit durch die Blattern eingebüßt; das Augenlid war geschlossen und konnte nur mit Mühe geöffnet werden. Am 12. Juli 1845 verlor auch das andere Auge seine Sehkraft; sie erblindete gänzlich. Der Arzt schrieb dies einem Krebsübel im Kopfe zu. Der ärztliche Bericht vom 13. Juli 1845 lautete wie folgt: „Gefühl von einem fremden Gegenstand im rechten Auge, und convulsivisches Zucken desselben, so daß man nichts als die sclerotica sehen konnte. Am folgenden Tage hatte sich das obere Lid geschlossen, und von der Zeit an konnte man selbst mit der gewaltsamsten Anstrengung das Lid nicht weiter öffnen, als daß es einen flüchtigen Blick

auf den Augapfel gestattete. Da Pierrette Gagniard das andere Auge schon in der Kindheit verloren hat, so war sie nun gänzlich blind und konnte nicht ein Mal die Nacht vom Tage unterscheiden." Drei Monate später trat eine Lähmung der linken Seite ein. Im April des Jahres 1847 begann eine ekelhafte Materie aus dem Munde zu fließen, welche aus einem eiterigen Geschwür zu kommen schien. Dieses dauerte mit einigen Unterbrechungen acht Monate lang, trotz aller Mittel, welche die Aerzte der Stadt anwandten. Am 29. November 1847 stand es besonders schlimm mit der Kranken. Der Arzt versprach, ihr am nächsten Morgen zur Ader zu lassen. Andere unerwartete Geschäfte verhinderten ihn, sein Versprechen zu erfüllen, und als er am ersten December kam, fand er, daß es nicht länger nöthig war, indem die Materie plötzlich am Tage vorher zu fließen aufgehört hatte. Seine Patientin hatte von der angeblich wunderbaren Heilung einer ihrer Nachbarinnen gehört, welche noch mehr und eben so lange als sie selbst gelitten. Man hatte der Kranken erzählt, daß diese Frau beim Schluß einer neuntägigen Andacht zu Unserer Lieben Frau, während welcher sie zugleich Wasser aus der Quelle von La Salette gebraucht hatte, plötzlich und vollständig geheilt worden sei. Auf ihren Wunsch versprach eine Klosterfrau, die sie häufig besuchte, ihr täglich etwas von dem Wasser zu bringen. Die neuntägige Andacht begann am 30. November, und an demselben Tage hörte der Eitererguß auf, wie wir schon bemerkten. Kopfschmerzen, Blindheit, Appetitlosigkeit und alle sonstigen Uebel der Armen dauerten jedoch mit derselben Heftigkeit bis zum 8. December fort. Morgens sieben Uhr empfing sie auf ihrem Krankenlager die h. Communion, und eine Stunde darauf fiel sie in einen so tiefen Schlaf, wie sie ihn seit vielen Jahren nicht mehr genossen hatte. Sie schlief drei bis vier Stunden und wurde erst durch den Eintritt einer Person in ihr Zimmer geweckt. Da sah sie das Tageslicht, was sie seit zwei Jahren nicht mehr vermocht hatte. Das machte ihr Muth; sie versuchte aufzustehen und fand, daß sie es ohne Schwierigkeit und Ermüdung

konnte. Zwei oder drei Stunden darauf kam die Klosterfrau, welche sie täglich zu besuchen pflegte, und wusch ihr mit dem noch übrigen Wasser, das sie auf ein Tuch goß, die Augen. Alsbald rief die Kranke, sie sähe das Crucifix, das die Nonne auf der Brust trug; dann erkannte sie die Nonne selbst und einen Augenblick nachher alle im Zimmer Gegenwärtigen. Am Abend desselben Tages las sie in ihrem Gebetbuche, als wenn sie durchaus nie den Gebrauch des rechten Auges verloren gehabt hätte. Die Patientin selbst, so wie viele ihrer Verwandten, Freunde, Nachbaren und der sie behandelnde Arzt bezeugten feierlich, was sich zugetragen; letzterer schließt seine Aussage mit diesen Worten: „Da es, wie ich glaube, unmöglich ist, dieses Ereigniß auf dem gewöhnlichen Wege der Wissenschaft zu erklären, so scheue ich mich nicht, mich zu beugen vor dem, was nur Gott möglich ist."

Auch der Leser wird sich vor der Hand Gottes beugen, wenn er beachtet, wie das Aufhören eines der Uebel der Patientin mit dem Anfang der Novene zusammenfiel, wie die Beseitigung der übrigen Leiden den Schluß derselben bezeichnete, und die letzte Gnade, die Wiederherstellung des Gesichtes, unmittelbar auf die Anwendung des Wassers von La Salette folgte. Eine solche Gleichzeitigkeit genügt jedoch bei Weitem der Kirche noch nicht, um ein Urtheil über ein Wunder abzugeben.

Auch der Erzbischof von Sens weigerte sich, diese Heilung für ein unbestreitbares Wunder zu erklären. Er zweifelte keineswegs an der Glaubwürdigkeit der Thatsachen; diese waren über alle Kritteleien hinaus durch zahlreiche, in's Kleinste gehende Zeugnisse bestätigt. Dennoch meinte der General-Vicar des Bisthums, der beauftragt war, die Sache zu prüfen, es fehlten einige Umstände, welche die heilige Sorgfalt der Kirche verlangt, ehe sie eine Heilung für wunderbar erklärt. Er sagt in seinem dem Erzbischofe erstatteten Bericht: „Erstens genügen mir die Beweise nicht für den Umstand, daß Marie Pierrette Gagniard wirklich im eigentlichen Sinne b l i n d war. Zweitens scheint es mir, man könne ihre Heilung als das Ergebniß natürlicher

Mittel erklären, ohne daß es nöthig sei, den Grund derselben in einem göttlichen, durch ein Wunder bewirkten Eingreifen zu suchen.“ Die erste dieser Bemerkungen rechtfertigt er dadurch, daß er einen Unterschied feststellt zwischen dem Verlust des Sehvermögens und dem bloßen Verluste des Gebrauches der Augen. Bei manchen wirklich blinden Personen seien die Augenlider geöffnet und wer nicht Fachmann sei, bemerke keinen Fehler am Auge. Solche Personen hätten nicht die Fähigkeit oder Kraft zum Sehen; sie seien wirklich blind, und wenn sie das Gesicht zurück erhielten, sei es wirklich ein Wunder. Es gebe indeß Andere, welche das Sehvermögen behielten, doch wären sie des Gebrauches dieser Kraft beraubt, etwa durch eine Verletzung des Sehnervs oder eine zufällige, möglicher Weise vorübergehende Zerrüttung im Mechanismus des Auges. Der Art sei im gegenwärtigen Falle die Unfähigkeit, das Augenlid zu erheben. Wenn man dieses vorübergehende Uebel beseitigt sehe, so habe der Patient nicht die Sehkraft wieder erhalten, welche er nie verloren gehabt, sondern nur den Gebrauch des Gesichts; diese letztern Fälle aber befänden sich nicht außerhalb des Bereiches der ärztlichen Kunst. Nachdem er diesen Unterschied klargestellt hat, gibt er die Gründe an, weshalb die Wiederherstellung dieser Frau durch bloß natürliche Mittel bewerkstelligt sein könne. Dann fährt er in seinem Berichte fort:

„Die Aerzte glaubten, diese Frau habe im Kopfe ein Geschwür. Der natürliche Verlauf eines Geschwürs führt zur Eiterung, welche im vorliegenden Falle eintrat. Mit dem Fortgang der Eiterung nimmt die Entzündung ab und hört nach und nach auf. Zugleich hören dann auch die übrigen Krankheitssymptome auf, deren Ursache die Entzündung war, und der Kranke ist hergestellt. Dies hat, wie es mir scheint, im gegenwärtigen Falle sich zugetragen. Wir dürfen voraussetzen, daß die Eiterung am 30. November, wo der Ausfluß aufhörte, zu Ende war. Nach einer so ernstlichen Krankheit ist eine Woche nicht zu viel für die allmälige Beseitigung der Entzündung und ihrer Folgen. Der gesunde Schlaf am Morgen des 8. Decembers mußte zu der fortschreitenden Wiederherstellung mächtig beitragen. Zwei oder drei Stunden vorher, ehe es der Kranken möglich war, Gegenstände zu unterscheiden, bemerkte sie nur das Licht. Wir sehen also, daß die Genesung

durchaus allmälig vor sich ging, und deshalb kann dieselbe auf natürlichem Wege zu Stande gekommen sein. Fern sei es von mir, der Macht und Güte Gottes gegenüber zu sagen, diese Genesung könne nicht eine besondere Gnade gewesen sein, die Er auf die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria einem ihrer frommen Kinder verliehen habe. Nur sage ich, und ich glaube gewiß, der Hochwürdigste Herr Bischof wird mit mir übereinstimmen: wo die natürlichen Gesetze der Vernunft und Wissenschaft uns die Erklärung gewisser Naturerscheinungen liefern, selbst wenn diese Erklärung nicht vollkommen befriedigend und überzeugend, sondern nur einigermaßen annehmbar ist, da müssen wir nicht ohne Weiteres behaupten, es sei durch ein göttliches Wunder ein Eingriff in die Gesetze der Natur geschehen. Mit einem Worte: es kann von dem vorliegenden Falle nicht gesagt werden, er genüge allen Bedingungen, welche die Kirche als wesentlich erforderlich aufstellt für den Beweis, daß eine Heilung wirklich wunderbar sei. Diese Heilung kann wunderbar gewesen sein, aber es ist nicht bewiesen, daß sie es war. Insbesondere entspricht sie weder der ersten, noch der zweiten, noch der vierten, noch der sechsten der von Benedict XIV. in seinem Werke »De Canonizatione Sanctorum, lib. IV. pars. I, cap. 8, no. 2. aufgestellten Regeln vollkommen. [1])"

Man ersieht hieraus, daß im Erzbisthum Sens keine Gefahr vorhanden ist, bei einem angeblichen Wunder werde die bischöfliche Sanction voreilig gegeben werden. In demselben amtlichen Berichte theilt übrigens der General-Vicar den Diöcesanen mit, wie er dem Berichte von einer andern wunderbaren Heilung, welche einige Wochen früher in derselben Stadt Avallon sich zutrug, die Bestätigung nicht vorenthalten könne. Demgemäß veröffentlichte der Erzbischof am 4. März 1849 ein Edict, in welchem er die Heilung der Marie Pierrette Gagniard nicht

[1]) »Ut sanatio a morbis inter miracula censeatur, plura debent occurrere: 1. Ut morbus sit gravis, et vel impossibilis, vel curato difficilis; 2. Ut morbus qui depellitur, *non sit in ultima parte status*, ita ut non multo post declinare debeat; 3. Ut nulla fuerint adhibita medicamenta, vel si fuerint adhibita, certum sit ea non profuisse; 4. Ut *sanatio sit subita et momentanea;* 5. Ut sanatio sit perfecta, non manca aut concisa; 6. Ut nulla notatu digna evacuatio, seu *crisis praecedat temporibus debitis*, et cum causa; si enim ita accidat, tunc vere prodigiosa sanatio

erwähnt, dagegen über den andern, eine gewisse Antoinette Bollenat betreffenden Fall die Erklärung abgibt, derselbe böte nach den reiflichsten Untersuchungen alle wesentlichen Merkmale einer wunderbaren Heilung dar. Wir wählen jedoch zur nähern Mittheilung noch einen andern Fall, welcher ebenfalls die bischöfliche Sanction erhielt.

Am 16. April 1846 zog eine Genossenschaft von Nonnen, die in der Stadt Avignon unter dem Namen der Schwestern des h. Joseph bekannt sind, von einer Wohnung nach einer andern, und alle Einwohner sahen, wie eine der Schwestern auf einer Tragbahre fortgeschafft wurde, weil ihr Zustand es nicht anders gestattete. Von den zwölf Jahren, seitdem sie zum Orden gehörte, hatte sie die acht letzten unter beständigen, schmerzhaften Leiden zugebracht, welche nun zur erklärten Schwindsucht geworden waren. Sie war genöthigt, das Bett zu hüten, und nur fünf oder sechs Mal im Jahre konnte sie versuchen, der h. Messe beizuwohnen. Wenn sie es verlangte, wurde sie nach der Kapelle getragen, mußte jedoch in Folge der Anstrengung gewöhnlich bald in einem Zustande völliger Bewußtlosigkeit zurückgebracht werden. Am 14. Februar 1847 hatte sie die letzte Oelung empfangen, und zwei oder drei Mal im Laufe des darauf folgenden Monats die h. Wegzehrung. Die beiden sie

dicenda non erit, sed vel ex toto, vel ex parte naturalis; 7. Ut sublatus morbus non redeat.« Zu deutsch:

„Wenn eine Heilung von Krankheiten unter die Wunder gezählt werden soll, müssen folgende Dinge zusammentreffen: 1. die Krankheit muß bedeutend und entweder unheilbar oder schwer heilbar sein; 2. die Krankheit darf sich nicht in einem Stadium befinden, wo eine baldige Abnahme derselben zu erwarten ist; 3. es dürfen keine Arzneien angewendet worden sein, oder wenn sie angewendet worden sind, muß es sicher sein, daß sie nicht genützt haben; 4. die Heilung muß eine plötzliche und augenblickliche sein; 5. die Heilung muß vollständig, nicht unvollkommen oder theilweise sein; 6. es darf keine bemerkenswerthe Besserung oder regelmäßige Krisis vorhergegangen sein, denn in diesem Falle ist die Heilnng nicht als eine wunderbare, sondern als eine ganz oder theilweise natürliche anzusehen; 7. die gehobene Krankheit darf nicht wiederkehren.

behandelnden Aerzte hatten ihren Zustand für hoffnungslos erklärt und die Schwestern darauf aufmerksam gemacht, daß der Tod jeden Augenblick ohne fernere warnende Symptome eintreten könne; es sei fast ein Wunder, daß sie noch lebe. Ihre einzige Nahrung waren einige Theelöffel voll Milch und Wasser oder ein wenig schwache Fleischbrühe. Als Schwester St. Charles (so hieß sie als Nonne) in der äußersten Erschöpfung da lag, hörte die Oberin des Hauses von den Wundern, welche durch den Gebrauch des Wassers aus der Quelle von La Salette gewirkt worden waren. Sie gesteht selbst, daß sie anfangs nicht daran geglaubt habe. Als sie jedoch von der Wirklichkeit einer wunderbaren Heilung, welche in Avignon selbst vorgekommen war, sich überzeugt hatte, beschloß sie, für die sterbenskranke Schwester zu demselben Mittel ihre Zuflucht zu nehmen. Sie versichert ausdrücklich, sie habe bei der neuntägigen Andacht, obgleich sie die Genesung der Schwester St. Charles sehr gewünscht, doch hauptsächlich den Ruhm der allerseligsten Jungfrau und die Bestätigung der Geschichte von der Erscheinung auf dem Berge La Salette im Auge gehabt; deshalb habe sie gerade diese Schwester unter den verschiedenen Kranken gewählt, weil bei der allgemein bekannten Unheilbarkeit ihre Genesung dem Hauptzwecke der Novene besser dienen mußte. Als man der Kranken zuerst davon sprach, die Novène zu halten, sagte sie, sie wünsche nicht wieder gesund zu werden und wolle lieber sterben oder ferner in gleicher Weise leiden, wie es Gottes Wille sei. Die Oberin mußte mit ihrem Ansehen in's Mittel treten, um die Kranke dahin zu bringen, mit den Uebrigen an der neuntägigen Andacht Theil zu nehmen. Als die Andacht jedoch ein Mal begonnen war, drückte die Kranke die feste Ueberzeugung aus, daß sie genesen werde. In den ersten sieben Tagen geschah jedoch nichts, was diese Hoffnung hätte erregen können; die Kranke schien vielmehr stets schwächer zu werden, so daß die guten Klosterfrauen sich mit dem Gedanken vertraut machten, ihre Gebete würden in einem andern Sinne, als sie beabsichtigten, erhört werden, und die Leiden ihrer Schwester würden mit

dem Heimgange zu ihrem Erlöser endigen. Am letzten Tage der Novene, einem Samstage, sollte eine allgemeine Communion stattfinden; doch wegen der unerwarteten Ankunft des Bischofs von Chalons beging man diese Feier schon am Freitag. Dies brachte für die Schwester St. Charles eine traurige Enttäuschung mit sich, indem sie gehofft hatte, zeitig genug zu genesen, um mit den andern Schwestern zur h. Communion zu gehen. Nun lag sie noch auf ihrem Krankenlager, wie immer schwach und leidend, während alle Uebrigen in der Kapelle beisammen waren. Sie war noch mit diesem peinlichen Gedanken beschäftigt, als sie fühlte, wie in ihrem Körper plötzlich eine vollständige Veränderung vor sich ging: alle ihre Schmerzen verließen sie augenblicklich. Sie erzählte später, es sei gewesen, „als ob eine unsichtbare Hand alle Schmerzen von ihr genommen habe." Sie versuchte auf ihrem Lager sich umzuwenden, und da sie dies ohne Mühe vermochte, so rief sie aus: „Ich bin genesen!" Eine andere Schwester, welche in demselben Gemache krank lag, mißverstand die Worte und glaubte, sie werde sterben; da sie ihr nun nicht zu Hülfe kommen konnte, begann sie zu weinen. Um sie zu trösten, springt Schwester St. Charles vom Lager auf und will zu ihr hin. Eine andere Schwester, welche die Aufsicht im Hause hatte, während die Genossenschaft in der Kapelle war, hörte das Geräusch und begreift nicht, wie in einem Zimmer, wo nur zwei bettlägerige Schwestern sich befinden, Jemand umhergehen kann. In großer Bestürzung eilt sie dahin, und außer Athem kommt sie an. Als sie die eine Kranke am Bette der andern sitzen sieht, fällt sie in Ohnmacht. Schwester St. Charles gibt ihr Wasser zu trinken und wird so für den Augenblick die Pflegerin ihrer beiden Gefährtinnen. Alsdann kleidet sie sich ohne Hülfe an, geht in ein Oratorium neben der Kapelle, und bleibt dort während des noch übrigen Theiles der h. Messe ohne irgend eine Stütze auf den Knieen.

Man kann sich denken, wie groß das Erstaunen der Schwestern, der Aerzte und des Publicums war, welches sich mehrere Tage hindurch zum Sprechzimmer drängte, um die so wunder-

bar geheilte Klosterfrau zu sehen und mit ihr zu reden. Viele wußten, wie lange sie dem Tode nahe gewesen, und sahen sie nun mit vollkommen gesundem Aussehen, hörten sie lange und ohne Ermüdung reden. Der Arzt, der sie behandelt hatte, bezeugt, ihre Genesung sei so plötzlich als vollkommen; ihr Puls, der wenige Tage vorher 150 Schläge zeigte, sei bis auf 100 herabgesunken; ihre Stimme sei klar und kräftig, ihr Aussehen gesund und munter, der Appetit und die Kräfte seien zurückgekehrt, so daß sie ohne Mühe die Treppe auf und nieder laufen, und selbst ohne Anstrengung eine Last von 150 Pfund tragen könne. Er schließt den Bericht mit der folgenden Bemerkung: „Wenn ich gefragt würde, wie diese große Veränderung vor sich gegangen sei, so kann ich als Arzt nur sagen, sie ist nicht den gewöhnlichen Krankheitsphasen gefolgt, und was mich persönlich betrifft, so muß ich offen gestehen, ich sah nie etwas Aehnliches." Die Aussage des Oberarztes am städtischen Hospital, der schon seit sechsunddreißig Jahren jenes Amt bekleidete, ist noch entschiedener: „Ich erkläre," sagt er, „daß diese unerwartete Genesung von einem Zustande, den die Aerzte für tödtlich erklärt hatten, und der Uebergang zu einem Zustande vollkommener Gesundheit, sowohl in Hinsicht auf die Functionen wie auf die Organe, wie wir an der Schwester St. Charles wahrgenommen haben, plötzlich und ohne die Vermittelung des gewöhnlichen Verfahrens der ärztlichen Kunst zu Stande gekommen und deshalb etwas Wunderbares hat (et que partant il tient du prodige)." Wir können uns daher nicht wundern, daß der Erzbischof der Diöcese, der die Nonne während ihrer langen und schmerzhaften Krankheit gekannt hatte, und sie nun so plötzlich der Gesundheit wiedergegeben sah, wiederholt erklärte, eine Auferstehung von den Todten würde für ihn kein offenbareres Wunder sein, als die Genesung dieser Schwester.

In verschiedenen Bisthümern Frankreichs und anderswo haben sich noch mehrere Fälle zugetragen, welche eben so klar und überzeugend bewiesen sind, wie derjenige, den wir mitgetheilt

haben. Viele wurden feierlich bestätigt und veröffentlicht, nachdem die geistlichen Behörden sie in gerichtlicher Form geprüft hatten; wir rufen daher mit Richard von St. Victor aus: „Domine, si error est quem credimus, a Te decepti sumus — Herr, wenn das, was wir glauben, Irrthum ist, so sind wir von Dir getäuscht!"

Wir müssen noch auf einige falsche Angaben eingehen, welche in der französischen Presse Verbreitung fanden und auch in englische Blätter übergingen. So z. B. theilte die ‚Times' eines Tages mit, man habe entdeckt, daß der ganze Schwindel das Werk einer im Süden Frankreichs lebenden excentrischen Frau sei; die Polizei sei mit der Sache befaßt und bald würde man den Betrug enthüllen können. Was aber das Blatt später nicht berichtete, war, daß die fragliche Person selbst auf der Untersuchung dieser Behauptung bestand und nachwies, daß sie am Tage der Erscheinung in einer entfernten Stadt in Proceß-Angelegenheiten beschäftigt gewesen sei.

Wichtiger dürfte die eben so falsche Behauptung sein, der bekannte heiligmäßige Pfarrer von Ars habe nicht an die Erscheinung geglaubt, und Maximin habe sogar in Gegenwart dieses ehrwürdigen Mannes seine Angaben in Betreff der Erscheinung zurückgenommen. In dem geschätzten Werke des Bischofs Dr. Ullathorne, auf das wir uns schon mehr als ein Mal bezogen haben, ist der Widerlegung dieser Lüge ein ganzes Capitel gewidmet. Einen Auszug daraus lassen wir hier folgen.

„Einige enthusiastische Verehrer des Baron von Richemont, welcher sich für Ludwig XVII. ausgab, hatten sich in den Kopf gesetzt, daß die Geheimnisse von La Salette ihren Abgott beträfen. Drei dieser Herren lockten Maximin nach Lyon; hier umgaben sie ihn mit ihren Freunden, versuchten ihre magnetischen Künste an ihm, und thaten alles, was in ihrer Macht stand, um ihm sein Geheimniß zu entlocken und es mit ihrer Sache in Verbindung zu bringen. Unter dem Vorwande, daß er sich dort Klarheit über seinen Beruf verschaffen könne, führten sie ihn zum Pfarrer von Ars. Der damalige Vicar des Pfarrers

glaubte zu der Zeit nicht an die Erscheinung von La Salette, und bald nach Maximin's Besuch in Ars verbreitete sich das Gerücht, er habe vor dem Pfarrer die ganze Geschichte widerrufen. Als er nun drei Wochen darauf nach Grenoble zurückkehrte, mußte er in Gegenwart des Bischofs vor einer Commission von Geistlichen und Laien ein strenges Verhör bestehen. Man suchte ihn auf alle Weise zum Geständniß zu bringen, daß er jenen Widerruf gethan hätte, den das Gerücht ihm zuschrieb. Er blieb aber fest und unerschrocken und betheuerte, er würde nie etwas anderes erklären, als was er stets erklärt habe und noch auf dem Todesbette bekennen werde: daß er eine schöne Dame gesehen, welche mit ihm gesprochen habe und dann verschwunden sei; auch in Ars habe er keine andere Aussage gemacht. Dagegen gab er zu, daß er einige Mal auf's Gerathewohl Ja und Nein gesagt habe, weil er den Pfarrer von Ars nicht recht verstehen konnte.

„In Folge dessen schrieb Maximin, ohne daß Jemand es wußte, einen Brief an einen der Herren, die ihn nach Lyon geführt hatten, und sagte darin: . . »Man hat Ihnen gesagt, daß ich vor dem Pfarrer von Ars mich selbst Lügen gestraft hätte. Ich glaube, all' dies kommt von dem Vicar her; denn Sie wissen, was er zu uns im Kloster sagte, wohin er uns mitnahm. Ich aber versichere Sie, daß ich niemals meine Worte zurücknahm; ich bin stets bereit, mein Blut hinzugeben, um zu bestätigen, was ich gesehen habe.« Einem meiner Freunde, der ihn über die Sache befragt hat, sagte er, er habe den Pfarrer nicht recht verstanden. »Er fragte mich, ob ich die seligste Jungfrau gesehen habe, und ich antwortete ihm: Ich weiß nicht, ob es die seligste Jungfrau war. Ich sah etwas . . . eine Dame.« »Aber das Gerücht geht, du habest vor dem Vicar von Ars (nicht dem Pfarrer) widerrufen.« »Ach, er sagte, ich hätte die Geschichte erfunden und die seligste Jungfrau nicht gesehen; da ich nun eben nicht guter Laune war, sagte ich zu ihm: Glauben Sie meinetwegen, wenn es Ihnen gefällt, daß ich nicht die Wahrheit sage und nichts gesehen habe; und

damit ging ich weg«. Dies war aber Maximin's wohlbekannte Weise zu antworten, so oft seine Wahrhaftigkeit in Zweifel gezogen wurde."

Unmittelbar nach dem Besuche Maximin's reiste einer der Maristen-Patres eigens deshalb nach Ars, um die Wahrheit der Sache zu untersuchen, und der Pfarrer sprach sich gegen denselben so aus: „Ich habe immer an La Salette geglaubt; ich glaube noch daran. Ich segne Medaillen und Bilder der Mutter Gottes von La Salette. Eine große Anzahl davon habe ich vertheilt. Und sehen Sie hier, ob ich nicht glaube!" Mit diesen Worten trat der Pfarrer an sein Bett, zog den Vorhang zurück und zeigte dem Pater ein großes Bild Unserer Lieben Frau von La Salette, das eingerahmt zu Häupten seines Bettes hing. „Ich drang nicht weiter in ihn," schreibt dieser achtbare Ordensmann an den Bischof von Grenoble; „denn ich war überzeugt, daß der gute Pfarrer mit all' dem nichts zu thun hatte, was man über ihn erzählte." Der gute Pfarrer war übrigens ganz untröstlich über das, was man ihm aufbürdete; er äußerte sich darüber gegen verschiedene Personen, von denen eine am 20. October an den Abbé Rousselot schrieb: „Er (der Pfarrer) sagte mir, er habe niemals behauptet, das Ereigniß von La Salette habe nicht stattgefunden; nur das sei möglich, daß das Kind sich nicht genau ausgedrückt, oder er dasselbe nicht recht verstanden habe."

Hiernach ist es schwer, an die Aufrichtigkeit derjenigen zu glauben, welche diesen Umstand als ein entscheidendes Argument gegen die ganze Geschichte geltend machen. Der Bischof von Bellay bemerkte darüber: „Es ist nur eine Prüfung und ein vom Teufel erhobener Sturm; das Ereigniß von La Salette wird um so glänzender daraus hervorgehen"; und Maximin sagte bei derselben Veranlassung: „La Salette ist jetzt wie eine Blume, die man im Winter mit Erde und Dünger bedeckt; im Sommer kommt sie desto schöner hervor."

Es bleibt uns noch eine Lüge in Betreff von La Salette zu berichtigen. Am 11. November 1865 behauptete ein franzö-

sisches Blatt, daß jetzt, wo alle Welt an das Wunder von La Salette glaube, ein noch außerordentlicheres Wunder geschehen sei; denn der Mann, der als Knabe Zeuge des ersten Wunders gewesen, weigere sich hartnäckig, seitdem er zu voller Vernunft gekommen, an die Wirklichkeit des Ereignisses zu glauben. „Es ist komisch," wagte das Blatt zu sagen, „wie er sich vor Lachen die Seiten hält, wenn er zufällig einen jener Gypsabgüsse antrifft, welche die Erscheinung und neben ihr ihn selbst und seine Schwester (!) als Zeugen darstellt. Seine Schwester, die einen biegsamern Charakter besitzt, hat sich in ein Kloster einschließen lassen, wo das arme Geschöpf innig betet: die Erscheinung möchte doch wirklich stattgefunden haben." Diese echt pariserische Bosheit wurde in einigen englischen Tagesblättern mit etwas gemäßigten Worten wiederholt; aber diese brachten nicht den fatalen Widerruf, den das französische Journal ungefähr sechs Wochen später (am 6. Januar 1866) abzugeben gezwungen ward. „In unserer Nummer vom 11. November des vorigen Jahres," so lautet derselbe, „veröffentlichten wir einen kurzen Artikel über den Hirtenknaben von La Salette. Herr Maximin Giraud sieht in jenem Artikel Anschuldigungen, die seinen Charakter als ehrlichen Mann und Katholik angreifen; hauptsächlich beleidigt ihn der Angriff auf die Aufrichtigkeit des Zeugnisses, welches er stets vor der Obrigkeit, vor den gerichtlichen und geistlichen Behörden und vor so vielen andern Personen abgelegt hat. Wir erklären daher mit der größten Bereitwilligkeit, daß wir in Bezug auf ihn keine bösen Absichten hatten und gern zugeben, daß der uns mitgetheilte Bericht falsch war."

Inzwischen hatte aber die nicht ungeschickt erfundene Lüge sich weiter verbreitet, als der Widerruf ihr folgen konnte. Giraud — er war zu der Zeit päpstlicher Zouave — wurde mit einer Unzahl von Briefen geplagt, worin Auskunft verlangt wurde. Er veröffentlichte daher am 2. Februar desselben Jahres eine kurze Broschüre, aus der wir in Nachstehendem einige Auszüge mittheilen.

„Als Christ," so schreibt er, „pflege ich schon längst jede

persönliche Beleidigung am Fuße des Kreuzes niederzulegen; doch in meiner Eigenschaft als Zeuge für ein solches Ereigniß müßte ich mich für einen Abtrünnigen halten und würde glauben, den Fluch des Himmels auf mich herabzuziehen, wenn ich nicht für meine Aussage über die Erscheinung Unserer Lieben Frau von La Salette und für meinen Glauben daran einträte und gegen jene Zeitungsnachricht Protest erhöbe."

An einer andern Stelle sagt er: „Jener Herr wünscht zu wissen, ob ich selbst an die überaus große Gnade glaube, welche die h. Jungfrau, die Mutter Unseres Herrn Jesu Christi, unverdienter Weise mir gewährt haben solle? Damit man nun künftig nicht mehr auf Grund von Ausdrücken wie: »Es wird versichert — es wird gesagt — es wird berichtet,« mich des Unglaubens in Bezug auf das Ereigniß von La Salette beschuldige, so gebe ich, der Augenzeuge der Erscheinung vom 19. September 1846, welche gegenwärtig unter dem Namen von Unserer Lieben Frau von La Salette allgemein bekannt ist, — da ich nunmehr erwachsen, volle dreißig Jahre alt, im vollen Besitze meiner Geisteskräfte und frei und unabhängig bin, — hiermit die Erklärung, daß ich, weit entfernt, das nicht zu glauben, was ich auf dem h. Berge sah und hörte, im Gegentheil ganz bereit bin, zum Zeugniß und zur Vertheidigung der Wahrheit dieses großen Ereignisses mein Leben hinzugeben."

„Wir, die Kinder von La Salette," heißt es dann wieder, „sind in unserm Leben häufig verhört, und sehr oft ist uns widersprochen worden. Alle bis zum heutigen Tage gegen uns aufgestellten Voraussetzungen können auf drei zurückgeführt werden.

„1. Wir sind für Betrüger gehalten worden, gewandt genug, um eine Geschichte zu ersinnen, deren einzelne Theile erstaunlich wohl zu einander paßten und sich gegenseitig vortrefflich bekräftigten, ja für so dreiste Betrüger, daß wir wagten, den Betrug vor Achtung gebietenden Versammlungen zu behaupten, und glücklich genug waren, damit Glauben zu finden.

„2. Wir sind anderseits für Wesen angesehen worden, deren Einfalt an Blödsinn grenzt, ja für so dumm, daß wir uns zu

Werkzeugen eines Betrügers gebrauchen ließen, und zugleich für so eigensinnig, daß wir bei unserer dummen Ueberzeugung beharrten.

„3. Viele endlich haben eben so wenig an unsern Verstand als an unsere Einfalt glauben wollen und uns für nichts anderes angesehen, als für verdutzte Zuschauer eines Naturereignisses, das wir für ein Wunder ausgegeben.

„Dies alles hat man von uns gesagt; es war auch wirklich nichts weiteres zu finden, was man hätte sagen können. Unter tausend verschiedenen Formen sind diese Behauptungen an die Oeffentlichkeit gebracht und mit Erklärungen versehen worden, die zu ausführlich sind, um sie aufzuzählen, aber auch zu unwichtig, um sie näher zu untersuchen. Es ist aber doch gewiß auffallend, daß man, um ein Problem zu lösen, zu ganz widersprechenden Erklärungen seine Zuflucht nimmt, und noch auffallender ist es, daß die Mittel, durch welche man einer Schwierigkeit auszuweichen sucht, stets eine noch größere Schwierigkeit hervorrufen. Was wäre z. B. natürlicher gewesen, als daß man auf unsere Erzählung entgegnet hätte: »Kinder, ihr seid kleine Aufschneider.« Nichtsdestoweniger würden in diesem Falle viele Fragen sich erheben, so z. B.: Warum betrügen uns diese Kinder? Was für eine Absicht haben sie dabei? Wie haben sie ihr Complot geschmiedet? Welchen Erfolg mögen sie davon hoffen? Sind sie ehrgeizig und wünschen sie sich einen Namen zu machen? Sind sie geldgierig und wollen sie reich werden? Sind sie moralisch gesunken, und haschen sie nach neuen Freuden? — Denn man lügt nicht, bloß um zu lügen, besonders in einer so ernsten Sache und mit einer so unerschütterlichen Beharrlichkeit. Welche erstaunliche Frühreife besitzen diese Kinder! Sie müssen das menschliche Herz genau kennen; denn sie haben das Geheimniß entdeckt, die Neugierde des Publicums auf die höchste Spitze zu treiben, indem sie die Frage anregen, die in der Gegenwart das höchste Interesse einflößt, nämlich die Frage nach dem Uebernatürlichen. Sie haben mit einem auffallenden Scharfsinn alle Einwendungen, die gegen sie geltend gemacht werden konnten,

vorhergesehen. Die allerschärfsten Verhöre schrecken sie nicht; die verfänglichsten Fragen machen sie nicht verlegen; jedem Fallstrick entgehen sie durch klare und bestimmte Antworten. Verhört man sie zusammen oder einzeln, so stimmen ihre Angaben überein und vervollständigen und bekräftigen einander, selbst bis in die unbedeutendsten Einzelheiten. Theologen haben sich für überwunden erklärt; Juristen und Gelehrte, die anfangs mit starken Zweifeln auftraten, fürchteten bald, nur allzu klar zu sehen. Und diese kleinen, ränkevollen Betrüger, die eine so bewunderungswürdige Geschicklichkeit besitzen, sind demungeachtet so bescheiden, daß sie sich in ihrer Umgebung für rohe, unwissende Bauernkinder halten lassen, die träge und unbedacht, keiner Ausbildung fähig sind, die kaum ihren Katechismus lernen können und unterwegs die Bestellung vergessen, mit der sie beauftragt wurden; diese kleinen Teufel, die aus Bosheit die ganze Welt betrügen, sind zugleich so vollständige Heuchler, daß Jedermann sie für aufrichtig und unschuldig hält.

„Wer mich nun für einen Betrüger hält, möge jetzt meine Antwort vernehmen. Will man mich für schlau genug halten, einen solchen Betrug zu erfinden, und zu gleicher Zeit für so dumm, ihn gegen mein eigenes Interesse zu kehren? Da müßte große Verschmitztheit mit außerordentlicher Dummheit gepaart sein — zwei Eigenschaften, die doch nicht leicht zusammen vorkommen. Habe ich nach Glück, Ruhm und Vergnügen gehascht, so muß man eingestehen, daß ich meinen Zweck verfehlt habe; ich darf sagen, und ich sage es ohne Bedauern, nichts der Art habe ich gefunden. Ich sage noch mehr: meine Aussagen über die Erscheinung sind gerade die Ursache aller meiner Schicksale gewesen. Warum ließ man mich nicht in meinen Bergen? Mein Leben würde weniger unruhig und dafür glücklicher verflossen sein. Wenn ich unter meinen Landsleuten geblieben wäre, so würde ich die Erfahrung nicht haben machen müssen, was es kostet, unter Fremden zu leben; das Schwarzbrod meines Dorfes würde mir süßer gewesen sein, als die verfeinerten Speisen der großen Städte. Ja, wenn ich die Feigheit gehabt hätte,

zu widerrufen, dann würde ich ein reicher Mann sein! Gesetzt nun, ich wäre der Wahrheit untreu geworden; warum sollte es mir schwer fallen, meine Aussagen zu widerrufen, da ich doch wenigstens den Vortheil eines weitverbreiteten Scandals haben würde, und mein Name allgemein bekannt geworden wäre? Diejenigen, welche mir so viele Laster zuschreiben, werden doch nicht denken, daß ich mich scheuen würde, einen Scandal hervorzurufen?

„Doch zum Schluß. Wie ist es möglich, daß ich zugleich so scharfsinnig und so dumm, so verwegen und so schurkisch, so gottlos und so gewissenhaft sein sollte? Bin ich denn ein unerklärliches Ungeheuer, oder sind nicht vielmehr die Voraussezzungen meiner Gegner ungeheuerlich? Ist das letztere aber der Fall, so lasse man diese Voraussetzungen fallen; bin ich aber ein solches Ungeheuer, so erkenne man wenigstens an, daß dies ein eben so großes Wunder in der moralischen Weltordnung ist, als das Wunder, dessen Wirklichkeit ich behaupte.

„Aber freilich, unsere Gegner, sobald sie auf diesem Punkte überwunden sind, gehen zu dem entgegengesetzten Extrem über, und mit einer nie dagewesenen Kraft der Hexerei machen sie uns plötzlich zu kleinen Dummköpfen, die sich zu einem Betrug mißbrauchen lassen, den sie nachher selbst allenthalben verbreiten helfen. Auf diesen Kunstgriff habe ich Folgendes zu entgegnen. Wenn unsere Dummheit uns dahin brachte, etwas Irriges für wahr anzunehmen, so hat sie uns doch anderseits nicht verhindert, dem treu zu bleiben, was wir für Wahrheit hielten; wenn es also so leicht war, uns zu täuschen, warum war es so schwer, uns zu enttäuschen? Die Hartnäckigkeit gegenüber den ausgezeichnetsten Männern der Gegenwart, welche man uns vorwirft, sollte doch beweisen, wie wenig wir für den Einfluß Anderer empfänglich sind; und wenn die Gründe, die diese bedeutenden Männer vorbrachten, keine Wirkung auf uns hatten, ist das denn nicht ein Beweis, daß dieselben zu schwach waren den Thatsachen gegenüber, deren Zeugen wir sind?

„Warum macht man uns, jenachdem man es für pas-

send hält, bald zu leichtgläubigen Kindern, bald zu Personen von unüberwindlichem Eigensinn? Kann es denn zwei Wesen in uns geben, welche sich wechselseitig vernichten? Ehe man das Wunder von La Salette leugnet, sollte man doch versuchen, dieses moralische Wunder zu erklären!

„Nein, sagt man wieder, laßt uns diesen unschuldigen Kindern nicht länger Unrecht thun; sie glaubten etwas zu sehen, was nicht da war: die Wissenschaft erklärt ja jetzt viele Wunder auf's genaueste. Aber wie kann denn das sein? Melanie und ich wären also im gleichen Augenblick von derselben Täuschung ergriffen worden? Sonderbarer Weise wären unsere Ohren nicht minder als unsere Augen getäuscht worden, indem wir ganz dieselben Worte vernahmen? Müssen denn alle Gesetze der Natur ganz umgekehrt werden, um zu beweisen, daß die Natur nicht ein Mal in einem ihrer Gesetze umgekehrt wurde? Eine solche plötzliche geistige Störung, welcher keine Symptome vorhergingen und die keine Spur zurückließ, würde eben so außerordentlich sein wie die Thatsache, welche zu glauben man sich weigert."

Nun treffe der Leser seine Wahl und ziehe den Schluß, der ihm am besten zusagt; wer aber die Aussage der beiden Kinder nicht glaubt, wird sich stets vor unentwirrbaren Schwierigkeiten finden. Es ist dies ein Fall, in welchem man sich entweder zum Uebernatürlichen erheben, oder in's Absurde gerathen muß.

England.

I. Angelsächsische Gnadenorte.

Wenige Länder waren reicher an Gnadenorten der Mutter Gottes, als das alte katholische England; wegen der vielen Marienkirchen, die zum großen Theile noch stehen, trug es den ehrenden Titel „Mariens Brautschatz". Unter ihnen waren manche Wallfahrtsorte, welche nicht minder als Loreto und Einsiedeln die frommen Pilger mächtig anzogen. Aus den Legenden, welche uns die Gründungsgeschichte mancher dieser Kirchen erzählen, geht hervor, daß die Engländer des siebenten, zehnten und dreizehnten Jahrhunderts — wenn auch ohne Zweifel in vielen charakteristischen Zügen den Engländern der Gegenwart ähnlich — doch einen eben so lebendigen Glauben an das Uebernatürliche und eine eben so innige Frömmigkeit besaßen, wie die italienischen und spanischen Katholiken derselben Zeiten.

Wer immer die Verehrung der Mutter Gottes als einen wesentlichen Theil der christlichen Lehre betrachtet, bedarf keines Beweises, daß die Marien-Verehrung in England so alt ist, daß sie mit der Einführung des Christenthums genau zusammenfällt. Schon Wilhelm von Malmesbury, der in seinem Bericht über die Heldenthaten des Königs Arthur zuerst gegen die Märchen, welche über das Leben dieses britischen Helden in Umlauf waren, Einspruch erhebt, betrachtet es anderseits als historische

Gewißheit, daß der große Sieg beim Berge Badon durch den Beistand der Mutter Gottes gewonnen worden sei, da der König ihr Bild mit in den Kampf genommen habe. Auch wird erzählt, der König habe das Bild der Mutter Gottes auf die innere Seite seines Schildes malen lassen, und oft habe sie ihn auf wunderbare Weise geschützt. Dieser Schild soll seiner Zeit in einer Kirche London's ein Gegenstand öffentlicher Verehrung gewesen sein. Auch der Verfasser des „Atlas Marianus" erwähnt dieses Bild als Unsere Liebe Frau vom Schilde (Virgo de Clypeo).

Nach einer ehrwürdigen, in England allgemein bekannten Ueberlieferung soll ein kleines Gotteshaus aus geflochtenen Zweigen, das der h. Joseph von Arimathia hergestellt und der Heiland selbst zu Ehren Seiner göttlichen Mutter eingeweiht hätte, die erste christliche Kirche gewesen sein, die in England erbaut wurde. Wer nun auch immer der Gründer der Kirche von Glastonbury gewesen sein mag, so viel ist gewiß, daß sie der allerseligsten Jungfrau geweiht war; denn im Jahre 433 wird sie beschrieben als „eine alte und heilige Stätte, die Gott selbst erwählt und zu Ehren Seiner unbefleckten Mutter, der allerseligsten Jungfrau Maria, geheiligt" habe. Die später erbaute steinerne Kirche scheint den hh. Aposteln Petrus und Paulus geweiht worden zu sein; jedoch als der h. David im Jahre 530, gleich nach dem Schlusse seiner berühmten „Siegessynode" mit sieben seiner Suffragan-Bischöfe nach Glastonbury kam, fügte er an das östliche Ende der Kirche eine Kapelle, weihte sie der h. Jungfrau und schenkte zum Schmucke des Altars einen werthvollen Saphir. Dieser Edelstein, der „große Saphir" von Glastonbury genannt, wurde in einem goldenen Altar-Aufsatze angebracht und blieb dort, bis er zur Zeit der Kirchenspaltung in die Hände des raubgierigen Königs Heinrich VIII. fiel. Seit jener Stiftung des h. David sah man das ganze Gebäude als eine der allerseligsten Jungfrau geweihte Kirche an. Im Jahre 708 baute Ina, König der Westsachsen, aus Dankbarkeit für den gedeihlichen Fortgang seiner Regierung, welchen

er dem besondern Schutze Unserer Lieben Frau zuschrieb, sowohl Kirche wie Kloster von neuem auf und beschenkte beide mit verschwenderischer Freigebigkeit. Die so wiederhergestellte Kirche ward Unserer Lieben Frau und den hh. Aposteln Petrus und Paulus geweiht. Ina's Schenkungsbrief nennt sie jedoch immer „Kirche der h. Maria von Glastonbury". Dasselbe Document spricht von „vielen und unerhörten Wundern", welche diese heilige Stätte bereits berühmt gemacht hatten. Ina's Schenkungen verdienen als ein Beispiel königlicher Freigebigkeit im Einzelnen angegeben zu werden. Die von Ina an die Kirche angebaute Kapelle des h. Joseph ließ er ganz mit kostbaren Metallen bekleiden; er soll dazu 2640 Pfund Silber und für den Altar allein 264 Pfund Gold verwendet haben. Außerdem schenkte er ihr einen goldenen Kelch nebst Patene, zusammen zehn Pfund schwer, ferner ein goldenes, acht Pfund schweres Rauchfaß, zwei silberne, zwölf und ein halb Pfund schwere Leuchter, eine goldene, zwanzig Pfund schwere Decke für das Evangelienbuch, ein silbernes, zwanzig Pfund schweres Weihwasserbecken, endlich die Bilder des Heilandes, der allerseligsten Jungfrau und der zwölf Apostel, zu welchen 172 Pfund Silber und 28 Pfund Gold verwandt waren; außerdem eine Altardecke und Meßgewänder von künstlich gewobenem und mit Edelsteinen verziertem Goldstoff.[1])

Während des Einfalls der Dänen gerieth die von Ina und seiner Gemahlin so freigebig ausgestattete Kirche theilweise in Verfall; die Briten sowohl wie die Angelsachsen bewahrten

[1]) Aus einem nichts weniger als frommen Briefe Layton's an Cromwell ersehen wir, daß unter den Reliquien, die in Glastonbury aufbewahrt wurden, und welche die Visitatoren des Königs Heinrich VIII. gottesräuberischer Weise confiscirten, ein Stück von dem Gürtel und ein Stück von dem Kleide der h. Jungfrau sich befanden, so wie der Gürtel der h. Maria Magdalena, den die Kaiserin Mathilde geschenkt hatte. Unserer Lieben Frau Gürtel war, wie dort berichtet wird, „von rother Seide und wurde zu Frauen in Kindesnöthen gesandt". Man bewahrte dort auch einen Theil des heiligen Rockes.

ihr jedoch stets eine besondere Verehrung. Wiederhergestellt wurde sie durch den h. Dunstan. Von ihm wird erzählt, daß kurz vor seiner Geburt — wie dies oft mit großen Dienern Gottes, welche bestimmt waren, ein besonderes Werk in der Kirche zu vollenden, sich zugetragen hat — seiner Mutter Kyndreda ein besonderes Zeichen gewährt wurde, welches die künftige Größe ihres Kindes anzukündigen schien. Sie und ihr Gemahl wohnten am Feste Mariä Lichtmeß dem feierlichen Hochamt in der Kirche Unserer Lieben Frau bei und hielten nach der damaligen Sitte gleich allen Uebrigen die brennenden Wachskerzen in der Hand, welche sie nachher am Altare darbringen wollten. Plötzlich verloschen die Lichter. Während man sich nach der Ursache umsah, zeigte sich eine Flamme, die vom Himmel zu kommen schien und Kyndreda's Kerze wieder anzündete. Alle Anwesenden eilten nun mit ihren Kerzen zu ihr hin und entnahmen von ihrer Kerze auf's neue Licht. In diesem Ereigniß sahen die Eltern sofort die Vorbedeutung einer besondern Gnade für ihr Kind.

In Glastonbury erhielt der h. Dunstan die ersten frommen Eindrücke und hier entzündete sich seine außerordentliche Liebe zur allerseligsten Jungfrau. Nach einem kurzen Aufenthalte am Hofe des Königs Athelstan kehrte er hierher zurück und führte in einer Zelle, welche er sich selbst erbaute, das Leben eines Einsiedlers. Osbern, ein Mönch von Canterbury, der um das Jahr 1020 Dunstan's Leben schrieb, erzählt in demselben, es habe sich unter den Personen, die der Ruf seiner Heiligkeit nach Glastonbury gezogen, eine Frau aus königlichem Geschlechte befunden, Namens Ethelsgiva oder Ethelfleda, die von seinen Lehren so begeistert wurde, daß sie neben der Kirche Unserer Lieben Frau für sich eine kleine Wohnung erbauen ließ, wo sie bis an ihr Ende verblieb und alle ihre Zeit dem Besuche der Kirche, dem Almosenspenden und andern frommen Uebungen widmete. Ethelsgiva trug dieselbe Verehrung zu Unserer Lieben Frau von Glastonbury, wie ihr geistlicher Vater. Sie sorgte reichlich für Mittel, den Gottesdienst in ihrem Lieblingsheilig-

thume in geziemender Weise zu feiern. Unsere Liebe Frau verlieh ihr dafür manche Gnaden und sie soll alles erlangt haben, um was sie betend zu ihr flehte. „Als König Athelstan," so erzählt Osbern, „einst nach Glastonbury kam, besuchte er auch die Marienkirche wegen des Rufes der Heiligkeit, der diese Stätte auszeichnete. Ethelsgiva hörte dies und lud ihn ein, in ihrem Hause ein wenig auszuruhen und sich dort durch Speise und Trank zu erquicken. Der König willigte ein, obgleich ungern und nur, weil er sie nicht beleidigen wollte, da sie ihm verwandt und überdies eine so fromme Magd Gottes war. In ihrer Freude darüber machte Ethelsgiva sich daran, alles für den königlichen Besuch Erforderliche selbst zu bereiten. Von allem war schließlich ein hinreichender Vorrath vorhanden, nur nicht von Meth, einem Getränke, dem die Engländer sehr zugethan sind, von dem sie aber sehr wenig besaß. Da sie nun fürchtete, der Mangel an Meth werde die Fülle des Uebrigen in Schatten stellen, so begab sie sich zur Kapelle Unserer Lieben Frau, um diese in ihrer Noth um Beistand anzurufen. Sie warf sich dort nieder und flehete, ihre gute Mutter möge durch ihre Fürbitte von Gott erwirken, daß der Meth sich zur Genüge vermehre. Und, erstaunlich ist es zu sagen, der König und eine große Menge aus seinem Gefolge setzten sich zu Tische und Alle nahmen reichlich von dem genannten Getränk zu sich; das Gefäß, aus dem es geschöpft wurde, blieb jedoch stets gefüllt. Als der König sich entfernte, schien kaum etwas dem Gefäß entnommen."

Es gibt wenige englische Heiligen, deren Heiligkeit einen so durchaus contemplativen Charakter trägt, als die des h. Dunstan, und wenige, von denen mehr Visionen, Ekstasen und himmlische Gnaden erzählt werden. Als Dunstan bereits auf dem erzbischöflichen Stuhle saß, behielt er seine strengen einsiedlerischen Uebungen bei; er verbrachte einen großen Theil der Nacht mit Gebet und Wachen. „Als er zu Canterbury lebte," sagt sein Lebensbeschreiber, „war es seine Gewohnheit, die heiligen Stätten nächtlich zu besuchen, und sich dort Gott in Reue

und Zerknirschung zu opfern. So begab er sich einst nach seiner Gewohnheit in stiller Nacht zur Kirche der hh. Apostel Petrus und Paulus, wo der selige Augustinus und andere Väter der Kirche von Canterbury begraben liegen, und verblieb dort knieend lange Zeit im Gebete. Dann ging er weiter zur Kapelle der allerseligsten Jungfrau Maria, welche in dem östlichen Theile des Klosters lag.[1]) Als er näher kam, hörte er drinnen die Worte singen: »Gaudent in coelis animae sanctorum, qui Christi vestigia sunt secuti — Es freuen sich im Himmel die Seelen der Heiligen, welche Christi Fußstapfen gefolgt sind.« Ganz betroffen blieb er vor der verschlossenen Thüre stehen und blickte durch eine Spalte. Die Kapelle war glänzend erleuchtet, und in ihr saßen weißgekleidete Gestalten, welche dieses Lied zu singen schienen. Ein anderes Mal, als er sich in gleicher Absicht Nachts nach der Kirche Unserer Lieben Frau begab, kam die gebenedeite Jungfrau der Jungfrauen, von einem Chor von Jungfrauen umgeben, ihm entgegen und führte ihn mit großen Ehren in ihr Heiligthum, indem Zwei von dem sie begleitenden Chore vorangingen und den Hymnus von Sedulius sangen:

Cantemus, sociae, Domino, cantemus honorem;
Dulcis amor Christi personet ore pio.

Genossinnen, singet dem Herrn, singet zu Christi Ruhm;
Von der süßen Liebe des Herrn töne der fromme Gesang.

Nachdem der ganze Chor diesen Vers wiederholt hatte, fuhren zwei andere, die beiden ersten Sängerinnen ablösend, in dem Hymnus fort und sangen:

[1]) Quod in orientali ipsius monasterii parte situm erat (Vita S. Dunstani). Eadmer sagt ganz bestimmt in seinem umständlichen Bericht über die alte Kathedrale, wie sie vor der Zeit Lanfranc's bebestand, daß die Kapelle Unserer Lieben Frau sich am Westende der Kirche befand. Wir müssen jedoch bedenken, daß das Gebäude, welches er beschreibt, nicht dasselbe ist, wie das, welches zu Dunstan's Zeiten existirte. Letzteres hatten die Dänen im Jahre 1011 niedergebrannt und nachdem Kanut es wieder aufgebaut, zerstörte eine Feuersbrunst es auf's neue im Jahre 1067. Eadmer's Beschreibung scheint sich auf Kanut's Bau zu beziehen.

Primus ad ima ruit magna de luce superbus:
Sic homo cum tumuit primus ad ima ruit.

Der Erste der Stolzen stürzte zum Abgrund hinab vor dem Lichte:
So auch der erste Mensch, als er übermüthig geworden.

Auf diese Weise sang der ganze Chor abwechselnd mit den beiden Paaren der Vorsängerinnen den Hymnus weiter, bis der Mann Gottes die Kirche betreten hatte."

Die Kapelle Unserer Lieben Frau zu Canterbury, in welcher diese himmlischen Erscheinungen stattfanden, ist nicht mehr vorhanden. Wir werden jedoch bald sehen, daß in der unterirdischen Kapelle, in welcher der h. Dunstan begraben liegt, später ein berühmtes Heiligthum der allerseligsten Jungfrau sich erhob.

Die Liebe des h. Dunstan für die Mutter Gottes hatte wahrscheinlich auch Einfluß auf die angelsächsischen Fürsten, deren Rathgeber er war. Alle Geschichtschreiber bezeichnen sie nämlich als besondere Verehrer Maria's. So legte Edgar der Friedfertige sein Scepter auf den Altar Unserer Lieben Frau von Glastonbury nieder und stellte feierlich sein ganzes Reich unter ihren Schutz. Der h. Edward der Martyrer vereinigte seine Autorität mit der des Erzbischofs in einer feierlichen Erklärung zu Gunsten der Wallfahrten zu einem der Heiligthümer Unserer Lieben Frau. Als im Jahre 977 Sideman, Bischof von Crediton in Devonshire, während des großen Concils von Kirtlington starb, entschieden der König und der Erzbischof, er solle in dem Münster der h. Maria zu Abingdon, welches der h. Ethelwold vor Kurzem restaurirt hatte, begraben werden. Seine Gebeine wurden demgemäß dorthin gebracht, und das Concil erklärte zugleich: „es solle dem Landvolke gestattet sein, fromme Wallfahrten nach der Kirche der h. Maria von Abingdon zu unternehmen. [1])

[1]) Ordinarunt jam nunc rex Edwardus et Dunstanus Archiepiscopus, ut homines religionis causa ad ecclesiam S. Mariae Abbandunensem peregrinarentur, quod et fecerunt. — Spelman, Concilia, vol. I. p. 493. (Es verfügten nun der König Edward und der Erzbischof Dunstan, daß die Leute zu einem frommen Zwecke zur

Um die Zeit ungefähr, als Ina die Kirche von Glastonbury wieder in Stand setzte, erhoben sich an den Ufern des Severn die Gnadenorte Evesham, Tewkesbury und Worcester. Alle wurden mit der Zeit Wallfahrtsorte. Evesham soll seine Gründung einer wunderbaren Erscheinung verdanken. Zu Anfang des achten Jahrhunderts war das Thal, welches jetzt wegen seines reichen Anbaues der Garten England's heißt, eine öde, mit Dornen und Gestrüpp überwachsene Wildniß. Egwin, der dritte Bischof von Worcester, begehrte den Strich Landes von Ethelred, dem Könige von Mercia, zur Weide für die dem Kloster gehörenden Schweine. Der König gewährte die Schenkung. Seitdem pflegten vier Hirten hier das Vieh zu hüten. Einer von ihnen, Namens Eoves, drang eines Tages weiter in das Dickicht ein und erblickte an einer bestimmten Stelle eine Frau mit zwei Jungfrauen zur Seite. Sie waren überaus schön und glänzten in einem die Sonne bei Weitem überstrahlenden Lichte. Die Frau hielt ein Buch in der Hand und sang mit ihren Gefährtinnen in wunderbar schöner Weise die Psalmen. Fast geblendet durch den Glanz der Erscheinung, eilte der arme Hirt erschreckt und zitternd heim und meldete dem Bischof, was ihm widerfahren sei. Dieser überlegte alles reiflich bei Gebet und Fasten, nahm dann drei Begleiter mit sich und begab sich unter dem Gesang von Psalmen und frommen Gebeten barfuß nach dem Thal. Beim Dickicht angekommen ließ Egwin seine Begleiter zurück und begab sich allein zu der bezeichneten Stelle. Er warf sich dort nieder und flehte die göttliche Gnade an. Als er sich wieder erhob, erblickte er die drei herrlich leuchtenden Gestalten ebenso, wie sie dem Eoves erschienen waren. Die in der Mitte stehende übertraf an Glanz bei weitem ihre Gefährtinnen. Sie erschien ihm weißer als der Schnee, schöner als die Rose, und verbreitete einen unbeschreiblich angenehmen Wohlgeruch. In ihrer Hand hielt sie ein Buch

Kirche der h. Maria zu Abingdon wallfahren dürften, was sie auch thaten.)

und ein goldenes, glänzend strahlendes Kreuz. Während Egwin bei sich dachte, es könne Niemand anders sein, als die gebenedeite Gottesmutter, streckte sie die Hand aus, wie um ihm zu bedeuten, er habe recht geurtheilt, und segnete ihn mit dem Kreuze, indem sie es zu ihm hinneigte. Darauf verschwand das Gesicht. Egwin war außerordentlich erfreut über die ihm zu Theil gewordene Erscheinung und er erkannte darin eine Weisung Gottes, an jener Stätte eine Kirche zu erbauen und dieselbe der allerseligsten Jungfrau zu weihen. Denn als er beim Antritt seines bischöflichen Amtes vielen Versuchungen und Verfolgungen von Seiten seiner Gemeinde ausgesetzt gewesen, deren heidnischen Sitten er sich muthvoll widersetzte, hatte er gelobt, dem Herrn ein Gotteshaus zu bauen, wenn es ihm gefiele, ihn aus dieser Prüfung zu erretten. Er ließ deshalb die Stelle lichten und unternahm den Bau, welcher im Jahre 701 unter Mithülfe Offa's, des Königs der Ostangeln, so wie Ethelred's und Coenred's, der beiden Könige von Mercia, vollendet ward. In der Schenkungsurkunde von Coenred und Offa vom Jahre 709 bestätigen diese feierlich das Geschenk „jenes Ortes, woselbst die seligste Jungfrau Maria sich dem ehrwürdigen Egwin zeigte." Ein Erlaß, den Egwin selbst im Jahre 714 veröffentlichte, und der auch die Unterschriften der beiden Könige trägt, enthält einen umständlichen Bericht der bereits erzählten Ereignisse.

Die Geschichte der Gründung von Evesham ist überdies auch auf dem Siegel der Abtei dargestellt. Die eine Seite desselben zeigt den h. Egwin, wie er in knieender Stellung das Bild der Abtei empor hält, und die andere Seite die drei ihm erschienenen Jungfrauen. Unten sieht man auf einer Art Kleeblatt, wie Eoves seine Schweine im Walde hütet, und rund umher zieht sich folgende Legende: Eowes her wenede mit was swin Ecgwin clepet Vis Eovishom, zu deutsch: „Hier wandelte Eoves mit seinen Schweinen; Egwin nannte es Vis (oder Vic) Eoveshom," das heißt Evesham der Wicci, wie die Bewohner von der Grafschaft Worcester damals hießen.

In spätern Zeiten ward Evesham ein beliebter Wallfahrts-

ort. Es befanden sich dort verschiedene Bilder Unserer Lieben Frau, welche das Volk insgesammt, wie der Mönch von Evesham uns mittheilt, in großer Verehrung hielt. „Wirklich waren in dieser Kirche," sagt er, „drei oder vier Bilder unserer gebenedeiten heiligen Maria, die auf ihrem Schooße das Bild unseres Heilandes Jesus Christus in der Gestalt eines Knäbleins hielt. Sie waren jedes auf einen Altar gestellt, ganz schön gemalt, und schön geschmückt mit Gold und verschiedenen Farben, zur Freude des Volkes, welches ihnen hohe Verehrung bezeigte. Vor jedem Bilde hing eine Lampe, welche nach der Sitte eben dieser Kirche an jedem großen Feste des Jahres Tag und Nacht von der ersten bis zur zweiten Vesper vor den besagten Bildern der gebenedeiten heiligen Maria brannte."

Fast eben so berühmt war die Kirche Unserer Lieben Frau von Tewkesbury, welche die beiden Herzoge Oddo und Dodo im Jahre 715 erbauten. Wilhelm von Malmesbury meint, der Name des Ortes sei eine Verdrehung des Wortes Theotocosbiria d. i. Curia Dei Genitricis, Haus der Gottesgebärerin. Nach Andern soll der Name von einem Einsiedler Namens Theokus herkommen, welcher an den Ufern des Severn wohnte. Das Bild Unserer Lieben Frau, in dessen Besitz die Kirche war, entging durch ein besonderes Glück zur Zeit der Reformation der Zerstörung, indem die Behörden sich scheuten, das Volk, das eine ungewöhnliche Verehrung zu dem Bilde trug, zum Unwillen zu reizen. Unter der Regierung Jacob's I. aber fand sich ein Bewohner der Stadt, der in seinem puritanischen Eifer die Anwesenheit eines Ueberbleibsels der alten Religion nicht länger dulden mochte. Er hielt bei der Obrigkeit an, ihm dasselbe auszuliefern, und dies geschah. Um seine Verachtung des heiligen Bildes zu zeigen, ließ er es aushöhlen und benutzte es als Wassertrog für seine Schweine. Alle Schweine jedoch, die daraus tranken, wurden krank und starben, und die Kinder des Frevlers wurden lahm, blind oder sonst krüppelhaft. Der alte steinerne Trog, an dessen Stelle das entheiligte Bild gesetzt worden war, wurde neben einem Brunnen

befestigt, um diejenigen, die dorthin zum Wasserschöpfen kamen, vor dem Ausgleiten zu bewahren. Der unglückliche Mann kam einst zufällig des Weges und stürzte unversehens über jenen Steintrog in den Brunnen, wo er elendiglich ertrank. Dies war um's Jahr 1625; durch einen Privatbrief aus England erhielt der Jesuit Wilhelm Gumppenberg Mittheilung von diesen Umständen und nahm sie in seinen schon erwähnten »Atlas Marianus« auf.

Ein anderes in der angelsächsischen Zeit gegründetes Heiligthum befand sich zu Coventry. Graf Leofric und seine Gemahlin Godiva erbauten dort im Jahre 1043 das Benedictiner-Kloster zur h. Maria. Die Kirche war ihrer außerordentlichen Reichthümer wegen unter allen Kirchen England's besonders berühmt. Godiva gab alle ihre Schätze her und ließ durch geschickte Goldschmiede Kreuze, Bilder und andern Kirchenschmuck in Unzahl daraus anfertigen. Wilhelm von Malmesbury sagt, diese heilige Stätte sei so reich an Gold und Silber gewesen, daß es geschienen habe, die Wände seien zu eng, um alles zu fassen, und die Beschauer wären davon so geblendet worden, daß sie geglaubt hätten, nichts Wirkliches sondern einen Zauber zu sehen. Selbst die Tragsäulen der Altäre waren mit köstlichen Metallen ganz überzogen. Zur Zeit des Wilhelm Rufus soll Robert von Limesay, Bischof von Chester, der wegen der Reichthümer, die Coventry enthielt, seinen Sitz von Chester dahin verlegt hatte, von einer dieser Stützen für 500 Mark Silber abgeschabt haben, so wird erzählt.

Der reichste und berühmteste Schmuck dieser Kirche war ein Rosenkranz von Edelsteinen. Godiva hatte auf ihrem Sterbebette den Wunsch ausgesprochen, man möchte ihn um den Hals des Bildes Unserer Lieben Frau hängen. Er soll 100 Mark Silberwerth gehabt haben. Die Edelsteine waren auf eine Schnur gezogen und wurden nach Art des Rosenkranzes benutzt; denn Godiva, „hatte die Gewohnheit, ihre Gebete herzusagen, indem sie einen der Edelsteine faßte, mit dem ersten beginnend, und dann von Stein zu Stein weiter ging, so daß keine Gefahr

war, die Zahl von Gebeten zu vergessen, welche sie zu sprechen sich vorgenommen hatte.“ Sie drückte auch den Wunsch aus, Jeder, der aus Andacht die Kirche zu besuchen käme, möge so viele Gebete sprechen, als Steine an ihrem Rosenkranze wären.

Eine bestimmte Anzahl von Pater Noster und Ave Maria's mit Hülfe einer Schnur von Kügelchen zu beten, war bei den Angelsachsen ein alter Gebrauch, und die Geschichtschreiber der Benedictiner, welche die Ehre, Unserer Lieben Frauen Psalter, wie man den Rosenkranz damals nannte, eingeführt zu haben, für den h. Benedict beanspruchen, geben gewöhnlich an, der ehrwürdige Beda habe diese Gebetsform im achten Jahrhundert verbreitet. Pater Gabriel Bucelin erklärt in seiner »Chronologia Benedictino-Mariana«, daß diese in England so allgemeine Andacht außerordentliche Gnadenwirkungen herbeigeführt habe, und daß manche Siege über die Dänen in Folge dessen errungen worden sein. Er fügt hinzu, daß die Engländer, welche aus ihrem eigenen Lande geflohen, um der dänischen Gewaltherrschaft zu entgehen, ihre beliebte Andacht beibehielten und so zu Werkzeugen der Verbreitung derselben in andern Ländern wurden, wo sie außer Gebrauch gekommen war. Alan de la Roche, der berühmte Dominicaner, der durch seine Predigten im fünfzehnten Jahrhundert so viel zur Verbreitung des Rosenkranzes beitrug, erkennt den Anspruch der Benedictiner auf die erste Verbreitung desselben an und erwähnt besonders den Umstand, daß die alten Bilder der allerseligsten Jungfrau mit Rosenkränzen in den Händen dargestellt waren. In spätern Zeiten hatten viele Marienbilder den Rosenkranz um den Hals geschlungen, so daß Godiva's Vermächtniß keineswegs allein dasteht.

Unter der unruhigen Regierung des Königs Stephan bemächtigte sich Robert Marmion, Herr von Tamworth, des Klosters der h. Maria. Er vertrieb die Mönche und machte aus der Kirche eine Burg, in welcher er sich gegen den Grafen von Chester behauptete. Roger von Hovedon und Heinrich von Huntingdon erzählen uns, daß viele Leute gesehen hätten, wie aus

dem Fußboden der Kirche und des daranstoßenden Klosters Blut hervorquoll, zum Zeichen des göttlichen Zornes über den begangenen Frevel. Ersterer versichert sogar, er habe diese Zeichen mit eigenen Augen gesehen. Wie immer es mit der Wahrheit dieses erstaunlichen Wunders stehen möge, gewiß ist, daß nicht lange nachher das Gericht des Himmels den Kirchenschänder ereilte. Als er eines Tages einen Ausfall gegen den Feind unternahm, stürzte er in einen der Laufgräben, welche er selbst hatte graben lassen, und ward durch einen Pfeil am Fuße verwundet. Er machte sich anfangs nichts aus der Verletzung, welche ohne Bedeutung zu sein schien; sie führte jedoch bald seinen Tod herbei, und zwar bevor noch der Kirchenbann, der seiner Verbrechen wegen auf ihm lastete, von ihm genommen war.

Leofric und Godiva liegen unter den beiden Portalen der von ihnen gestifteten Kirche begraben. Neben den vielen Wohlthaten, die sie dem Kloster Coventry zufließen ließen, machten sie auch an andere Kirchen bedeutende Schenkungen, besonders an die berühmten Gnadenorte Unserer Lieben Frau zu Evesham, Worcester und Stow, von denen der letztere das Mutterhaus der Abtei Eynsham bei Oxford war.

Die ältesten Urkunden der Abtei Eynsham erwähnen folgende, mit dem Gegenstande unserer Untersuchung in enger Verbindung stehende Geschichte. Unter der Regierung Heinrich's I. lebte zu Eynsham ein Mönch, der die allerseligste Jungfrau besonders verehrte und mancherlei Gnaden von ihr empfangen hatte. Eines Tages stand er am Sterbebette eines der jungen Leute, die in dieser Abtei ausgebildet wurden, und erkannte, wie die Dämonen ihn umgaben und sich bemühten, ihn mit allerlei Versuchungen zu beunruhigen. Die Umstehenden besprengten den Sterbenden mit Weihwasser; doch hörten die bösen Geister nicht auf, ihn zu quälen. Da rief der Mönch Unsere Liebe Frau um ihren Schutz an. Sie erschien und vertrieb durch ihre Gegenwart die Dämonen. Und nicht bloß sah sie ihr frommer Verehrer, der Mönch, sondern auch der Kranke selbst, der seine Dankbar-

keit dadurch zu erkennen gab, daß er das Responsorium: Gaude Maria Virgo zu singen begann. Mitten im Verse verließ ihn das Gedächtniß, doch der Mönch ließ ihn das Gebet nachsprechen, und bei den letzten Worten hauchte er seine Seele aus.

Auch in London waren zur Zeit der Sachsen viele Pfarrkirchen der Mutter Gottes geweiht, und der Geschichtschreiber Florenz von Worcester berichtet, daß die Bürger der Stadt eine große Verehrung zur Mutter Gottes gehabt hätten. Sie bewiesen dies ganz besonders im Jahre 994, als die Könige Olaf von Norwegen und Sweyn von Dänemark in 94 Fahrzeugen, deren jedes mit drei Ruderbänken versehen war, die Themse hinaufsegelten, die Stadt angriffen und an mehrern Stellen Feuer anlegten. Es war gerade das in hohen Ehren gehaltene Fest Mariä Geburt. Der Hauptangriff geschah, wie es scheint, während die Londoner in der Kirche waren und den Schutz der Königin des Himmels gegen die Horde der Barbaren anflehten, „deren Hände mit dem Blute der Priester geröthet und durch die Beraubung der Kirchen verunreinigt waren".

Der Ueberfall war ein unvermutheter; doch ließen die Londoner nicht den Muth sinken, sondern eilten aus den Kirchen auf die Wälle, und es glückte ihnen, den Feind zurückzuwerfen. Dies gelang auf so wunderbare Art und sie fanden so wenig Widerstand von Seiten der Heiden, daß sie nicht anstanden, diesen Sieg der besondern Hülfe der allerseligsten Jungfrau zuzuschreiben.

II. Altenglische Gnadenorte.

In der Schlacht von Hastings befand sich bei der Armee Wilhelm's des Eroberers ein Prälat, der als Erbauer der Kathedrale von Coutances in der Normandie in den Annalen seiner Zeit gerühmt wird. Coutances ist zwar kein englischer Gnadenort; doch müssen wir ihm hier unsere Aufmerksamkeit

zuwenden, weil die außerordentlichen Gnadenwirkungen, deren Schauplatz er fast unmittelbar nach seiner Erbauung ward, an Umstände sich knüpfen, die der Geschichte Englands angehören. Gottfried von Montbray, Bischof von Coutances, ist es nämlich, der zuerst den „Spitzbogenstil" in der Baukunst eingeführt haben soll. Seine Kathedrale, welche keinen geringen Theil ihres Schmuckes der Geschicklichkeit englischer Künstler verdankte, ward im Jahre 1056 der allerseligsten Jungfrau geweiht. Bald nach der Eroberung Englands durch den Normannen-Herzog Wilhelm wurde Gottfried bestimmt, seine Kirche durch eine neue Kapelle zu vergrößern und ein neues Fest dort einzuführen, und zwar durch die berühmte Vision des Abtes Helsinus von Ramsay.

Herzog Wilhelm hatte diesen im Jahre 1070 als Gesandten an den dänischen Hof geschickt. Ein fürchterlicher Sturm ereilte ihn auf der Fahrt, und in seiner Noth empfahl er sich Gott und der allerseligsten Jungfrau. Da erblickte er einen ehrwürdigen Mann, der auf den Wellen ging; dieser versprach ihm, daß sowohl er wie seine Gefährten den Hafen in Sicherheit erreichen sollten, wenn Helsinus sich verbindlich machen wolle, bei seiner Rückkehr nach England jährlich am 8. December das Fest der Empfängniß der allerseligsten Jungfrau zu feiern und, so viel es in seiner Macht stände, für die Verbreitung dieser Feier zu sorgen. Bereitwillig gab Helsinus dieses Versprechen und erfüllte es getreulich. Bei seiner Rückkehr nach England führte er nicht allein das Fest in seiner eigenen Abtei zu Ramsay ein, sondern er zog durch das Land weit umher, bei Reich und Arm diese Andacht empfehlend. Zu demselben Zwecke begab er sich dann nach der Normandie, wo seine Worte mit der größten Begeisterung aufgenommen wurden. Alle normännischen Bischöfe kamen auf einer Synode zusammen und beschlossen die Feier des Festes der Empfängniß in der ganzen Provinz einzuführen. Es hieß deshalb in Frankreich unter dem Volke auch das Fest der Normannen. Dreißig Jahre später vermochte der h. Anselm, Erzbischof von Canterbury, die englischen Bischöfe,

dem Beispiele der Prälaten der Normandie zu folgen, und bald verbreitete sich diese Andacht von dort auch in andere Länder. Sie gab Anlaß zu mancherlei Bruderschaften und frommen Stiftungen. Niemand jedoch zeigte sich thätiger bei ihrer Verbreitung als Gottfried von Montbray. Er weihte die erwähnte, an seine Kathedrale anstoßende große Kapelle zu Ehren dieses Geheimnisses. Ein Bild der allerseligsten Jungfrau, das diese Kapelle zierte, wurde bald der Gegenstand einer so großen Verehrung Seitens des Volkes, und die Wunder, welche dort geschahen, waren so staunenswerth, daß Gottfried einen seiner Kanoniker beauftragte, einen authentischen Bericht über die sich täglich ereignenden Begebenheiten aufzusetzen. Von dieser Sammlung, welche nach der Farbe des Einbandes das schwarze Buch hieß, versichert der Verfasser feierlich, daß nichts darin niedergelegt sei, wovon nicht er und andere Mitglieder des Kapitels selbst Zeugen gewesen.

Die blutigen Kriege zwischen den Anhängern des Grafen Stephan von Blois und denen der Königin Mathilde, der Enkelin des normännischen Eroberers, zwangen diese eifrige Verehrerin Mariens im Jahre 1145 zur Flucht nach der Normandie. Bei ihrer Ueberfahrt erhob sich im Canal ein Sturm, der den Untergang des Schiffes befürchten ließ. Jedermann an Bord des Schiffes hielt sich für verloren; die Königin allein zeigte keine Furcht. „Muth,“ sagte sie, „Unsere Liebe Frau vermag alles! Wenn wir zu ihr unsere Zuflucht nehmen, so wird sie uns sicherlich zu Hülfe kommen. Ich gelobe ihr, wenn wir das Land glücklich erreichen, dort zu ihrer Ehre eine Kirche zu bauen, wo unser Fuß es zuerst berührt, und sobald wir Land sehen, Unserer Lieben Frau für ihre gute Hülfe ein Loblied zu singen.“ So wie sie das Gelübde gethan hatte, schien der Sturm nachzulassen, und ein günstiger Wind trieb das Schiff alsbald der normännischen Küste zu. Als der wachhabende Matrose von der Spitze des Mastes das Land entdeckte, rief er eiligst: »Cante, Reyn, vechi terre (Singet, Königin, hier ist Land)!“ Sogleich stimmte die Fürstin ihr Loblied an, und Ritter und

Schiffsmannschaft sangen es mit lautem Jubel. Das Schiff warf Anker in der kleinen Bucht von Equeurdreville. Die Königin stieg in Cherbourg an's Land; sie bestimmte sogleich die Stelle zum Bau einer Kapelle, die „Unsere Liebe Frau vom Gelübde" genannt wurde. Die Königin legte selbst den Grundstein, und unter ihrem Sohne, Heinrich II., wurde der Bau vollendet. Derselbe stand noch bis zum Jahre 1793, wo die revolutionäre Regierung den Abbruch verordnete, um den Hafen von Cherbourg zu erweitern. Seitdem hat man jedoch eine neue und prachtvolle Kirche, zwar nicht auf derselben Stelle, aber doch unter demselben Namen wieder erbaut.

Viele der normannischen Kirchenfürsten, die Wilhelm der Eroberer mit einem englischen Bischofssitze belehnte, waren ausgezeichnete Baumeister, welche in England eine Menge von prachtvollen Kathedralen und Pfarrkirchen erbauten. Eine im Jahre 1075 in London gehaltene Synode, bei welcher der Erzbischof Lanfranc den Vorsitz führte, entschied für die Verlegung der bischöflichen Sitze aus Dörfern und unbefestigten Städten nach einem bedeutendern Platze des Bisthums. So wurde der Sitz von Dorchester bei Oxford nach Lincoln verlegt, wo Bischof Remigius, der im Gefolge des Eroberers gewesen war, eine prachtvolle Kathedrale aufführte. Er beabsichtigte, sie der allerseligsten Jungfrau zu weihen; allein er starb einen Tag vor der anberaumten Feier.

Die Marienkirche von Lincoln gehört zu den Heiligthümern, zu denen die Engländer stets eine besondere Verehrung hegten. Die Einwohner von Lincoln hielten es im Bürgerkriege mit dem König Stephan. Sie hatten Maria zu ihrer besondern Beschützerin gewählt und schrieben ihrer Fürsprache den glänzenden Sieg zu, den sie im Jahre 1147 über den Grafen von Chester erlangten, indem sie ihn mit einem beträchtlichen Verluste von ihren Wällen zurückschlugen. Hovedon sagt hierüber: „Die siegreichen, von Freude erfüllten Bürger von Lincoln gaben ihrer Beschützerin, der Jungfrau der Jungfrauen, mächtig, großen Dank und Preis." Von da an nahm der Ruhm

Unserer Lieben Frau von Lincoln stets zu, und reiche Geschenke wurden dem Heiligthum zu Theil.

Auf der erwähnten Synode vom Jahre 1075 wurde auch beschlossen, den alten ostanglischen Bischofssitz von Elmham in Norfolk nach Thetford in derselben Provinz zu verlegen, wo eine der allerseligsten Jungfrau geweihte Kirche sich damals schon befand. Der auf diesen Sitz erhobene normännische Prälat Herfast baute mit dem Beistande des Ritters Roger Bigod diese Kirche größer wieder auf und machte sie zur Kathedrale seines Sprengels. Doch sollte der Bischofssitz nicht lange in Thetford bleiben. Im Jahre 1094 verlegte Herbert Losinga ihn nach Norwich, wo er seitdem geblieben ist. Von da an kam Thetford, die alte Hauptstadt des Königsreichs der Ostangeln, in Verfall. Diese Verlegung scheint den Einwohnern von Thetford großen Kummer verursacht zu haben, obgleich Roger Bigod sie dadurch zu entschädigen suchte, daß er eine Genossenschaft von Cluniacenser-Mönchen aus dem Priorat von Lewes an die vereinsamte bischöfliche Kirche versetzte. Er kaufte die Kirche zur h. Maria nebst den dazu gehörenden Ländereien und begann ein Kloster zu bauen. Der einige Jahre später zum Prior erwählte gelehrte Mönch Stephan überzeugte sich jedoch bald, daß die für das Kloster bestimmte Stelle sehr wenig passend sei, da die Häuser der Stadt dieselbe dicht umgaben. Er wählte deshalb mit Zustimmung des Gründers einen weiten, schön gelegenen Platz außerhalb der Stadtmauern auf der andern Seite des Flusses. König Heinrich I., der in Thetford Hof hielt, bestätigte diese Wahl, und Herbert, Bischof von Norwich, that eigenhändig den ersten Spatenstich zum Fundament. Allein acht Tage darauf starb Roger Bigod. Dennoch gelang es dem Prior, allen Schwierigkeiten zum Trotz, den Bau zu vollenden, und im Jahre 1114 wurden die neuen Gebäude in Gebrauch genommen. Unter den aus dem alten Kloster herübergebrachten Gegenständen von Werth befand sich ein Bild der allerseligsten Jungfrau, das früher über dem Hochaltar der alten bischöflichen Kirche zur h. Maria gestanden hatte. In der neuen Kirche

erhielt es denselben Ehrenplatz; allein im Laufe der Zeit verdrängte ein neues, schöneres Bild das ehrwürdige Werk alter Kunst, dem ein einsamer Winkel angewiesen wurde. Nach wenigen Jahren jedoch zog dieses alte Bild die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Johann Brame, ein Mönch von Thetford, erzählt in einem noch im Corpus-Christi-Collegium zu Cambridge aufbewahrten Manuscripte die Geschichte folgendermaßen: „Um jene Zeit lebte zu Thetford ein armer Handwerker, der seit Langem an einer unheilbaren Krankheit litt. Unaufhörlich flehte er die allerseligste Jungfrau um Genesung an. Da erschien sie ihm einst in der Nacht und theilte ihm mit, er müsse, wenn er gesund werden wolle, eiligst zum Prior des Klosters gehen und denselben in ihrem Namen beauftragen, an der Nordseite des kürzlich wiederhergestellten Chores eine Kapelle zu bauen. Doch erst nachdem die Erscheinung zum dritten Male stattgefunden hatte, gab der Mann diesem Auftrage Folge. Der erstaunte Prior befolgte den Befehl und begann den Bau einer hölzernen Kapelle. Allein der Kranke erschien wieder und verkündete ihm den Wunsch der Mutter Gottes, die Kapelle aus Stein zu erbauen; zugleich bezeichnete er auch genau den Platz, wo dieselbe stehen müsse. Aber der Prior trat eine Reise an, und als der Handwerksmann nochmals wiederkam und ihn nicht traf, führte er einen der ältern Mönche an die bestimmte Baustelle, und dieser so wie Alle, die es sonst sehen wollten, sahen dort während zweier Stunden ein herrliches, mit Gold und Juwelen geschmücktes Kreuz, welches aber nachher wieder verschwand. Dieses Zeichens ungeachtet zögerte der Prior nach seiner Rückkehr noch immer, den Bau zu beginnen. Da erschien die allerseligste Jungfrau einer Frau in der Stadt und beauftragte sie, zum Kloster zu gehen und einem der Mönche den Befehl zu übermitteln, daß der Prior sofort die Kapelle baue. Allein die Frau versäumte es, den Auftrag auszurichten. Da kam die allerseligste Jungfrau in der Nacht wieder zu ihr, tadelte sie wegen ihrer Nachlässigkeit und berührte ihren Arm. Beim Erwachen fand die Frau, daß sie sich des Armes nicht

mehr bedienen konnte. Nun bereute sie ihren Fehler und berichtete eilends, was geschehen war. Sie opferte dann der h. Jungfrau büßend einen Arm von Wachs, und ihr Arm ward wieder gesund.

Endlich baute man die Kapelle, welche, nach den noch stehenden Ruinen zu schließen, nicht kleiner war, als das hohe Chor der Kirche. Um die Andacht des Volkes zur allerseligsten Jungfrau zu erhöhen, ließ der Prior nun das alte Muttergottesbild, welches neben einer Thüre in der Nähe der Kapelle hing, herunternehmen und neu malen; denn unsere Vorfahren legten großes Gewicht darauf, daß die Bilder in ihren Kirchen „gut gemalt seien, damit man sie gern ansähe und sie Andacht erweckten." [1]) Als der Maler, bevor er seine Arbeit begann, das Bild reinigte, entdeckte er oben am Kopfe der Bildsäule eine silberne Platte. Er zeigte dies dem Prior und den Mönchen, und als man in deren Gegenwart die Platte entfernte, fand man eine Oeffnung, die eine Menge heiliger, sorgfältig in Blei verwahrter Reliquien enthielt. Wilhelm, Prior von Merlesham, hatte diese Reliquien einst auf Begehr des Hugh Bigod und des Sir Ralf, eines Mönches von Thetford, dem Prior Stephan gesandt. Alle Reliquien waren mit den Namen bezeichnet; viele davon stammten aus Jerusalem. Das Bild wurde in der neuen Kapelle aufgestellt, wo auch die so unerwarteter Weise entdeckten Reliquien geeignete Plätze erhielten. Bald wurde von großen Gnaden berichtet und der Ruf Unserer Lieben Frau von Thetford verbreitete sich im Lande. Eine Frau aus Thetford hatte einst Nachts ihr Kind erdrückt. Am Morgen eilte sie sofort mit dem kleinen Leichnam in den Armen zum heiligen Bilde, legte ihn vor dasselbe nieder und betete, und das Kind wurde wieder lebendig. Eine andere Frau hatte ihre Stimme durch eine Halskrankheit verloren. Man rieth ihr, zu Unserer Lieben Frau nach Wulpit in Suffolk zu pilgern. Die Kranke gab jedoch durch Zeichen zu verstehen, sie wolle lieber ihre Zuflucht zu dem

[1]) »Shulde be wel peynted, that they shulde make men fayne to loke apon them; and styere to devocion«.

Bilde in der neuen Kapelle der Mönche nehmen. Sie that es und ward geheilt. Als sie wieder reden konnte, erklärte sie, die allerseligste Jungfrau sei ihr erschienen und habe sie gesund gemacht. Aus Dankbarkeit gelobte sie, während ihrer Lebenszeit täglich vor dem h. Bilde eine Kerze brennen zu lassen. Ein anderes Wunder geschah mit Wilhelm Keddrich, einem Zimmermann zu Hockham, und seinem Weibe Isabella. Es war zur Zeit der Ernte, und wie gewöhnlich nahmen diese Eheleute ihr dreijähriges Söhnchen mit auf's Feld. Gegen Abend, als die Mutter am Mähen war, legte der Kleine sich nieder und schlief ein. Bald darauf kam ein Karren angefahren, und das eine Rad ging dem Kinde über den Kopf, so daß es auf der Stelle todt zu sein schien. Der Vater nahm das Kind und eilte mit ihm in die Stadt zum Arzte. Dieser versicherte ihm jedoch, das Kind sei todt. In ihrem herben Schmerze gelobten die Eltern, zu Unserer Lieben Frau von Thetford zu pilgern, und um Mitternacht ward das Kind wieder lebendig. Die Eltern erfüllten ihr Gelübde und opferten der allerseligsten Jungfrau reichliche Gaben.

Die Provinz Norfolk besaß noch manche Marienbilder von nicht geringem Rufe, wie z. B. das Unserer Lieben Frau von der Eiche. Es hing an einer Eiche, die auf dem Friedhofe der Kirche zum h. Martin in Norwich stand, und war so angebracht, daß man es von der Straße her sehen konnte. Die Andacht zu demselben scheint während der Regierung Eduard's II. zuerst volksthümlich geworden zu sein. Unter der Regierung Eduard's VI. wurde es dem Feuer überliefert, und um selbst die Erinnerung daran bei dem katholischen Volke gründlich auszurotten, die Eiche gefällt. Eine andere berühmte Kapelle Unserer Lieben Frau gehörte zur Kirche der Augustiner-Mönche, Scala Coeli in Westminster, und war reich mit Ablässen ausgestattet; nur St. Botolph zu Boston kam ihr darin gleich.

Der berühmteste aller Unserer Lieben Frau geweihten Gnadenorte in ganz England war unstreitig Walsingham. Die Gründung fällt in das Jahr 1061, da die Wittwe eines ge-

wissen Ricoldie de Faverches hier eine Kapelle baute, die in jeder Hinsicht dem h. Hause zu Nazareth gleich war. Es ist bemerkenswerth, daß dies mehr als zweihundert Jahre vor der wunderbaren Uebertragung des h. Hauses nach Loreto geschah. Wir berichteten schon in einem frühern Abschnitte, daß das Haus, in welchem das göttliche Wort Mensch geworden, lange Zeit vor jener Uebertragung eine der vorzüglichsten Stätten des h. Landes war, zu welcher die Pilger wallfahrteten. Einige Jahre nach der Eroberung Englands durch die Normannen stattete Sir Geoffrey von Faverches oder Favercourt, der Sohn der Gründerin der Kapelle, dieselbe mit Ländereien und Einkommen aus, baute eine Kirche und Abtei und versetzte eine Genossenschaft von Augustiner-Mönchen dahin. Die Kapelle der Verkündigung stand jedoch getrennt von der Kirche der Abtei und schloß wieder die eigentliche hölzerne Kapelle ein, die das berühmte Bild enthielt, zu welchem, wie Blomefield sagt, „Fremde aus allen Nationen in solcher Menge wallfahrteten, daß ihre Zahl derjenigen fast gleich kam, die zu Unserer Lieben Frau von Loreto in Italien pilgern. Die Stadt Klein-Walsingham verdankte ihm hauptsächlich ihr Bestehen."

Heinrich III. besuchte Walsingham im Jahre 1248. Während der Regierung seines Sohnes aber erreichten die Wallfahrten erst jene außerordentliche Ausdehnung, welche sie bis zum Umsturz der katholischen Religion in England behielten. Dieser letztere König verehrte Unsere Liebe Frau von Walsingham ganz besonders und schrieb ihrer Fürbitte seine Errettung aus einer tödtlichen Gefahr zu, mit welcher ein sonderbares Ereigniß, das sich in Windsor im Jahr 1270 zutrug, ihn bedrohte. Gerade als er im Begriff stand, sich auf einen Kreuzzug zu begeben, saß er eines Tages beim Schachspiel. Ohne sich eines Grundes bewußt zu sein, erhob er sich plötzlich und verließ seinen Sitz. In demselben Augenblicke löste sich ein schwerer Stein in dem gothischen Gewölbe über ihm und fiel gerade an der Stelle nieder, wo der Fürst gesessen hatte. Zwei Mal machte er die Wallfahrt nach dem Heiligthume, das erste Mal 1247 und

wieder im Jahre 1263. Es ist wahrscheinlich, daß die wunderbare Uebertragung des h. Hauses von Nazareth nach Loreto, welche während der Regierung dieses Monarchen stattfand, nicht wenig dazu beitrug, die Verehrung für das Heiligthum von Walsingham unter dem englischen Volke zu verbreiten. „Das Volk in seiner Einfalt glaubte," sagt Blomefield, „daß die Vorsehung die Milchstraße bestimmt habe, den Weg zu jenem besonders von der heiligen Jungfrau geliebten Orte zu bezeichnen, und nannte dieselbe daher den Walsinghamer Weg. Ich selbst habe vor einigen Jahren alte Leute in dieser Gegend die Milchstraße so nennen und bezeichnen hören."

Nicht Engländer allein waren es, die nach Walsingham wallfahrteten; unter denen als Pilger verzeichneten Vornehmen finden wir auch viele berühmte Ausländer, z. B. mehrere französische Fürsten und den schottischen König David Bruce, der mit einem Geleitsbriefe von Eduard II. dieses Heiligthum besuchte. Von den Herrschern Englands haben die meisten dort ihre Andacht verrichtet, einige sogar mehrmals. Auch Heinrich VIII. begab sich im zweiten Jahre seiner Regierung dorthin und opferte königliche Gaben. Schon als Knabe war er von der Stadt Barsham aus barfuß zu dieser Kapelle gepilgert und hatte Unserer Lieben Frau ein Halsband von großem Werthe gebracht. Der letzte königliche Besuch, den die Geschichte aufzeichnet, war der seiner Gemahlin, der unglücklichen Königin Katharina von Arragonien. Sie erschien dort im Jahre 1514, als der König in Frankreich war, um ihren Dank für den über die Schotten zu Flodden-Field errungenen Sieg darzubringen.

Erasmus, der Walsingham vor der Zerstörung des Klosters besuchte, hat es in seiner »Peregrinatio religionis ergo« mit lebhaften Farben beschrieben. „Es besteht hier ein Collegium von regulären Chorherren," sagt er, „welche kaum ein anderes Einkommen haben, als die von den Pilgern der allerseligsten Jungfrau Maria dargebrachten Weihegeschenke, von denen die werthvollsten aufbewahrt werden. Die Kirche ist prachtvoll und schön, doch die Jungfrau wohnt nicht darin; denn aus Ehrfurcht

vor ihrem Sohne hat man sie diesem geweiht; sie selbst hat eine Kapelle, welche so angelegt ist, daß sie sich zur Rechten ihres Sohnes befindet. In dieser unvollendeten Kapelle steht eine andere niedrige und enge Kapelle, ganz von Holz, mit einem offenen Dache und mit einer schmalen Thüre an jeder Seite durch welche die Pilger eingelassen werden, um ihre Andacht zu verrichten und ihre Weihegeschenke darzubringen. Sie hat kaum anderes Licht, als das der brennenden Wachskerzen, welche einen entzückenden Wohlgeruch verbreiten. Drinnen glänzt und blitzt alles von Gold, Silber und Juwelen, so daß es uns wie ein Aufenthalt für Götter erscheint. Einer der Chorherren ist immer am Altare gegenwärtig, um die Gaben in Empfang und Gewahrsam zu nehmen." Erasmus selbst ließ bei seinem Besuche schön geschriebene lateinische Verse als Weihegeschenk zurück. Unter den übrigen das Heiligthum schmückenden Gaben befand sich ein silbernes vergoldetes Bild, welches Heinrich VII. demselben in seinem Testamente vermacht hatte, so wie eine Tafel mit einem unter Glas verwahrten Bilde der Mutter Gottes, ein Vermächtniß der Gräfin Isabella von Warwick aus dem Jahre 1439. Sie vermachte außerdem Unserer Lieben Frau von Walsingham „ihr Gewand von Goldstoff mit weiten Aermeln und ein silbernes Tabernakel von gleichem Feingehalt wie das Unserer Lieben Frau von Caversham."

Erasmus beschreibt gleicherweise einige der andern Weihegeschenke, welche man zum Dank oder zur Erinnerung an besondere Gnaden dargebracht hatte. Unter diesen befand sich eine Kupferplatte mit dem Bilde eines Ritters zu Pferde, welche an der Pforte der Abtei angebracht war. Sie verewigte das Andenken an ein Ereigniß, welches im Jahre 1314 sich zugetragen haben soll. An der Nordseite der Abtei führte nämlich ein sehr niedriges und enges Pförtchen in das Innere. Nur mit Mühe konnte man zu Fuß hindurch kommen, da es, wie ein altes Manuscript sagt, nicht mehr als „eine Elle hoch und drei Viertel breit"[1]) war. Sir Raaf Boutetourt, ein Ritter

[1]) Than an elne hyc and three quarters in bredth.

aus Norfolk, wurde einst im Jahre 1314 von einem Feinde verfolgt und war in der größten Gefahr, eingeholt zu werden, als er, vom Kopf bis zu den Füßen geharnischt, wie er war, unter Anrufung Unserer Lieben Frau gegen die kleine Pforte ansprengte und sich sogleich mit seinem Pferde im Innern der Abtei befand, wo er sicher war und seines Feindes spotten konnte.

Die Gaben, die dem Heiligthum jährlich geliefert wurden, werden in einem Manuscripte auf 260 Pfund 12 Sh. 4 Pence, in einem andern jedoch nur auf 26 Pfund 15 Sh. geschätzt.

Noch kann man den „schönen grünen Pfad" sehen, der zur Bequemlichkeit der Pilger von Weeting aus durch die Felder nach Walsingham führte, so wie einige herrliche Ruinen der Abteikirche und des Klosters und den sogenannten „Wünschbrunnen"; aber nicht ein Stein ist von der Marien-Kapelle übrig geblieben. Unter Heinrich VIII. ward sie gänzlich zerstört; das so lange fromm verehrte Bild wurde in Chelsea bei London öffentlich verbrannt.

In einem Briefe von Roger Townsend an Lord Cromwell ist die Rede von einer Frau, die man bestrafte, weil sie das Gerücht von einem Wunder verbreitet hatte, „welches durch Vermittelung desselben Bildes geschehen sei, das von dorther nach London gebracht wurde." „Ich kann nicht umhin, hieraus zu schließen," fügt er hinzu, „daß es noch in manchen Köpfen spukt." Bischof Latimer — der sich besonders eifrig in allen gotteslästerlichen Thaten zeigte, und der bekanntlich bei der Hinrichtung des Mönches Forrest predigte, als man jenen heiligen Martyrer mitten am Leibe aufhängte und an einem Feuer briet, das durch ein Muttergottesbild und ein großes, aus Wales zu diesem Zweck herübergebrachtes Crucifix genährt wurde — schreibt in ähnlicher Weise an Cromwell: „Ich hoffe, Ew. Gnaden werden unsere große Sibylle zu irgend einem guten Zweck verwenden, ut pereat memoria cum sonitu — daß die Erinnerung an sie mit dem Lärm zugleich vergehe. Sie ist lange genug des Teufels Werkzeug gewesen, um Manchem, wie ich fürchte, zum ewigen Feuer zu verhelfen. Nun würde sie selbst mit ihrer

alten Schwester von Walsingham, mit ihrer jungen Schwester von Ipswich, so wie mit ihren beiden andern Schwestern von Doncaster und Penryesse ein lustiges Schauspiel in Smithfield abgeben. Sie würden einen ganzen Tag brennen."

Die Marienkirche zu Ipswich, die Latimer nennt, scheint ein sehr beliebter, doch weniger alter Wallfahrtsort gewesen zu sein. Das Bild befand sich in einer, gewöhnlich „Unsere Liebe Frau von der Gnade" genannten Kapelle, in der noch heute sogenannten Liebfrauengasse (Lady Lane). Dieses Heiligthum wird in einem Verzeichniß der Marienkirchen erwähnt, denen die Königin Elisabeth von York, die Gemahlin Heinrich's VII., jährlich ihre Weihegeschenke darbrachte. Außerdem sind dort genannt die Kirchen zu Windsor, Eton, Caversham, Cockthorp, Worcester, Northampton, Walsingham, Sudbury, Wulpit und Stoke bei Clare.

Zu Unserer Lieben Frau von Ipswich sollte nach der Bestimmung des Cardinals Wolsey, der selbst aus Ipswich gebürtig war, das von ihm in seiner Vaterstadt gegründete Collegium jährlich am Feste der Geburt der allerseligsten Jungfrau eine Procession anstellen. Eine interessante Bemerkung über diese berühmte Wallfahrt findet sich in Sir Thomas More's Gesprächen. „Die Wunder betreffend," heißt es dort, „welche in unsern Tagen vor verschiedenen Bildern gewirkt werden, zu denen man Wallfahrten unternimmt, so könnte ich manche nennen, die sich ganz öffentlich zugetragen haben, so weit entfernt von aller Ursache zum Argwohn und noch dazu auf eine so genügende Weise bestätigt, daß derjenige beinahe von Sinnen sein müßte, der ihnen, wenn er von Allem Kenntniß nimmt, keinen Glauben schenken wollte. Unter diesen darf ich dreist wagen, eines zu erzählen, welches die staunenswerthe Kraft Gottes in diesen letzten Jahren in dem Hause eines hochgeborenen Ritters, des Sir Roger Wentworth, an mehrern seiner Kinder, besonders aber an einer seiner Töchter, einem schönen, jungen Mädchen von zwölf Jahren, wirkte. Unser unsichtbarer Feind, der Teufel, quälte und beunruhigte sie ganz fürchterlich, so daß sie in Wahn-

sinn verfiel und so rasete, daß sie Gott beschimpfte und lästerte und alles Geheiligte haßte; sie vermochte das Heilige vom Unheiligen zu unterscheiden selbst wenn man es ihr nicht bemerklich machte. Gott fügte es, daß sie sich innerlich angetrieben und ermahnt fühlte, zu Unserer Lieben Frau von Ipswich zu pilgern. Auf dem Wege dahin prophezeite und erzählte sie Manches, was um dieselbe Zeit an andern Orten gethan und gesagt ward. Wenn sie ihre Anfälle bekam, sprach sie auch vieles, was von so hoher Weisheit und Gelehrsamkeit zeugte, daß recht kluge Männer hoch erstaunt waren, ein so junges und ungelehrtes Mädchen so reden zu hören. Sie selbst aber wußte nicht, was sie redete, wenn sie von Dingen sprach, auf welche Gelehrte nach langen Studien vielleicht nicht gekommen wären. Als man sie endlich vor das Bild Unserer Lieben Frau niedergelegt hatte, sahen viele achtbare Leute sie so schrecklich gequält und ihr Angesicht, ihre Augen und ihre Mienen so gräßlich verändert, indem ihr Mund zur Seite gezogen wurde und ihre Augen bis auf die Wangen heraustraten, daß es ein schreckenerregender Anblick war. Nachdem der Teufel zur selben Zeit noch viele andere merkwürdige Zeichen an verschiedenen Personen durch Gottes Zulassung zu erkennen gegeben hatte, wurde das Mädchen sowohl wie die Uebrigen in Gegenwart Aller wiederhergestellt und plötzlich vollkommen geheilt. Und dieser Fall sollte doch wohl nicht als Vorwand zum Betteln dienen! Auch kein Verdacht der Verstellung oder Nachäffung war dabei möglich, und die Anwesenden waren auch nicht beschränkten Verstandes. Denn die Eltern des kranken Mädchens sind von vornehmer Geburt und mußten sich sehr gedemüthigt fühlen, ihr Kind solchen Zufällen ausgesetzt zu sehen. Dazu war die Zahl der Zeugen bedeutend, und unter ihnen befanden sich Leute von vornehmem Stande, von Gelehrsamkeit und Welterfahrung. Das Mädchen selbst war zu jung, um sich zu verstellen, und die Sache selbst zu sonderbar, als daß irgend Jemand sie hätte erdichten können. Zudem war der Ausgang des Ganzen der Tugend zum Frommen; denn die Jungfrau fühlte sich so ergriffen durch das Wun-

der, daß sie trotz aller Vorstellungen des Vaters die Welt verließ und in einer guten und frommen Genossenschaft den Schleier nahm, wo sie seitdem stets gut und tugendhaft gelebt hat."

Wer sollte geglaubt haben, daß ein Nachkomme dieses nämlichen Sir Roger Wentworth sich habe bereit finden lassen, zur Zerstörung des heiligen Bildes mitzuwirken? Und dennoch that dies Thomas Wentworth, ein Nachkomme des Sir Roger, der unter dem 1. December 1529 als Lord Wentworth in das Parlament berufen wurde; denn es ist kaum zu bezweifeln, daß er dieselbe Person ist mit dem „Lord Wendeford", über welchen William Lawrence an Thomas Cromwell folgendermaßen schreibt: „Möge es Euer Gnaden gefallen, zu vernehmen daß ich Ihrem Befehl gemäß bei Lord Wendeford gewesen, der sehr erfreut war, von Ihrem Wohlergehen zu hören. Ich eröffnete ihm Ihren Wunsch in Betreff des Bildes Unserer Lieben Frau. Er war gleich bereit, seinen guten Rath zu geben und den Beistand seiner Dienerschaft zu leihen, so daß man das Bild in's Schiff bringen konnte, ohne Aufsehen zu erregen. Sobald der Wind es nur gestattet, wird es ankommen." Nach dem Inhalte dieses Schreibens ist es augenscheinlich, daß das Volk von Ipswich sich der frevelhaften Wegschleppung des Bildes widersetzt haben würde, wenn man nicht mit so großer Vorsicht zu Werke gegangen wäre. Das Bild ward nach London gesandt, wo Thomas Tacker, Cromwell's Haushofmeister, es in Empfang nahm und seinem Herrn darüber schrieb, Unsere Liebe Frau, die in Ipswich war, sei jetzt in seinem Hause, nahe bei den Augustinern, in der Bettwerk-Kammer aufbewahrt, bis auf weitere Befehle Seiner Gnaden. Bald darauf wurde das Bild öffentlich verbrannt.

Wahrscheinlich gehörte die Mutter Gottes von Ipswich zu den Gnadenbildern, zu welchen das Volk zur Zeit der englischen Reformation eine besondere Verehrung hatte, und war deshalb den Bilderstürmern besonders verhaßt; denn es wird in einer über die Gefahr der Abgötterei handelnden Homilie nebst den

Bildern Unserer Lieben Frau von Walsingham und Unserer Lieben Frau von Wilsdon besonders genannt.

Es existirt ein Inventarium der Güter und Kostbarkeiten der Kirche der h. Maria zu Wilsdon, einem Kirchspiel an der westlichen Grenze von Hamstead, aus dem Jahre 1251. Man scheint also schon in alten Zeiten dahin gewallfahrtet zu sein.

Nicht weit davon, auf dem Hügel, der Hornsey von Finchley Common trennt, erhob sich die Gnadenkapelle Unserer Lieben Frau von Muswell. Norden erwähnt ihrer in seinem Speculum Britanniae und sagt, „sie habe ein Bild enthalten, zu welchem man unaufhörlich gewallfahrtet sei". Die erste Veranlassung dazu gab — wie eine Ueberlieferung berichtet, die zu Norden's Zeit noch im Umlauf war — die wunderbare Heilung eines Königs von Schottland durch den Gebrauch des Wassers einer Quelle, „Mousewell oder Muswell" genannt, welche dort entsprang. Lysons bemerkt, die Quelle sei noch da, doch nicht mehr im Rufe außergewöhnlicher Heilkräfte, woraus man schließen darf, daß die dort in alten Zeiten geschehenen Heilungen keineswegs einer natürlichen Heilkraft des Wassers zuzuschreiben sind. Die Kapelle gehörte zu dem Priorat von Clerkenwell und soll um das Jahr 1112 gebaut worden sein.

Das Gnadenbild von Caversham (in der Grafschaft Buckingham) stand in einer Kapelle, welche zu der dortigen Kirche gehörte. Die Kapelle existirte schon, als König Johann diese Kirche an die Augustiner-Mönche der Abtei Nutley oder Notcele schenkte, denn sie wird in der Schenkung besonders genannt.

Von der Marienkirche von Wulpit, Grafschaft Suffolk, ist nur wenig zu sagen, obgleich sie in alten Urkunden oftmals erwähnt wird. Der Schrein stand in der Frauenkapelle der Pfarrkirche.

In derselben Grafschaft lag noch ein anderer Gnadenort, Stoke bei Clare.

Die Menge der Wallfahrtsorte in den Grafschaften Norfolk und Suffolk läßt unsere Leser vielleicht glauben, die Ostangeln hätten ihre Nachbaren in der Verehrung zu der allerseligsten Jungfrau übertroffen. In der That aber waren die meisten englischen Grafschaften eben so reich an solchen heiligen Stätten; Kent z. B. hatte deren fünf, zu Gillingham, Chatham, Bradstow, Court-up-Street und Canterbury.

Court-up-Street wurde durch die angebliche Offenbarung der Elisabeth Barton, das Mädchen von Kent genannt, unter der Regierung Heinrich's VIII. besonders berühmt; es scheint jedoch schon lange vorher ein beliebter Wallfahrtsort gewesen zu sein.

Der berühmteste Gnadenort von Kent war jedoch Canterbury, wo man noch jetzt Spuren altkatholischer Andacht findet. Wir erzählten bereits, wie der h. Dunstan in der Liebfrauen-Kapelle der alten sächsischen Kathedrale mit himmlischen Verzückungen begnadigt wurde. In dem neuen Bau, der auf ihren Ruinen sich erhob, waren der allerseligsten Jungfrau mehrere Altäre geweiht. Die schöne Liebfrauen-Kapelle, welche gegenwärtig die Dechanten-Kapelle heißt, wurde durch Prior Goldstone um das Jahr 1460 erbaut. Der Triumphbogen, aus steinernem Maßwerk, welcher zum Chor führt, zeigt noch unter einem dreigipfeligen Baldachin die Nische, in welcher früher die Bildsäule der allerseligsten Jungfrau stand, ihr zur Seite zwölf andere Nischen, welche früher die silbernen Figuren der Apostel enthielten. An der Stelle der Kirche, wo der h. Thomas Beckett als Martyrer gefallen war, hatte man einen hölzernen Liebfrauen-Altar errichtet, in welchem die Spitze des Schwertes aufbewahrt wurde, welches unter den Händen des Meuchelmörders zerbrach, indem er den Todesstreich führte. Von dieser Stelle, the martyrdom genannt, steigt man zu der unterirdischen Kapelle oder Gruft (Undercroft) hinab, welche man für einen Theil des alten Baues hält, den Lanfranc errichtete, und welche jedenfalls aus der normannischen Zeit stammt. Hier, gerade unter dem Hochaltar der Kathedrale, stand die berühmte Kapelle Unserer Lieben Frau unter der Erde (Our Lady Undercroft). Selbst in ihrem

gegenwärtigen baufälligen Zustande zeigt sie noch Ueberreste ihrer frühern Pracht. Die Bildsäule der Mutter Gottes stand höher als der Altar unter einem Baldachin und auf einem prächtig gearbeiteten Untersatz, der Scenen aus ihrem Leben in erhabener Arbeit zeigte. „Diese Kapelle," sagt Erasmus, „wird nur Leuten von Rang und guten Freunden gezeigt. Unsere Liebe Frau hat hier eine etwas dunkele Wohnung. Aus Furcht vor den Dieben hat man sie mit einem doppelten Eisengitter umgeben. Wirklich sah ich nie einen Ort, der mehr mit Schmuck überladen gewesen wäre. Beim Schein der Kerzen hatten wir ein mehr als königliches Schauspiel, welches Walsingham an Schönheit bei weitem übertraf."

Wenn ein katholischer Pilger die Kapelle in ihrem gegenwärtigen unscheinbaren und verlassenen Zustande besuchen sollte, so möge er zu gleicher Zeit das Grab des h. Dunstan aufsuchen, dessen Ueberreste nur wenige Schritte von dem einst so berühmten Gnadenorte der allerseligsten Jungfrau in derselben Krypta ruhen.

III. Klösterliche Gnadenorte.

Der Orden von Citeaux kann in einem gewissen Sinne ein englischer Orden genannt werden. Nicht nur war der h. Stephan Harding, einer der Gründer desselben, von Geburt ein Engländer, sondern der Cistercienser-Orden scheint sich ganz besonders dem Geiste englischer Frömmigkeit angepaßt zu haben, wenn wir aus der Ausdehnung, die er auf dieser Insel gewann, und aus der Schnelligkeit, mit der er sich verbreitete, einen Schluß ziehen dürfen. Die Abteien York, Waverly, Buildewas, Garendon, Tintern, Rievaulx, Fountains und Furneß wurden alle noch vor dem Tode des h. Stephan gegründet. Um mit den Worten seines Biographen zu reden: „Der Orden hatte alle stillen Winkel und Thäler und alle schönen Flüßchen Alt-England's

für sich in Besitz genommen," wie dies seinen landwirthschaftlichen Beschäftigungen und seiner Vereinigung der Arbeit mit der Betrachtung angemessen war.

Nicht minder passend kann man den Orden der Cistercienser den Orden Maria's nennen. Der Abt Johann von Citeaux erklärt in seinem »Liber Privilegiorum«, daß er unter den Orden des Occidents zuerst der Ehre der heiligen Jungfrau sich gewidmet habe, und unter den Regeln, welche der selige Alberich bei der Entstehung des Ordens entwarf, ist eine, wonach alle seine Kirchen und Klöster ohne Ausnahme der Mutter Gottes geweiht werden sollen. Papst Gregor X. sagt in einer Bulle von den Cisterciensern, sie ständen mit goldenen Gewändern angethan zur Rechten der „Braut" und zeichneten vor allen Orden der Kirche sich aus durch ihre Liebe zur heiligen Jungfrau. Im Aeußern versinnbildeten sie diese Liebe, indem sie das schwarze Gewand der alten Benedictiner gegen ein weißes vertauschten, wie es nach der Ueberlieferung des Ordens der selige Alberich aus der Hand der allerseligsten Jungfrau selbst erhalten hatte.

Nach einer andern Tradition soll der weiß-wollene Gürtel, den die spanischen Cistercienser über ihrem Scapulier trugen, das Andenken an eine Gnade lebendig erhalten, welche dem h. Stephan zu Theil ward. Als dieser eines Tages auf dem Felde arbeitete, hinderte ihn das lange Scapulier. Da erschien ihm die allerseligste Jungfrau und umgürtete ihn mit einem weißen Gürtel, welcher Ordensgewand und Scapulier zusammenhielt.

Derartige Legenden zeigen uns wenigstens, welcher Geist diesen Orden beseelte. Er hatte sich unmittelbar und ganz besonders unter Mariens Schutz gestellt; alle Kirchen und Klöster des Ordens trugen ihren Namen, und auf alle seine Mitglieder vererbte sich eine gewisse zarte Vertraulichkeit der Liebe zur Gottesmutter, wie Lieblings-Kinder sie wohl einer nachsichtigen Mutter kund geben dürfen. Dieser eigenthümliche Geist des Cistercienser-Ordens artete durch seine Verlegung nach England in keiner Weise aus. Die Legende mancher englischen Cistercienser-

Abtei führt uns die allerseligste Jungfrau vor, wie sie geradezu mithilft bei der Gründung ihrer Lieblingsheiligthümer. Nur zwei wollen wir davon anführen.

Die erste bezieht sich auf die Entstehung der Abtei Kirkstall. Heinrich de Lacy erbaute sie, einem Gelübde zufolge, unter der Regierung des Königs Stephan. Er hatte in einer gefährlichen Krankheit der allerseligsten Jungfrau versprochen, ein Kloster zu bauen, wenn er wieder aufkäme. Als er genesen war, verlor er keine Zeit, sein Versprechen zu erfüllen und trat den Weiler Bernoldwic, den er von Hugh Bigod, dem Grafen von Norfolk, zu Lehen hatte, an die Mönche von Fountains ab. Diese sandten dorthin im Jahre 1147 eine Colonie von zwölf Mönchen und zehn Laienbrüdern, denen der Prior Alexander als Abt vorgesetzt wurde. Sie veränderten den Namen des Ortes in St. Marien-Hügel, blieben aber nur sechs Jahre dort. Die Lage war nicht gut gewählt; die Luft war ungesund, sie hatten nacheinander mehrere schlechte Ernten und wurden zudem durch die Plünderungen wilder Räuber heimgesucht. Daher war es dem Abte Alexander sehr darum zu thun, einen besser geeigneten Platz zu finden. Als er einst auf Reisen ging, kam er in ein dicht mit Gehölz bewachsenes Thal. Es hieß Airdale nach dem Air, einem klaren, lieblichen Flüßchen, wie die Cistercienser-Mönche sie gern in der Nähe ihres Wohnortes hatten. Holz und Wasser, so wie gute Steine zum Bauen gab es reichlich, und ansehnliche Hügel schützten den Ort vor kalten Winden. Jetzt liegt eine starke Stunde von dort die große gewerbthätige Stadt Leeds; damals aber war weit umher einsame Wildniß. Der Abt fand als alleinige Bewohner nur einige wenige Einsiedler im Walde. Er erkundigte sich bei ihnen, nach welcher Regel sie lebten, wie sie hierher gekommen seien, und vor allem, wer ihnen die Erlaubniß gegeben habe, sich hier niederzulassen. Darauf antwortete ihm einer der Waldbrüder, Namens Seleth, der als ihr Oberer auftrat, wie folgt: „Ich bin im südlichen Theile des Königreiches geboren und einer göttlichen Offenbarung zufolge hierher gekommen. Denn als ich noch in meiner

Heimath war, drang drei Mal, während ich schlief, eine Stimme an mein Ohr und sprach: »Stehe auf, Seleth, und begib dich in die Provinz York; suche mit Fleiß nach einem Thale mit Namen Airdale, und in diesem Thale nach einem Orte, welcher Kirkstall heißt; ihn habe ich zu einer Wohnung bestimmt für Brüder, welche meinem Sohne dienen sollen.« Und sage du mir, wer du bist, antwortete ich, und wer dein Sohn ist, dem wir dienen sollen. »Ich bin Maria,« antwortete die Stimme, »und mein Sohn ist Jesus von Nazareth, der Erlöser der Welt«. Als ich erwachte, überlegte ich bei mir selbst, was ich in Betreff der himmlischen Offenbarung zu thun hätte. Da warf ich alle meine Sorgen auf den Herrn, verließ mein Haus und meine Untergebenen und begab mich auf die Reise. Und sie, die mich gerufen hatte, führte mich und leitete meine Schritte, so daß ich ohne Mühe dieses Thal erreichte. Einige Hirten wiesen mir diesen Ort hier, der Kirkstall heißt. Lange Zeit blieb ich allein und lebte von Kräutern und Wurzeln und von den Almosen, welche die christliche Liebe mir reichte. Später verbanden diese Brüder sich mit mir. Wir befolgen die Regel der Brüder von Lernth; wir besitzen nichts zu eigen und leben von der Arbeit unserer Hände." Der Abt hatte aufmerksam zugehört; er sah sich darauf die Stätte genau an und fand, daß sie angenehm und lieblich sei und sich für eine Wohnung von Mönchen außerordentlich gut eigne. Es kostete ihn wenig Mühe, die Eremiten zu überreden, eine Regel anzunehmen, die sie zu größerer Vollkommenheit leitete, indem sie sich in seine Genossenschaft aufnehmen ließen. Der frühere Wohlthäter des Ordens, Heinrich von Lacy, verwandte seinen Einfluß bei Wilhelm von Poitou, dem diese Gegend gehörte, damit dieser den Mönchen das wald- und wasserreiche Thal überließe. Im Jahre 1152 konnten sie Besitz davon nehmen und den Bau der herrlichen Abtei beginnen, deren Ruinen wir noch heute bewundern. „Wie auch der Ort ursprünglich gewesen sein mag," schreibt Stephens, der Fortsetzer des Werkes von Dugdale, „denn die Cistercienser-Mönche gründeten ihre Klöster stets an Plätzen, die nie bebaut noch be-

wohnt gewesen waren, gewiß ist, daß es später ein reizender Wohnsitz war, mit Gärten, Taubenschlägen und allem versehen, was zum Nutzen oder zur Zierde gereichte. Die Lage am Ufer eines lieblichen, klaren und ruhigen Flusses war so zweckmäßig, daß dieses dazu beigetragen haben mag, daß der Name oft fälschlich Christall statt Kirkstall geschrieben wurde."

Außer Kirkstall lag auch die Abtei Joreval in der Grafschaft York, eine Tochterstiftung von Byland, von wo zwölf Mönche, unter Anführung des Abtes Johann Kingston dahin gesandt worden waren. Als ihre einzigen Schätze nahmen sie die Regel des h. Benedict und einige Reliquien mit. Es war am Mittwoch, den 8. März 1150, als der Abt von Byland ihnen den Segen ertheilte, worauf sie nach dem reizenden Thale am Fluße Eure zogen. Der Mönch Serlo sagte von ihnen: „Sie hatten Jesus Christus zum Führer und seine gebenedeite Mutter Maria zur Trösterin, wie Abt Johann dem Abt Roger von Byland oft versicherte, indem er ihm unter Thränen die ihm gewordene Offenbarung mittheilte." Von dieser Offenbarung gibt Richard, der nachherige Abt von Savigny, eine ausführliche Erzählung, und wir theilen sie hier in ihrer ganzen Einfalt mit.

„Als Johann, der erste Abt von Joreval, uud seine zwölf Mönche ihr Haus verließen, um sich nach Joreval zu begeben, ruheten sie die erste Nacht in einem Weiler aus, dessen Namen ich oft gehört, augenblicklich jedoch vergessen habe. Dort wurde dem Abt Johann die folgende Offenbarung zu Theil. Es schien ihm, als wäre er in unserm Hause zu Byland und der Abt Roger gäbe ihm den Befehl, mit einigen unserer Mönche in ein fernes Land zu ziehen, um dort die heiligen Weihen zu empfangen. Als er durch den Kreuzgang sich fortbegeben wollte, erblickte er mitten in demselben eine vornehm gekleidete und prächtig geschmückte Dame von ausnehmender Schönheit. An ihrer linken Hand führte sie ein schönes Kind, dessen Antlitz wie das Licht des Mondes glänzte. Das Knäblein pflückte einen schönen Zweig von einem kleinen Baume, der in der Mitte des

Klosterhofes stand, und darauf verschwanden beide. Nun ging der Abt Johann zur Pforte und fand dort seine Gefährten schon reisefertig und auf ihn wartend. Sie traten also ihre Reise an. Auf dem Wege sagte Abt Johann zu den Andern: »Kennt ihr wohl den Weg und den Ort, wohin wir gehen?« Und sie antworteten, sie kännten ihn nicht. Darauf sagte er: »In der That, ich glaubte, ihr känntet ihn. Seht, in welchem dichten und dunkeln Gehölz wir uns befinden; wer wird uns führen, wenn wir unsern Weg verlieren?« Aber einer von ihnen erwiderte: »Laß uns mit Vertrauen vorwärts gehen, denn ich glaube fest, daß wir von unserm Wege nicht weit abirren können.« Als sie noch ein wenig weiter gegangen waren, schien es, als wenn Dornen, Gestrüpp und hohe Felsen sie von allen Seiten umgäben, so daß sie ihren Weg weder vorwärts noch zurück finden könnten. Als sie noch unschlüssig da standen und über sich jammerten, schlug Abt Johann vor, die Tagzeiten und das Evangelium zu beten; und als sie das Gebet beendigt hatten, siehe, da erschien wiederum die schöne Dame mit ihrem Sohne, wie er sie im Klostergange gesehen hatte. Er sagte zu ihr: »O du schöne und herrliche Dame, was thust du in dieser Einöde und wohin gehst du?« Darauf erwiderte sie: »Ich bin oft an öden Orten; ich komme von Rievaulx und Byland, wo ich mit den Aebten und mit einigen Mönchen geredet habe, die mir besonders theuer sind, und ich begebe mich jetzt nach Newminster, um dort meinen geliebten Abt und einige meiner andern Mönche zu trösten.« Darauf sprach Abt Johann: »Da du nur Eine bist, wie kommt es, daß ein Freund dir nicht genügt, sondern daß du deren viele hast, die noch dazu so weit von einander getrennt wohnen?« Und sie erwiderte: »Freilich habe ich Einen, der mich für Sich erwählt hat und von dessen Gegenwart und Willen ich nie getrennt bin; demungeachtet scheint es mir gut, auch andere Freunde aufzusuchen, die nächst Ihm mich treulich lieben; doch deshalb nimmt unsere Liebe nie ab, sondern vermehrt sich immer.« Abt Johann sprach: »Gute Dame, ich bitte dich demüthiglich, mich und meine Ge-

fährten zu leiten, die wir in diese unbekannte und pfadlose Gegend gerathen sind; bringe uns auf den Weg zur Stadt, wo mit Gottes Hülfe diese Mönche die h. Weihen empfangen sollen. Ich bitte dich, thue dieses aus Liebe zu deinen Freunden in Byland, woher auch wir kommen.« Und sie erwiderte: »Ihr sagt wahr, ihr gehört nach Byland, so wie ein Theil zum Ganzen, wie die Glieder zum Haupte gehören. Denn ihr waret von Byland, doch jetzt seid ihr von Joreval.« Als sie Joreval nannte, wunderte er sich und sagte: »Gute Dame, führe uns nach Joreval; denn dorthin wollen wir.« Darauf blickte sie ihren Sohn an und sagte: »Süßester Sohn, um der Liebe willen, mit der Du mich stets geliebt hast, sei diesen Brüdern, die unsere Freunde sind, ein Führer; denn ich werde anderswohin gerufen.« Indem sie dies sagte, ging sie fort. Das Kind aber streckte den Zweig aus, den es im Klosterhofe zu Byland gepflückt hatte, und sprach mit heller Stimme und lächelndem Antlitz: »Habt Vertrauen und folgt mir.« Und sie folgten ihm auf rauhen und beschwerlichen Wegen, doch ohne Ermüdung zu spüren. Und siehe, eine unendlich große Anzahl kleiner Vögel von der Größe der Sperlinge, aber so weiß, daß man es nicht zu beschreiben vermöchte, flogen hernieder auf den Zweig, den das Kind hielt, und sangen oftmals den Hymnus: Benedicite, omnia opera Domini, Domino, Preiset den Herrn, alle Werke des Herrn — wodurch die Mönche sich so erquickt fühlten, daß ihre Reise ihnen weder Müdigkeit noch Schwierigkeiten anderer Art verursachte. Zuletzt erreichten sie einen wilden, unangebauten Platz, wo das Kind den Zweig mit den singenden Vögeln, die darauf saßen, in die Erde pflanzte, und sagte: »Sehr bald wird Gott hier verehrt und angerufen werden.« Und in einem Augenblick schien der Zweig zu einem großen, ganz mit weißen Vögeln bedeckten Baume sich zu entfalten. »Ruhet hier aus,« sagte das Kind weiter, »und sammelt neue Kräfte; denn von hier könnt ihr den Ort sehen, wohin ihr wollt; der Weg dahin ist euch nun deutlich genug gezeigt.« Und somit verschwand es. Abt Johann schlief nur wenig, nachdem er solche Dinge gesehen, son-

dern lag wach und überlegte in seinem Gemüthe alles Vorgefallene. Er verwunderte sich sehr, fühlte sich aber sehr getröstet durch die Erscheinung. Früh am nächsten Morgen stand er mit seinen Mönchen auf und, nachdem sie die Matutin gebetet hatten, setzten sie beim Mond- und Sternenlicht ihren Weg fort. Beim Anbruch des Tages kamen sie in ein Dorf, dessen Bewohner sich gerade vom Schlafe erhoben. Einige von den Leuten sahen, als sie die Hunde stark bellen hörten, aus den Fenstern auf den Weg; und beim Anblick der Schaar weißgekleideter Männer, die vorüber zogen, sagte einer von ihnen: »Wohin ziehen alle diese weißen Männer?« Abt Johann hatte sich in den Schatten des Gemäuers gestellt, um weiter zu hören, was man von ihnen sage, und ein anderer Mann antwortete dem ersten und sprach: »Gestern erzählte man mir, ein Abt und zwölf Mönche seien im Begriff, von Byland nach Joreval überzusiedeln.« Als dies ein Dritter hörte, eilte er voller Freude aus dem Hause, und nachdem er den Mond, die Sterne und die übrigen Zeichen am Himmelsgewölbe betrachtet hatte, sprach er: »Diese guten Männer sind zu einer glücklichen Stunde übergesiedelt; denn in kurzer Zeit, das heißt in dreißig bis vierzig Jahren, werden sie zu einem großen Wohlstande gelangt sein und alle zeitlichen Dinge in Ueberfluß besitzen.« Nachdem Abt Johann diese Worte gehört hatte, setzte er seinen Weg fröhlich fort und tröstete seine Gefährten mit den Worten jenes schlichten Mannes und mit der ihm gewordenen Offenbarung. Jeder, der diese Erzählung liest, mag sie deuten, wie er will; mir genügt es, sie einfach wiederzuerzählen, so wie unsere Väter sie uns nicht ein Mal, sondern viele Male mitgetheilt haben.“ So schließt der Mönch Richard seine Legende.

Zwei andere Cistercienser-Abteien verdanken ihre Gründung den Gelübden, welche englische Fürsten der allerseligsten Jungfrau im Augenblicke äußerster Gefahr gethan. Eine derselben war die Abtei Vale Royal (Königsthal) in Cheshire. König Eduard I. gründete sie zu Lebzeiten seines Vaters bei seiner Rückkehr nach England, als er bei einer Fahrt über das Meer

in Gefahr gewesen war, Schiffbruch zu leiden. Als jeden Augenblick zu erwarten war, die Wellen würden Alle auf dem Schiffe verschlingen, hatte nämlich der Prinz vorgeschlagen, daß ein Jeder vor Gott ein Gelübde machen solle, wie der Geist es ihm eingeben würde. Das Unwetter dauerte jedoch fort, bis der Prinz, welcher seine letzte Stunde nahe glaubte, Gott und der seligsten Jungfrau in Demuth gelobte, Unserer Lieben Frau zu Ehren eine Cistercienser-Abtei zu bauen und sie mit hinreichendem Einkommen zum Unterhalt von hundert Mönchen zu versehen, wenn er das Land sicher erreichen würde. Kaum hatte er die Worte gesprochen, so legte sich der Wind, und das Schiff, welches so übel zugerichtet und leck war, daß das Wasser allenthalben hineindrang, gelangte wie durch ein Wunder glücklich an's Land. Alle, die dies sahen, brachten der glorreichen Jungfrau, die den Untergang ihrer Getreuen nicht zugelassen, ihren Dank. Der Prinz war der letzte, der das Fahrzeug verließ, und sobald er seinen Fuß an's Land gesetzt hatte, ging das Schiff auseinander, und die Wellen verschlangen es.

Dies scheint vor dem Ausbruch des Krieges der Barone gewesen zu sein; denn die Stiftungs-Urkunde der Abtei berichtet weiter, Prinz Eduard sei nach seiner Ankunft in England, als der Streit zwischen König Heinrich I. und seinen Baronen ausbrach, zum Gefangenen gemacht und in der Stadt Hereford eingesperrt worden; die Mönche des Klosters Dore hätten ihm damals viel Beistand und Trost gewährt, und so habe er beschlossen, in Erinnerung an sein Gelübde, die Genossenschaft für die zu gründende Abtei aus ihrer Mitte zu wählen, sobald er die Freiheit wieder erlange. Er legte die neue Niederlassung anfangs auf einer ihm gehörigen Besitzung Namens Dornhale an und verpflanzte sie von dort später nach Kingsdale oder Vale Royal. Im Jahre 1277 legte König Eduard selbst den ersten Stein zur neuen Abtei; zwei andere Steine legte die Königin Eleonore von Castilien, den einen für sich, den zweiten für ihr Söhnchen Alfonso. Aber erst im Jahre 1330 nahmen die Mönche Besitz von dem Gebäude. Bei der Einweihung, am Feste Mariä

Himmelfahrt, war ein solcher Zudrang von Menschen, daß die Abtei kaum alle Gäste fassen konnte. Für ein reichliches Mahl und gute Musik war gesorgt. „Alle Anwesenden thaten ihr Möglichstes, um diejenige zu ehren, in deren Namen dieses neue Heiligthum als ein immerwährendes Andenken an die Errettung ihrer Schützlinge geweiht wurde," bemerkt der Geschichtschreiber und erzählt dann noch folgenden Umstand, den er in frommem Sinne als ein Zeichen der Gunst Unserer Lieben Frau auslegt. „Vierzig Tage vor dem Feste war der Regen in solchen Strömen gefallen, daß er die ganze Gegend überfluthete; man hätte denken können, die Sündfluth suche wiederum die Erde heim, wie zur Zeit Noe's. Doch am Vorabende des Festes klärte sich der Himmel auf, und an den beiden folgenden Tagen fiel nicht ein Tropfen Regen. Sobald aber alles vorüber war und die Gäste den Ort verlassen hatten, fing es wieder eben so heftig und anhaltend zu regnen an."

König Eduard erfüllte sein Gelübde in vollem Maße; die Ausstattung der Abtei war einer königlichen Stiftung würdig. Außer den Ländereien und dem Einkommen machte er den Mönchen noch ein Geschenk, welches in ihren Augen kaum weniger Werth besaß. Es war eine Partikel vom Kreuze Christi, welche er bei seiner Rückkehr von den Kreuzzügen aus dem h. Lande mitgebracht hatte. Der Chronist nennt es ein „sehr schönes Theilchen" (pulcherrimam portionem) und berichtet, dieser frömmste aller Könige habe es in allen seinen Schlachten unter dem Gewande am Halse getragen und dadurch alle seine Feinde überwunden.

Ein zweites Cistercienser-Kloster wurde von einem andern Könige aus dem Hause Plantagenet, Eduard III., unter dem Namen Unserer Lieben Frau von der Gnade in London beim Tower gegründet, und zwar, wie wir aus einer Urkunde seines Sohnes Richard's II. erfahren, aus Erkenntlichkeit für die vielen Gnaden und die wiederholten Errettungen aus Gefahren zu Wasser und zu Lande, welche ihm durch die Milde und Güte unseres Herrn Jesus Christus, auf die Fürbitte seiner ewig ge-

benedeiten Mutter, zu Theil geworden. In dieser Kirche scheint das berühmte Bild aufbewahrt worden zu sein, auf welches Thomas Morus in einem seiner Briefe sich bezieht, wo er die Leutseligkeit des Königs Heinrich VIII. rühmt und sagt: „Er ist so freundlich gegen Alle, daß Jedermann etwas bemerken kann, woraus er schließen mag, der König habe ihn lieb. Es ist damit, als wenn die Londoner Bürgerfrauen meinen, das Bild Unserer Lieben Frau beim Tower lächele ihnen zu, wenn sie davor beten." [1])

Außer den genannten Abteien ist noch die Abtei Hales in der Grafschaft Gloucester zu erwähnen, welche Richard, Graf von Cornwall, der zum römischen Könige erwählt war, der Mutter Gottes in Folge eines Gelübdes weihete, welches er ebenfalls während eines Sturmes zur See gethan. Diese Abtei

[1]) Die hier angeführten Beispiele von Gelübden, welche die englischen Könige aus dem Hause der Plantagenet in Folge von Errettungen machten, welche sie der Fürbitte der allerseligsten Jungfrau zuschrieben, könnten noch bedeutend vermehrt werden. Nicht nur das Oriel-Colleg zu Oxford, sondern auch das Carmeliter-Kloster daselbst ward von Eduard II. in Folge eines Gelübdes gegründet, welches er machte, als er mit Lebensgefahr vom Schlachtfelde von Bannockburn entkam. Richard Löwenherz zeigte seine Liebe zur allerseligsten Jungfrau durch die Schenkungen, die er aus Erkenntlichkeit für unzählige Gnaden den ihr geweihten Orten in der Normandie machte. Ueber eine dieser ihm gewährten Gnaden berichtet Roger Hovedon folgendermaßen: „Während der Belagerung von Acre erschien Unsere Liebe Frau Einigen, die im Lager der Kreuzfahrer auf Wache standen, und gebot ihnen, den Königen von Frankreich und England zu sagen, sie möchten das Beschießen der Wälle einstellen, denn am vierten Tage würde die Stadt in ihrem Besitz sein. Und es geschah, wie ihnen verheißen worden." Auch den großen Sieg, den Richard beim Flusse Rochetaile am Vorabend der Geburt Unserer Lieben Frau über die Türken davontrug, sah man als durch ihre Fürbitte errungen an. Die Abtei Westminster besaß ein berühmtes Bild, welches die Plantagenets sehr hoch schätzten, und von welchem Froissart sagt: „Es geschahen durch dasselbe viele schöne Wunder." Vor diesem Bilde betete Richard II. an dem Morgen, als er nach Smithfield dem aufrührerischen Volke unter Wat Tyler entgegenzog.

war berühmt durch den Besitz einer Reliquie des heiligen Blutes, mit der Edmund, der Sohn und Erbe des Grafen Richard, sie beschenkte.

Ein ähnlicher Fall von Errettung aus Gefahr zur See findet sich in den Annalen der Cistercienser-Abtei Dieulacres in Staffordshire, welche durch Graf Randall von Chester im Jahre 1214 gegründet wurde. Bald nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande, wo er durch viele ritterliche Thaten sich ausgezeichnet hatte, kam er durch ein Unwetter, das ihn auf dem Meere erreichte, in große Lebensgefahr. In dieser Noth fragte er die Schiffsleute, welche Zeit es sei, und als man ihm erwiderte, zwei Stunden vor Mitternacht, trieb er sie an, muthig noch zwei Stunden zu arbeiten; er habe die Zuversicht, sagte er, daß das Unwetter sich dann legen werde. Anstatt sich zu legen, ward es jedoch nur schlimmer, so daß der Steuermann ihm endlich zurief: „Herr, empfehlet Gott Euere Seele; denn der Sturm nimmt zu und wir können die Ruder kaum mehr halten.“ Als der Graf dies hörte, stand er auf und fing selbst an mit aller Macht mit den Uebrigen zu arbeiten; und bald darauf ward es ruhig. Am nächsten Tage bat der Führer des Schiffes den Grafen, er möge ihm sagen, warum er gewünscht, sie möchten noch gerade zwei Stunden arbeiten, und warum er dann selbst kräftiger gearbeitet habe, als die Andern alle. „Ich wußte,“ erwiderte der Graf, „daß meine Mönche und die, für die meine Vorfahren Klöster gegründet, um Mitternacht sich erheben und das Officium singen würden; ich setzte Vertrauen auf ihre Gebete und hoffte zuversichtlich, Gott werde mir durch ihre Fürbitte zu der Stunde eine Kraft geben, die ich bisher nicht hatte.“

Das letzte Bild, das wir aus der Geschichte der Cistercienser erwähnen wollen, gehört einer Zeit an, welcher die protestantische Reformation vorhergegangen war, einer Zeit also, in der man für die Regungen des Glaubens weniger empfänglich war. Gerade deshalb aber besitzt der Bericht um so mehr Glaubwürdigkeit. Nicolaus Fagan, ein Irländer von Geburt, nahm gegen das

Ende der Regierung der Königin Elisabeth das Ordenskleid in einer Cistercienser-Abtei in Castilien. Einige Jahre darauf sandte man ihn aus Spanien nach Irland zurück. Hier war er vielen Gefahren ausgesetzt, denn die Feinde des Glaubens mißhandelten, schlugen und verwundeten ihn. Deßungeachtet blieb er am Leben und weihete sich gänzlich seinem apostolischen Beruf. Mit glühendem Eifer suchte er die Verehrung der allerseligsten Jungfrau zu verbreiten; er sah darin ein wirksames Mittel, den katholischen Glauben zu stützen und zu fördern. Zu diesem Zweck stellte er ein Bild Unserer Lieben Frau, welches er mit von Sevilla gebracht hatte, in einem zum St. Johannes-Hospital in der Stadt Waterford gehörenden Oratorium auf. Viele fromme Katholiken verrichteten dort ihre Andacht. Don Gaspar Jongelino in seinem Werke: »Porpora di S. Bernardo« erzählt, der Herr wirke durch das Bild auf Fürbitte der allerseligsten Jungfrau viele und erstaunliche Wunder. Um diese Zeit lebte in der Grafschaft Kilkenny ein Mann, der seit seiner Geburt einen verdorrten Arm hatte, so daß er ihn nicht ein Mal bewegen konnte. Einst erschien ihm Nachts die Mutter Gottes; sie befahl ihm, zu ihrem, im St. Johannes-Hospital zu Waterford aufgestellten Bilde zu pilgern, und versprach ihm, wenn er es thäte, solle der Arm geheilt werden. Als er erwachte, entschloß er sich, der göttlichen Eingebung, wofür er dies hielt, gehorsam zu sein. Er machte sich deshalb noch an demselben Tage auf den Weg nach Waterford und begab sich bei seiner Ankunft zum Pater Fagan, um ihm mitzutheilen, weshalb er hergekommen. Dieser hieß ihn bis zum nächsten Tage warten; er wolle dann die heilige Messe für ihn lesen und Gott um seine Genesung bitten. Am nächsten Morgen versammelte sich eine beträchtliche Zahl von Katholiken in dem Oratorium, wo Pater Fagan Messe las. Unter der h. Wandlung fühlte der kranke Mann, daß seine Hand plötzlich und vollkommen geheilt war, so daß er sich sogleich andächtig damit an die Brust schlug. Um jedoch keine Störung zu verursachen, schwieg er bis zum Schluß der h. Messe; doch dann

erhob er seinen Arm, der so gesund war, wie der andere, und verkündigte Allen, die gegenwärtig waren, seine Genesung. Ein zweites Wunder von etwas anderer Art vermehrte die Verehrung der Katholiken für dieses heilige Bild noch beträchtlich, und es entstand ein solcher Zudrang zu dem kleinen Bethause, daß es nie von Andächtigen leer ward. Nicht weit von Waterford lebte ein Katholik, der zwar den Glauben bewahrt hatte, aber so gewissenlos gewesen war, ein sehr werthvolles Halsband zu stehlen. Er gerieth deshalb in Verdacht und wurde des Verbrechens angeklagt; er beschwor jedoch seine Unschuld. Ueberführende Beweise lagen nicht vor. In Gesellschaft mehrerer Personen, die gegenwärtig gewesen, als er den falschen Eid abgelegt, ging er dann zum St. Johannes-Hospital, um vor dem Bilde der h. Messe beizuwohnen. Mitten unter der Messe fiel das Halsband ihm vor die Füße, ohne daß Jemand wußte, woher es kam. Als der Dieb sich verrathen sah, fiel er auf die Kniee und bekannte sein Verbrechen. [1]) Nicolaus Fagan ward später zum Bischof von Waterford erwählt, starb jedoch im Jahre 1616, bevor er die Weihe erhielt.

Der Prämonstratenser-Orden ward ungefähr um dieselbe Zeit wie der der Cistercienser in England eingeführt. Er beansprucht, gleich dem letztern, unter dem besondern Schutz der allerseligsten Jungfrau zu stehen, aus deren Hand auch der h. Norbert das weiße Ordenskleid empfangen haben soll. Die bei weitem größere Zahl der Klöster dieses Ordens war gleichfalls der Mutter Gottes geweiht, und wir treffen häufig in

[1]) Wading berichtet in seinen Annalen von einem wunderthätigen Bilde, welches in dem um das Jahr 1440 von Lord Mac-Carthy erbauten Franciscaner-Kloster zu Tralee aufbewahrt wurde, und von welchem eine ähnliche Diebstahls-Geschichte erzählt wird. Dieses Bild war noch bis zu Königin Elisabeth's Zeiten verehrt und dann in einem verdorrten Baume versteckt worden. Der Baum soll seitdem wieder Blätter, Zweige und Blüthen getrieben haben, wodurch das h. Bild um so besser vor den Blicken der Irrgläubigen verborgen wurde.

der Geschichte ihrer ersten Niederlassungen auf Legenden, die den bereits angeführten sehr ähnlich sind.

Die Gründung der Prämonstratenser-Abtei Dale-Abbey, auch Stanley-Park genannt, in Depedale in der Grafschaft Derby, wird folgendermaßen erzählt. Es lebte einst in Derby, in der Straße, die Unserer Lieben Frauen Namen trägt, ein Müller Namens Cornelius. Jeden Samstag pflegte er das Geld, welches er verdient hatte, bis auf das zu seinem Unterhalte durchaus erforderliche, zur Pfarrkirche von St. Maria zu bringen und dort aus Liebe zu Gott und Unserer Lieben Frau an die Armen zu vertheilen. Mehrere Jahre schon hatte er diese lobenswerthe Gewohnheit geübt, als einstmals im Herbst, während er um die Mittagszeit sich ein wenig Ruhe gönnte, ihm die allerseligste Jungfrau im Schlafe erschien und zu ihm sprach: „Cornelius, mein Sohn hat dein Almosen angenommen. Wenn du aber vollkommen zu werden wünschest, so verlasse alles, was du hast, und begib dich nach Depedale. Dort diene mir und meinem Sohne in der Einsamkeit, und wenn dein Lauf vollendet ist, so wirst du in die ewige Freude aufgenommen werden.“ Als Cornelius erwachte, dankte er Gott und Unserer Lieben Frau. Er erzählte Niemanden von der Erscheinung, machte sich aber bereit, der himmlischen Weisung unverzüglich zu gehorchen. Ohne zu wissen, wo Depedale lag, doch auf den göttlichen Beistand vertrauend, machte er sich in östlicher Richtung auf den Weg. Als er durch das Dorf Stanley kam, hörte er eine Frau zu ihrer Tochter sagen: „Nimm unsere Kühe und treibe sie nach Depedale, und dann komme eilig wieder heim.“ Voll Erstaunen näherte sich Cornelius der Frau und sprach: „Liebe Frau, ich bitte Euch, sagt mir, wo Depedale liegt.“ „Geht mit dem Mädchen, wenn es Euch gefällt,“ erwiderte sie, „sie wird Euch den Weg weisen.“ Er folgte deshalb dem Mädchen und ihren Kühen, bis sie zu einem einsamen, mit Wald bedeckten und fern von jeder menschlichen Wohnung gelegenen Thale kamen. Hier suchte er eine geschützte Stelle auf und höhlte sich in dem Felsen ein Loch aus zu einer kleinen Einsiedelei. Dann errichtete

er einen kleinen Altar darin und diente Gott unter Hunger, Durst und Kälte und allen nur möglichen Entbehrungen. Die umliegenden Ländereien gehörten dem Ralph Fitz-Geremund, der kurz zuvor aus der Normandie nach England zurückgekommen war. Als dieser einst mit seinen Hunden die Gegend durchstreifte, kam er auch in dieses Thal und bemerkte den Rauch, der aus der Höhle des Eremiten emporstieg. Staunen und Unwillen erfüllten ihn bei dem Gedanken, daß Jemand sich herausgenommen habe, in seinem Walde ohne weiteres Wohnung aufzuschlagen. Er eilte an den Ort und fand Cornelius in alten, zerlumpten Kleidern. Da gereute ihn seine Aufwallung, und nachdem er sich von ihm hatte erzählen lassen, wie er dahin gekommen sei, gab er ihm nicht nur die Erlaubniß, dort zu bleiben, sondern wies ihm zu seinem Unterhalt den Zehnten vom Ertrage seiner Mühlen an. Die Geschichte erzählt ferner von den vielen Anfechtungen, welche Cornelius auszustehen hatte, und wie er schließlich seine Wohnung an einer andern Stelle desselben Thales, in der Nähe einer Wasserquelle aufschlug, dort eine Hütte und eine der allerseligsten Maria geweihte Kapelle erbaute und einige Jahre darauf im Herrn entschlief. Im Jahre 1204 überließen William Fitz-Rauf und seine Tochter Mathilde das Thal mit seinem Zubehör einer Colonie von Prämonstratensern.

Auch aus den Annalen dieses Ordens wollen wir noch zwei Klosterlegenden mittheilen, von denen die erste in die Zeit der Kreuzzüge fällt.

Kurz nach der normännischen Eroberung hatte Lord Richard von Hatton die Landschaft Wroxhall in der Grafschaft Warwick zu Lehen. Sein Sohn Sir Hugh, der sich durch seinen hohen Wuchs und seine Tapferkeit auszeichnete, nahm Theil an dem ersten Kreuzzug, in welchem, wie der Chronist sagt, „das Volk der Christen das h. Land nach heftigen Kämpfen der Herrschaft der Heiden entriß". In einem dieser Kämpfe nahmen die Heiden Sir Hugh gefangen und hielten ihn sieben Jahre lang in strenger Haft. Als ihn nun die Wucht der Drangsale ganz niederbeugte, fiel es ihm ein, daß durch den h. Leonhard, dem seine

Pfarrkirche in England geweiht war, manche Wunder geschehen waren. In seiner großen Traurigkeit klagte er diesem heiligen Bekenner seine Noth. Er erinnerte ihn, wie er stets eine so große Liebe zu ihm gehabt und in seiner Jugend Arme und Reiche an seinem Feste bewirthet habe, und bat ihn, ihm zu Hülfe zu kommen, nun, da er um Gottes willen gefangen sei. Da erschien ihm der h. Leonhard im Schlafe und gebot ihm aufzustehen und heimzugehen und ein Kloster für Benedictinerinnen zu gründen. Und als der Heilige ihm bald darauf ein zweites Mal erschien, da er nicht schlief, sondern wachte, gelobte der Ritter unter Freudenthränen, seinem Befehle zu gehorchen, worauf er sich plötzlich dicht bei seinem Wohnhause am östlichen Ende des Waldes von Wroxhall befand, da, wo später der Hochaltar der Kirche stand. Anfangs wußte Sir Hugh nicht, wo er sei; da kam einer seiner eigenen Hirten herbei, erschrack jedoch über sein scheußliches Aussehen so sehr, daß er ihn im Namen Gottes aufforderte, zu sagen, wer er sei. Der Ritter war hoch erfreut, ihn englisch reden zu hören; und wie erstaunte er, da er hörte, er sei auf seinem eigenen Grund und Boden! Er fragte dann weiter nach seiner Gemahlin und seinen Kindern und vernahm, wie viele Almosen und Gebete täglich für seine Befreiung aufgeopfert würden und wie viele Gelübde bereits für ihn Unserer Lieben Frau und andern Heiligen dargebracht wären. Innig dankte der Ritter Gott, Unserer Lieben Frau und dem h. Leonhard für diese Kunde. Dann gebot er dem Manne, sein Weib und ihre Kinder zu ihm her zu führen. Sein Weib kam; doch erkannte sie ihn nicht, sondern „fürchtete sich gar sehr seines scheußlichen Aussehens wegen". Er aber zog die Hälfte eines Ringes hervor und erinnerte sie, wie er beim Scheiden den Ring zerbrochen hatte, damit sie beide einen Theil davon bewahrten; und als man die Theile zusammenhielt, paßten sie genau zusammen. Als die Dame endlich ihren verlorenen Gatten wieder erkannte, war sie außer sich vor Freude. Man nahm ihm die Ketten ab, und dann begaben Alle sich zur Kirche, wo Sir Hugh nach dem Dankgebet zu Gott, Unserer Lieben Frau

und dem h. Leonhard, dem Volke kund that, was für ein Gelübde er gethan und wie es sein Vorsatz sei, es zu erfüllen. Als er von Gott zu erfahren wünschte, wo die Kirche gebaut werden solle, da fand sich, heißt es, „der Boden ohne menschliches Zuthun mit Steinen gepflastert," und es war derselbe Ort, wo man den Ritter zuerst gefunden hatte. Der besagte Ring ward noch zu Lebzeiten des Schreibers dieses Berichtes unter den Reliquien aufbewahrt, sammt einem Theile der Kette des Ritters; das Uebrige hatte man mit zum Guß der Glocken verwendet. Hugh's Töchter, Edith und Kleopatra, wurden die ersten Nonnen. „Eine Dame aus dem Hause Wilton," heißt es, „kam, um sie zum h. Ordensstande vorzubereiten."

Eine nicht weniger wunderbare Legende knüpft sich an die Gründung der zu dieser Kirche gehörenden Liebfrauen-Kapelle. Eine der Nonnen, welche Alice Craft hieß und „arm an irdischen Gütern, doch reich an Tugend" war, hatte ein großes Verlangen, noch bei ihren Lebzeiten für Unsere Liebe Frau hier eine Kapelle erbaut zu sehen. Sie betete oft darum, und einst bei Nacht traf eine Stimme ihr Ohr, die ihr gebot, im Namen Gottes und seiner heiligen Mutter an's Werk zu gehen und eine Liebfrauen-Kapelle aufzuführen. Sie meinte, es sei ein Traum, und gab nicht Acht darauf, bis derselbe Auftrag ihr ein zweites Mal und dies Mal nachdrücklicher zu Theil ward, so daß sie darüber erwachte. Sie fing heftig zu weinen an, denn es fehlten ihr die Mittel, den Auftrag auszuführen. Die Priorin, der sie die Sache mittheilte, sah darin nichts als ein eiteles Spiel der Phantasie. Als jedoch Unsere Liebe Frau selbst der Frau Alice erschien und sie ernstlich ihrer Nachlässigkeit wegen tadelte, eilte diese in großer Furcht zu ihrer Priorin und beschwor sie, der Erscheinung Glauben zu schenken. Die Priorin ließ sich durch ihre Worte bewegen und fragte, wie viel sie denn für den Bau besäße, worauf die Nonne ihr erwiderte, sie besitze fünfzehn Pfennige. „Nun denn," sagte die Priorin, „obgleich dies wenig ist, so kann Unsere Liebe Frau die Summe vermehren," und sie gab die Erlaubniß, den Bau zu beginnen. Nun verlegte

Alice sich auf's Gebet und flehte Unsere Liebe Frau an, ihr kund zu thun, wo sie die Kapelle bauen und wie groß sie dieselbe machen solle. Darauf wurde ihr geoffenbart, dieselbe solle an der nördlichen Seite der Kirche stehen, wo sie den Platz dazu bezeichnet finden werde. Es war zur Erntezeit, zwischen den beiden Festen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt. Zeitig am nächsten Morgen ging Alice an den ihr bezeichneten Ort und fand dort eine Strecke Landes mit Schnee bedeckt, und der Schnee blieb dort liegen von vier Uhr Morgens bis zum Mittag. In ihrer Freude darüber, eilte sie, Maurer zu rufen, die den Raum absteckten und dann die Kapelle erbauten. „Und jeden Samstag, so lange gebaut ward, pflegte sie betend durch die Baumgänge des Gottesackers zu gehen, und da fand sie jedes Mal so viel Silber auf der flachen Erde, wie sie wöchentlich nöthig hatte, um die Arbeiter und alles, was sonst zu dem Bau erforderlich war, zu bezahlen, und nicht mehr.“ Alice Craft, berichtet der Chronist weiter, starb am 26. Januar, am Tage nach St. Pauli Bekehrung und liegt in derselben Kapelle vor der Thüre, die in ihren Chor führte, unter einem Steine begraben.[1])

Die Entstehung des Nonnenklosters Godstow in der Grafschaft Oxford wird in folgender Weise erzählt. Unter der Regierung König Heinrich's I. lebte zu Winchester eine fromme Wittwe, Namens Editha, welche oft in einer Vision ermahnt wurde, sich in die Umgegend von Oxford zu begeben und dort zu bleiben, bis Gott ihr ein Zeichen geben würde, auf welche Weise sie ein zu Seinem Dienst bestimmtes Haus bauen solle. Sie wählte demgemäß zu ihrem Aufenthalte das Dorf Binsey, welches damals ein berühmter Andachtsort war, weil dort ein Bild der h. Frideswide, zu dem häufig Wallfahrten unternommen wurden, so wie der „heilige Brunnen von St. Margaret“ sich befanden. Der Zudrang der frommen Wallfahrer war so groß, daß

[1]) Mitgetheilt in Dugdale's „Monasticon“ nach einem Manuscript, welches um die Zeit Eduard's IV. geschrieben worden sein soll.

an der gegenüberliegenden Seite des Flusses zu Seckworth nicht weniger als vier und zwanzig Herbergen zur Aufnahme derselben errichtet wurden. Editha führte hier „ein sehr heiliges Leben“, bis sie einst in der Nacht eine Stimme hörte, welche zu ihr sprach: „Editha, stehe auf, und begib dich ohne Zögern dorthin, wo das Licht des Himmels am Firmamente über die Erde aufgeht, und setze dort Nonnen (mynchyns) ein zum Dienste Gottes, vier und zwanzig von den vornehmsten, die du finden kannst.“ Der so wunderbar bezeichnete Ort lag nahe bei Binsey, am Flusse Isis, nicht ganz eine Stunde von Oxford. Hier baute Editha im Jahre 1138 die Kirche und das Kloster von Godstow und weihte sie der allerseligsten Jungfrau und dem h. Johannes dem Täufer. König Stephan und seine Gemahlin waren bei der Einweihung gegenwärtig.

IV. Heiligthümer Unserer Lieben Frau, die in den Lebensbeschreibungen englischer Heiligen erwähnt werden.

Die englischen Geschichtschreiber früherer Jahrhunderte erwähnen noch manche Marienkirchen und Bilder, ohne sich auf eine nähere Bezeichnung der Oertlichkeit derselben einzulassen. So wünschenswerth es nun auch wäre, Genaueres über diese Heiligthümer zu wissen, so beweisen die unvollkommenen Berichte, die wir von ihnen besitzen, dennoch genügend, wie tief gewurzelt die Verehrung war, mit der das Volk auf sie hinblickte. Weihen wir ihnen daher einige Zeilen.

Zuerst mögen hier einige Legenden, die Jugendjahre des h. Thomas von Canterbury betreffend, angeführt werden. Dieser Heilige zeichnete sich durch eine besondere Liebe zur allerseligsten Jungfrau aus, Dank der Erziehung seiner Mutter, deren frommer Sinn auf eine höchst innige und einfache, oft

poetische Weise Gebet und fromme That mit einander zu verbinden verstand. So legte sie ihren Sohn unter anderm zuweilen auf die eine Seite einer Waage und auf die andere Kleider, Brod und Geld, welches nachher unter die Armen vertheilt wurde. Ihre Absicht hierbei war, ihn dem Schutze Gottes und dem Gebete der allerseligsten Jungfrau zu empfehlen. „Denn," sagt Roger de Pontigny, „es leitete sie eine ganz besondere Andacht zur allerseligsten Jungfrau bei ihren Werken der Frömmigkeit, so wie auch bei der Erziehung ihres Sohnes, den sie lehrte — wie er oft zu erzählen pflegte — Gott zu fürchten, die allerseligste Jungfrau Maria mit besonderer Liebe zu verehren, sie als seine Schutzheilige und die Herrin seines ganzen Lebens und seiner Handlungen anzurufen, und nächst unserm Herrn Jesus Christus auf sie seine Hoffnung zu setzen."

Der h. Thomas soll in seiner Jugend von der Gottesmutter verschiedene seltene Gnadenbezeugungen erhalten haben. So lag er z. B. einst am Fieber krank danieder. Da erschien sie ihm, versprach ihm Genesung und legte zwei goldene Schlüssel in seine Hände, wie um ihm seine künftige Größe anzudeuten. Ein anderes Zeichen ihrer Gunst erhielt er in seiner Knabenzeit, als er auf der Schule war — ob in Merton oder London wird nicht gesagt. Während des Spieles mit einigen andern jungen Leuten seines Alters begannen dieselben, einige diese, andere jene schöne Dame ihrer Bekanntschaft zu rühmen und, nach der Sitte der Zeit, Handschuhe oder andere Andenken aufzuweisen, welche sie von dem Gegenstande ihrer Bewunderung erhalten hatten oder ihr zu Ehren trugen. Als Thomas aufgefordert wurde, Aehnliches zu zeigen, erwiderte er, er habe sein Herz einer Dame von weit höherm Range gegeben. Als seine Gefährten ihn quälten, ein Zeichen der Gunst derselben aufzuweisen, zog er sich in eine Kirche zurück und kniete zum Gebet vor einem Bilde der allerseligsten Jungfrau nieder; denn sie war in der That die Dame, der er seine Liebe geweiht hatte. Dann kehrte er verklärten Antlitzes, wie Einer, dem eine himmlische Gnade

zu Theil geworden, zu seinen Gefährten zurück und zeigte ihnen ein Kästchen. Es enthielt einen Chorrock von rother Farbe, — ein Pfand der Liebe der Dame seines Herzens und ein Zeichen seiner künftigen Würde und seines Martyrthums.

Dieser heitere Jüngling, von dem sein Biograph sagt, er habe sich um nichts als um Hunde und Vögel gekümmert, unterzog sich schon seit seinem Knabenalter in der Stille schweren Bußübungen. Als er Primas von Canterbury war, bedurfte einst das härene Gewand, das er unter seiner kostbaren Kleidung trug, der Ausbesserung. Der Heilige war nicht im Stande, diese selbst zu besorgen, wollte aber auch die Hülfe Anderer nicht in Anspruch nehmen, damit nicht das Geheimniß jener Bußübung ausposaunt werde. Da soll Unsere Liebe Frau selbst ihm zu Hülfe gekommen sein und ihm mit eigener Hand sein Gewand wieder zusammen genäht haben.

Die Lieblings-Andacht des h. Thomas war die Betrachtung ihrer sieben Freuden. Einst erschien ihm Unsere Liebe Frau, und nachdem sie ihm versichert hatte, daß seine Huldigung ihr höchst angenehm sei, fragte sie ihn, warum er stets nur das Andenken ihrer Freuden auf Erden feiere und nie jene, welche ihre Krone im Himmel ausmachten? Er erwiderte ihr, er kenne diese nicht. Darauf machte sie ihn mit ihren sieben himmlischen Freuden bekannt, und seit jener Zeit verehrte der Heilige diese beständig. Auch dichtete er das früher in manchen Kirchen gesungene Lied: »Gaude, flore virginali«. Nach dem Martyrtode des Heiligen, als jedes Andenken seines Lebens und Todes in Canterbury werth gehalten ward, zierte man das große Fenster des westlichen Kreuzflügels der Kathedrale mit einer glänzenden Darstellung der sieben Freuden Mariä und mit den Bildern des gemarterten Kirchenfürsten und der übrigen Schutzheiligen Englands. Die Beschreibung dieses Fensters ist noch vorhanden und zwar von derselben Hand geschrieben, die es vernichtete, nämlich von der Richard Calmer's, genannt „der blaue Richard", einem von den sechs Predigern der Kathedrale zur Zeit der Republik. In dem Berichte über sein Verfahren sagt er Folgendes: „Die

Commissare machten sich an die Zerstörung dieses großen abgöttischen Fensters, an welches ausländische Papisten viele Tausende verschwendet hatten. Es befanden sich auf demselben Darstellungen der h. Dreieinigkeit und der zwölf Apostel, so wie sieben große Gemälde der Jungfrau Maria in sieben verschiedenen glorreichen Erscheinungen: wie sie von einem Engel zum Himmel emporgetragen wird und wie Sonne, Mond und Sterne unter ihren Füßen sind 2c. Jedes Gemälde trug eine Unterschrift, welche begann mit Gaude Maria, z. B. Gaude Maria, Sponsa Dei. Am untern Rande dieses ungeheuern Fensters war eine Unterschrift, welche besagte, dasselbe sei der Jungfrau Maria gewidmet: in laudem et honorem Beatissimae Virginis Mariae Matris Dei."

Man könnte fast meinen, diese „sieben glorreichen Erscheinungen" hätten das Gemüth dieses verruchten Fanatikers schließlich zu einiger Bewunderung hingerissen. Doch ihn scheint hauptsächlich das befriedigende Gefühl beschäftigt zu haben, daß er selbst, hoch auf einer Leiter stehend, da sonst Niemand sich hinaufwagen wollte, mit einer Pike „des stolzen Becket's gläserne Knochen hinabrasseln lassen konnte," wie er sich ausdrückte.

In den Lebensbeschreibungen zweier Heiligen, welche Zeitgenossen des h. Thomas waren, des h. G o d e r i c h von Finchdale und des h. L a u r e n c e von Dublin, finden wir verschiedene Legenden aufgezeichnet. Der Erstgenannte war ein einfacher, ungebildeter Hausirer, der viele Jahre zu Wallfahrten nach Jerusalem, Rom und Compostella verwendet hatte, und sich endlich in eine Wildniß bei Durham zurückzog, wo er — wie Augenzeugen es beschreiben — ein heiliges, engelgleiches Leben führte. Die Wände seiner Einsiedelei schmückte ein Crucifix und ein Bild der allerseligsten Jungfrau, durch deren Vermittelung dort große Gnaden gewirkt wurden. Oft sollen Engel und Heilige ihn dort besucht haben, einst sogar die Königin des Himmels in Gesellschaft der h. Maria Magdalena. Sie legte ihm die Hand auf sein Haupt und lehrte ihn das als „St. Goderich's Hymne" bekannte fromme Lied.

Der Name des h. Laurence knüpft sich an zwei Gnadenorte der Mutter Gottes; der eine ist in Dublin, der andere in Wales gelegen. Surius spricht davon in seiner außerordentlich schönen und interessanten Lebensbeschreibung dieses Heiligen, ohne jedoch so genaue Angaben zu machen, daß es möglich wäre, über die Oertlichkeit zu entscheiden. Als einst, so erzählt Surius, der h. Laurence, der häufig in England war, von einem Besuch am Hofe Heinrich's II. in sein Heimathland zurückkehrte, kam er zu einem Seehafen in Wales, wo ungünstige Winde ihn zurückhielten. In der Nähe des Ortes befand sich eine Kirche, welche ein reicher Mann vor Kurzem erbaut hatte. In Folge der Abwesenheit des Bischofs war sie jedoch noch nicht eingeweiht. Im Bereich dieser Kirche hatte ein Einsiedler sich eine Zelle gebaut. Diesem erschien einst des Nachts die Gottesmutter, reich geschmückt und in majestätischer Gestalt, und fragte ihn, warum ihre Kirche noch nicht geweiht sei? Als nun der Einsiedler ihr erwiderte, die Ursache liege in der Abwesenheit des Bischofs, sprach sie: „Ich will sie nicht von ihm, sondern von Laurence von Dublin geweiht haben; auf sein Kommen habe ich gewartet, damit kein Anderer als er meine Kirche einweihe. Und dies soll ihm ein Zeichen sein: er wird keinen günstigen Wind haben, bis er meinen Wunsch erfüllt hat." Der Eremit erwachte, erstaunt über die Vision, und sobald es Tag war, ließ er den Herrn des nahe gelegenen Schlosses, den Gründer der Kirche, herbeirufen und theilte ihm mit, was sich zugetragen. Dieser lud sogleich den Erzbischof Laurence auf sein Schloß ein, und nachdem er ihn dort ehrenvoll empfangen und festlich bewirthet hatte, bat er ihn, die Kirche einzuweihen. Der heilige Mann erwiderte jedoch, er könne dies in der Diöcese eines andern Bischofs nicht thun, und blieb unbeugsam bei allen Bitten seines Wirthes. Nun erzählte Letzterer die Vision des Einsiedlers und die Worte der h. Jungfrau. Dies überzeugte Laurence, daß es der Wille Gottes und in diesem Fall nicht ungesetzlich, vielmehr seine Pflicht sei, die Kirche einzuweihen, was er denn auch am folgenden Tage that. Sobald der h. Bischof nach der

h. Messe und der Feier der üblichen kirchlichen Gebräuche gefrühstückt hatte, ging er zu Schiff und segelte alsbald mit günstigem Winde von dannen. Seit dieser Zeit wurden in jener Kirche unzählige Wunder gewirkt und göttliche Gnaden in Fülle ausgegossen. So erzählt der Geschichtschreiber.

Ein anderes Mal hatte Laurence sich zu einer Reise nach England bereits eingeschifft, als mehrere Leute aus Dublin sich zu ihm gesellten. Sie glaubten vor den Gefahren des Meeres sicher zu sein, wenn sie in seiner Gesellschaft reisten. Man war jedoch noch nicht weit gekommen, als ein heftiger Sturm entstand. Da schaarten sich Alle um ihren Hirten und fleheten ihn an, sie durch sein Gebet von dem sie bedrohenden Tode zu retten. Laurence sprach ihnen Muth ein und versicherte ihnen, daß keiner von ihnen umkommen würde, wenn sie seinen Rath befolgten. „Ihr wißt," sagte er, „wir bauen gerade jetzt zu Ehren der Gottesmutter eine Kirche in Dublin. Versprecht, von dem, was Gott euch gegeben, großmüthig dazu beizutragen, und ich verheiße euch in Seinem Namen eine ruhige See und eine glückliche Reise." Ohne Zögern gaben die Reisenden das gewünschte Versprechen und boten dem Erzbischof reichliche Gaben, denn das Schiff war gefüllt mit ihren Waaren. Alsbald heiterte der Himmel sich auf, das Meer ward ruhig und sie erreichten, Gott und Seinen heiligen Diener preisend, glücklich das Land.

Eine Legende, die wir nicht übergehen dürfen, ist die von der Ertheilung des Carmeliter-Scapuliers an den h. Simon Stock. Der Orden vom Berge Carmel hat besondere Ansprüche auf das Interesse der englischen Katholiken; denn England war das erste europäische Land, welches den Carmelitern Schutz verlieh, als sie durch die Verfolgungen der Saracenen aus dem heiligen Lande vertrieben wurden. Einem Engländer ertheilte die heilige Jungfrau auf englischem Boden mit eigener Hand das Scapulier; in England nahm die Andacht des Scapuliers ihren Anfang.

Unter der Regierung Heinrich's III. kamen zwei englische

Ritter, Johann Lord Vesey und Richard Lord Grey, im heiligen Lande, wohin sie als Kreuzfahrer gezogen waren, wallfahrend zum Berge Carmel und trafen zu ihrer Ueberraschung mehrere Landsleute, die dort als Einsiedler wohnten. Sie bewunderten das heilige Leben dieser Eremiten und nahmen einige von ihnen mit nach England zurück. Unter diesen war Ralph Freburn, früher ein edeler Herr in Northumberland, und Ivo oder Alamon aus der Bretagne. Die zwei Ritter überließen diesen Mönchen Ländereien in ihrer Nachbarschaft. Lord Grey von Codnor schenkte den Platz für ein Kloster zu Aylesford, am Medway. Lord Vesey gründete den Mönchen eine Heimstätte im Alnwicker Walde in Northumberland. Das waren die ersten in Europa gegründeten Niederlassungen der Carmeliter. Ralph Freburn wurde der erste englische Provincial des Ordens und ertheilte als solcher dem Simon Stock, welcher bis dahin in einem Walde der Grafschaft Kent als Eremit gelebt hatte, das Ordenskleid. Kaum hatten die Mönche sich in England niedergelassen, als sie sich an den beiden englischen Universitäten einzubürgern suchten. Simon Stock erwarb den akademischen Grad eines Baccalaureus der Theologie zu Oxford um dieselbe Zeit, als Humphrey Neckton, ein anderer Carmeliter, in Cambridge der erste Professor des Ordens wurde. Simon's ausgezeichnete Verdienste veranlaßten seine Erwählung zum General des ganzen Ordens auf dem ersten, 1238 zu Aylesford in Kent gehaltenen allgemeinen Kapitel. Im Jahre 1242 überließ Michael Malsherb den Carmelitern zu Newenham vor den Thoren von Cambridge eine Wohnung, wo sie zwei und vierzig Jahre blieben. Dort muß die berühmte Erscheinung Unserer Lieben Frau stattgefunden haben. Die Geschichtschreiber des Ordens verlegen dieselbe nämlich in das Jahr 1251. Sie erzählen, in dem Oratorium des Carmeliter-Klosters zu Cambridge sei die allerseligste Jungfrau dem h. Simon Stock erschienen, als er gebetet, und habe ihm das h. Scapulier mit folgenden Worte ertheilt: „Empfange dieses Scapulier, das Zeichen meiner Genossenschaft, ein Vorrecht für dich und deinen Orden; der Träger

desselben wird nach dem Tode das ewige Feuer nicht zu leiden haben; es ist ein Zeichen des Heils, ein sicheres Geleit in Gefahr, das Siegel eines immerwährenden Bundes." [1])

Gewiß ist, daß Simon der erste war, der die Andacht des Scapuliers in England verbreitete. Er ertheilte das Scapulier nicht nur gottgeweihten Personen, sondern auch Laien; so dem Könige Eduard I. und seinem unglücklichen Sohne Eduard II. Das erste in Verbindung mit dem Scapulier vorgekommene Wunder soll an der Person eines Laien gewirkt worden sein, den der Heilige in die Bruderschaft aufnahm. Als derselbe nämlich in Geschäften seines Ordens einst beim Bischofe von Winchester war, kam der Pfarrer der St. Helena-Kirche zu ihm und bat ihn dringend, einem seiner Brüder, Namens Walter, eilends beizustehen; derselbe liege elend darnieder und am Heil verzweifelnd, wie es scheine; denn er weigere sich standhaft, von heiligen Dingen auch nur zu hören. St. Simon eilte alsbald an das Bett des armen Mannes, welchen er der Vernunft beraubt, zähneknirschend und mit scheußlich verzerrter Miene antraf. Nachdem er ihn in eifrigen Gebeten Gott empfohlen, hing er ihm das Scapulier um den Hals. Kaum war dies geschehen, als der

[1]) Wir weisen den Leser nochmals darauf hin, daß wir bei der Erzählung dieser und anderer Ueberlieferungen in Bezug auf übernatürliche Ereignisse nicht beabsichtigen, uns über die vielleicht sehr verschiedenen Ansprüche auf Glaubwürdigkeit auszusprechen. Uebrigens gibt es für diese Vision des h. Simon Stock bestimmtere Angaben, als für die meisten Legenden ähnlicher Art. „Wir halten diese Vision für wahr," schreibt Papst Benedict XIV., „und Jedermann sollte sie als solche ansehen. Swaynton, der Gefährte und Secretair des seligen Simon Stock, erzählt dieselbe mit großer Genauigkeit und mit der Versicherung, dies aus seinem eigenen Munde vernommen zu haben: »Dieses habe ich Unwürdiger nach dem Dictat des Gottesmannes geschrieben.« Die Handschrift ward in den Archiven von Bordeaux aufbewahrt, und bei dem Streite über diesen Gegenstand an's Licht gebracht." (Benedict XIV. De Festis, tom. II. Cap. 6.) In einer alten Legende über Simon Stock wird hinzugefügt, Maria habe dem Heiligen bei Ueberreichung des Scapuliers versichert, England sei ihr Brautschatz und sie halte es unter ihrem besondern Schutze.

Kranke zu sich kam, sogleich mit großer Zerknirschung und unter vielen Thränen Gott um Verzeihung bat, darauf die Sacramente der Kirche mit inniger Andacht empfing und in derselben Nacht im Frieden verschied. Weiter wird erzählt, der Pfarrer sei dennoch im Zweifel über dieses Bruders Seligkeit gewesen, wegen des ausschweifenden Lebens, das derselbe früher geführt; der Verstorbene sei ihm jedoch erschienen und habe ihm versichert, die Gnaden, welche er durch Anlegung jenes geweihten Kleidungsstückes empfangen, hätten ihm das Glück verschafft, in der Gnade Gottes zu sterben. Diese Geschichte, die in dem Leben des h. Simon vorkommt, wird durch die Thatsache bestätigt, daß ein Pfarrer Peter von St. Helena in Winchester als der Gründer des Carmeliter-Klosters auftritt, welches im Jahre 1278 in jener Stadt entstand.

England hatte nicht das Glück, seinem Heiligen das Begräbniß zu gewähren. Er starb in Bordeaux im Jahre 1266, wo auch, wie man glaubt, sein Leib begraben liegt. Sein Orden stand immer hoch in der Achtung seiner Landsleute und das braune Scapulier hing auf der Brust manches englischen Barons, wie z. B. des Grafen Thomas von Lancaster, des Gemarterten, wie man ihn nannte, und des Grafen Heinrich von Northumberland.

In dem Buche von Franz Potel, »De Origine et Antiquitate Ordinis Carmel«, kommt folgende Geschichte vor. In der Stadt Chester befand sich ein Carmeliterkloster, dessen Insassen sich nach der Sitte des Ordens Brüder der allerseligsten Jungfrau vom Berge Carmel nannten. Einige der Stadtbewohner nahmen ihnen übel, daß sie sich dieses Titels bedienten, redeten in beleidigenden und verächtlichen Ausdrücken von ihnen und meinten, sie verdienten eher Brüder der Maria von Aegypten genannt zu werden.[1]) Die Spötter wurden aber von verschie-

[1]) Dieser Streit verursachte den Mönchen Jahre lang viele Unruhe, bis die Universität Cambridge, welche die frühere Verbindung, in welcher sie zu dem Orden gestanden, nicht vergessen hatte, eine Commission gelehrter Männer, — mit ihrem Kanzler John Donewick an der

denartigen Krankheiten befallen, an denen Viele starben; und so augenscheinlich zeigte sich das göttliche Mißfallen, daß der Abt von St. Werburgh eine feierliche Procession zur Beschwichtigung des göttlichen Zornes anordnete. Die Carmeliter sammt andern religiösen Orden nahmen daran Theil. Als man bei einem in hohen Ehren gehaltenen hölzernen Bilde der allerseligsten Jungfrau vorbeikam, begrüßten einige der Mönche dasselbe, indem sie das Haupt davor neigten und ein Ave Maria beteten. Und das Bild erwiderte den Gruß, indem es ebenfalls das Haupt neigte und die Hand den Carmelitern entgegenstreckte, wie Alle sahen. Einige versicherten sogar, sie hätten drei Mal die Worte aussprechen hören: „Siehe da, meine Brüder!" Dieser Vorfall soll im Jahre 1317 unter der Regierung Eduard's II. stattgefunden haben.

Als dieser König, der, wie erwähnt, selbst das Scapulier trug, sich nach Schottland begab, um den Krieg fortzusetzen, der mit der Schlacht von Bannockburn endete, nahm er den Carmelitermönch Robert Baston mit sich. Der König kam dort einst in Gefahr, seinen siegreichen Feinden in die Hände zu fallen. Da versprach Robert ihm Rettung, wenn er der h. Jungfrau ein Gelübde thun wolle. Bereitwillig folgte Eduard dieser Aufforderung, und als er glücklich der ihm drohenden Gefahr entronnen und nach England zurückgekehrt war, gab er durch eine von York datirte Urkunde, in Erfüllung seines Gelübdes, seine eigene königliche Residenz in Oxford den Carmelitermönchen zum Ordenshause.

Spitze — beauftragte, die Ansprüche des Carmeliterordens in Bezug auf dessen Alterthum zu prüfen. Am 23. Februar 1374 erklärte dieselbe: „Nachdem wir die verschiedenen Gründe und Ansprüche des besagten Ordens der allerseligsten Jungfrau vom Berge Carmel gehört, und überdies dessen Privilegien, Annalen und alte Schriften eingesehen, gelesen, gehört und geprüft haben, erklären, beschließen und behaupten wir — wie es uns klar geworden durch die erwähnten Annalen und die andern alten Documente — daß die Mitglieder dieses Ordens wirkliche Nachahmer und Nachfolger der heiligen Propheten Elias und Elisäus sind."

In der Chronologia Benedictino-Mariana kommt die Geschichte eines Mönches Guntelin vor, der um das Jahr 1299 lebte. In frühern Jahren war er wegen seiner Leibesstärke berühmt, leider aber auch seines lasterhaften Lebens wegen berüchtigt gewesen. Einst wurden ihm in einem Gesichte die Leiden der Verdammten gezeigt, und darauf schien es ihm, als werde er in eine Kapelle eingeführt, wo ihm die allerseligste Jungfrau, begleitet von dem h. Benedict, in großer Herrlichkeit erschien. Nachdem nach klösterlicher Sitte der h. Benedict das »Benedicite« gesprochen und die Gottesmutter »Dominus« darauf geantwortet hatte, redete er sie mit folgenden Worten an: „Siehe hier, o liebe Frau, den du hierher zu bringen mir befohlen hast." Sie sprach nun zu Guntelin: „Bist du bereit, mit mir zu leben und mir in meinem Hause zu dienen?" Und Guntelin erwiderte, er sei bereit. „Schwöre denn," fuhr sie fort, „daß du mir unabläßig dienen und die Gebote Gottes erfüllen willst." Er leistete den Schwur und wurde dann von dem Heiligen auf Geheiß der allerseligsten Jungfrau dahin zurückgeführt, woher er gekommen war. Guntelin trat in den Ordensstand, änderte sein Leben und wurde wegen der Treue, mit der er sein Versprechen gehalten, unter die Seligen aufgenommen.

Wiederum lesen wir von einem Dominicanermönche aus dem Marienkloster zu Derby, den plötzlich in einem benachbarten Franciscaner-Ordenshause eine tödtliche Krankheit befiel. Als er im Sterben lag, erschöpfte er sich in Ehrerbietigkeitsbezeugungen, als ob Jemand von hohem Stande gegenwärtig sei. Die Mönche befragten ihn deshalb, und er erwiderte: „Dies Haus ist voller Engel und der h. Eduard, unser König, so wie Unsere Liebe Frau sind beide hier; laßt uns sie begrüßen!" Als die Patres dies vernahmen, stimmten sie sogleich das Salve Regina an, und am Schlusse desselben lächelte der Kranke und sprach: „Wie angenehm muß euere Begrüßung der Königin des Himmels gewesen sein: lächelnd hörte sie euch zu." Die beiden Geschichtschreiber des Prediger-Ordens Taëgius und Gerhard Frachetti erzählen diese Anekdote und setzen sie in das Jahr 1251.

Oxford sowohl als Cambridge hatten berühmte Marienbilder. Gegen das von Oxford hatte der h. Edmund eine besondere Verehrung. Vor diesem Bilde legte derselbe als Jüngling das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ab, und steckte einen mit dem englischen Gruße bezeichneten Ring an den Finger ihres Bildes. Er trug selbst einen ähnlichen Ring, mit dem er nachher begraben wurde. Auf dem Sterbebette bekannte er, daß er seit seiner feierlichen Hingabe an die h. Jungfrau nie umsonst zu ihr seine Zuflucht genommen, und daß sie ihn aus allen Versuchungen gerettet habe. Er baute für sich und seine Schüler die Liebfrauenkapelle in der St. Peterskirche zu Oxford und pflegte dort täglich die Horen so wie das Officium des h. Geistes und das der Mutter Gottes zu beten.

Eine in der Bibliothek des Vaticans aufbewahrte Handschrift erzählt uns von einem Marienbilde zu Cambridge folgende Geschichte. Ein junger Student, Namens Vidius, führte ein sehr ungeregeltes Leben. Nur seiner Liebe zur allerseligsten Jungfrau blieb er treu und verrichtete täglich vor ihrem Bilde einige Gebete. Einstmals erwachte James, der Stubengefährte dieses jungen Mannes, von dessen Gestöhn und fand ihn zitternd und mit Schweiß bedeckt, als ob er große Angst ausstände. Er hatte Mühe, ihn so weit zu sich zu bringen, daß er erfuhr, was ihm fehle. „Wohl mir," rief Vidius aus, „daß ich die h. Maria stets verehrt habe, sonst wäre ich ewig verdammt! Diese Nacht habe ich vor Christus, dem Richter, gestanden, der genaue Rechenschaft über mein Leben von mir forderte. Bereits griff der böse Feind nach meiner Seele, als ich die Mutter Gottes erblickte und sie nach meiner Gewohnheit um Hülfe anrief. Alsbald vertrieb sie den Teufel und verlangte noch Aufschub für mich bei ihrem göttlichen Sohne." Vielleicht ist das gemeinte Bild dasselbe, welches sich in der Kirche der schwarzen Mönche zu Cambridge befand. Ueber dieses Bild schreibt Johann, Bischof von Rochester, an Cromwell: „Es befindet sich seit langem ein Muttergottesbild in der besagten Ordenskirche, wohin, zumal zur Zeit der Messe von Sturbridge, viel ge-

wallfahrtet wird. Die Zeit dafür naht sich, und da der dortige Prior die mit dem Bilde getriebene Abgötterei nicht ertragen kann, so erfleht er demüthigst von Ew. Herrlichkeit die Erlaubniß, das besagte Bild den Blicken des Volkes entziehen zu dürfen."

England hat sich überhaupt in katholischen Zeiten durch Vorliebe für Wallfahrtsorte stets ausgezeichnet. Diese Neigung war dem englischen Volke gleichsam angeboren, so daß weder die Reformation noch die große Rebellion sie zu unterdrücken vermochte. Immer gab es noch zahlreiche Katholiken, die kühn genug waren, ihre Lieblingsheiligthümer zu besuchen; wie z. B. das Grab des h. Richard zu Chichester, wohin noch lange nach der Reformation bei Gelegenheit seines Festes gewallfahrtet wurde.

Auch an viele der h. Maria geweihte Pfarrkirchen knüpfen sich Legenden und Traditionen, die dem Volke noch immer nicht ganz abhanden gekommen sind. So geht von der Liebfrauenkirche bei Torquay noch die Sage, daß die erste christliche Kirche in jenem Kirchspiel nicht auf dem Hügel, den die jetzige (protestantische) Pfarrkirche einnimmt, zu bauen angefangen wurde, sondern in einem westlich davon gelegenen Thale. Der Bau ging jedoch nie von Statten, und man entdeckte endlich, daß während der Nacht eine unsichtbare Hand stets wieder so viel von den Mauern niederriß, wie am Tage zuvor gebaut worden war. Zuletzt hörte man eine Stimme in der Luft folgende Worte singen: „Wollt St. Maria vollendet ihr sehen, müßt ihr bauen sie auf den Höhen." Dadurch ließ man sich nun bestimmen, die Kirche auf der Höhe des Hügels, wo sie jetzt steht, zu errichten.

Nicht weniger reich als England war Schottland an Liebfrauenkirchen. Scone, Dundee, Paisley, Jedburgh und Melrose besaßen deren. Die Schotten hielten die Wallfahrten hoch in Ehren, und trotz der Wildheit, mit der die Kriege zwischen den Grenznachbaren geführt wurden, belästigte man doch niemals die Wallfahrer. Riccardi spricht in seiner Geschichte der Marienkirchen von einem Vertrage zwischen zwei schottischen

Clans, demgemäß die rivalisirenden Anführer sich verpflichteten, vier Wallfahrten nach verschiedenen schottischen Gnadenorten für die Ruhe der Seelen aller derer zu unternehmen, die sie im Kampfe getödtet hatten.

Hector Boëthius erzählt in seiner Geschichte von Schottland, daß, als einst die siegreichen Truppen Eduard's III. das ganze Land überzogen, ein englischer Soldat die Liebfrauenkapelle von Haddington, welche auch die Weiße Kapelle hieß, betreten habe, um sie zu plündern. Er hatte das reichgeschmückte Marienbild ergriffen und wollte sich damit fortmachen, als ein schweres, an der Decke aufgehängtes Kreuzbild sich ablöste und im Fall den Gottesräuber erschlug. Die Verehrung für dieses Bild, das stets als ein wunderthätiges angesehen worden war, nahm seit diesem Ereignisse noch bedeutend zu.

Die Geschichte des Bildes von Aberdeen ist noch interessanter. Es blieb zur Zeit der Reformation unangetastet — wohl das einzige in den drei Königreichen — und ist noch jetzt ein Gegenstand frommer Verehrung. Es wurde fast sechs Jahrhunderte lang in der dem h. Macarius geweihten bischöflichen Kirche verehrt. Von dort übertrug Gavin Dunbar, Bischof von Aberdeen, dasselbe zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in eine Kapelle, die er nach katholischer Sitte auf dem ersten Bogen einer über den Fluß Don erbauten siebenbogigen Brücke errichtet hatte. Da kam in nächster Nähe eine klare Quelle zu Tage, deren Wasser wunderbare Heilungen bewirkte. Ein Häretiker versuchte einst diese Quelle zu entweihen, indem er durch hineingeworfenen Schmutz ihr reines und klares Wasser trübte. Da ergriff ihn auf frischer That eine unbekannte Krankheit und trieb ihn, zu bekennen, daß es Gottes Hand sei, die ihn getroffen. Um nun das h. Bild vor jeder Entweihung zu schützen, ward es nach seinem frühern Standorte zurückgetragen, und Gavin, dessen Palast an die Kathedrale stieß, betete täglich vor demselben. Ein Mal soll während seiner Andacht eine Stimme, die von dem Bilde ausging, ihm das Herannahen schlimmer Zeiten verkündigt haben. „Gavin," sprach sie, „du bist der

letzte Bischof dieser Stadt, der das Glück haben wird, selig zu werden." Diese erschütternde Prophezeiung soll im Jahre 1520 stattgefunden haben, und die Sittenverderbniß, welche dem Verluste des wahren Glaubens in Schottland voranging, schien eine traurige Vorbedeutung zu sein, daß diese Worte sich erfüllen würden. Gavin selbst stand im Rufe großer Heiligkeit. Nach der Reformation gruben die Häretiker seinen Körper aus und fanden ihn ganz und unverwest; dies erfüllte sie mit einem solchen Schrecken, daß sie den h. Leib nicht anzurühren wagten.

Wir sagten, daß dieses Bild den gottesräuberischen Händen der schottischen Reformer stets entgangen sei. Einige fromme Katholiken verbargen es Anfangs vor ihrer Wuth; endlich aber fiel es dennoch in die Hände der Protestanten. Die Furcht vor dem göttlichen Strafgericht, das jedes Mal die Frevler traf, welche Hand daran legen wollten, schützte es aber vor der Vernichtung. So drang einst eine Bande wüthender Eiferer, die beschlossen hatten, diesem letzten Ueberbleibsel des Papstthums den Garaus zu machen, in das Haus, in dem es aufbewahrt wurde. Doch sie wurden mit Blindheit geschlagen: obgleich das Bild vor Aller Augen dastand, konnten sie es deßungeachtet nicht finden. Die Familie anderseits, die dem Bilde Schutz gewährt hatte, empfing vielfache Segnungen. Das Ereigniß machte einen so tiefen Eindruck auf sie, daß sie die neuen Irrthümer abschwor und sich mit der Kirche aussöhnte; eine Gnade, die sie der Fürbitte Mariens zuschrieb.

Einige Zeit darauf gelangte das Bild in den Besitz eines gewissen William Laing, eines schottischen Katholiken, der den Titel „Procurator des Königs von Spanien" führte. Obgleich oft die Protestanten in sein Haus kamen, gelang es ihnen nie, dasselbe zu entdecken. Zuletzt vertraute Laing dieses Bild dem Capitain eines spanischen Schiffes an, der es nach Flandern bringen und der Infantin Isabella, der damaligen Regentin der Niederlande, überliefern sollte. Der Hafen-Commandant von Dünkirchen aber, der von der Wunderkraft dieses Bildes hörte, legte bei der Ankunft Beschlag auf dasselbe und wollte es nach Spanien

senden. Da ergriff ihn eine gefährliche Krankheit und er genas nicht eher, bis er das Bild dem gerade in Dünkirchen anwesenden Augustiner-Pater de los Rios überliefert hatte, der dem Gefolge der Infantin angehörte. Die Erzherzogin ließ das Bild in der Privatkapelle ihres Palastes in Brüssel aufstellen und beauftragte den William Laing, alle Documente in Betreff der frühern Geschichte desselben zu sammeln. Später erlangte der Pater de los Rios von der Erzherzogin dieses Bild für die neu erbaute Augustinerkirche zu Finisterre; am 3. Mai 1626 wurde es mit großer Feierlichkeit dahin übertragen. Der Papst Urban VIII. hatte für Alle, die bei der Ceremonie zugegen sein würden, einen vollkommenen Ablaß gewährt. Es war geschmückt mit den Juwelen der Infantin, die selbst, umgeben von ihrem Hofstaat, zu Fuß folgte. Die Feier dauerte zehn Tage, und während dieser Zeit wurden Vielen außerordentliche Gnaden und wunderbare Heilungen zu Theil; es wurde damals auch eine Bruderschaft Unserer Lieben Frau „vom guten Erfolge" gegründet.

Als die Revolution des achtzehnten Jahrhunderts in Brüssel ausbrach, beraubte sie die Augustiner ihres Besitzes und nöthigte sie, ihr Kloster zu verlassen. Das Muttergottesbild von Aberdeen wurde jedoch noch ein Mal vor Entehrung bewahrt, und zwar auffallender Weise wieder durch einen Engländer Namens Morris, der es bis zum Jahre 1805 bewahrte. Als damals durch den Kaiser Napoleon der katholische Gottesdienst wieder hergestellt wurde, erhielt das Bild wieder seinen frühern Platz. Als aber im Jahre 1814 die Protestanten diese Kirche erhielten, übertrug man das Marienbild in eine Nische der Pfarrkirche von Finisterre, und stellte es neben dem Altare des h. Joseph auf. Im Jahre 1852 ließ Herr van Genechten, der Pfarrer, ihm eine eigene Kapelle erbauen, und am 12. Mai 1854 führte der Erzbischof von Mecheln die Bruderschaft Unserer Lieben Frau vom guten Erfolge wieder ein; die Herzogin von Brabant übernahm das Amt einer Ehren-Vorsteherin.

Zum Schlusse wollen wir noch die Geschichte des berühmten Gnadenbildes von Boulogne in Kürze mittheilen. Dasselbe

soll im siebenten Jahrhundert auf wunderbare Weise dorthin gekommen sein. Schon zu Anfang des achten Jahrhunderts pilgerten die Frommen aller Länder zu ihm; unter Andern der h. Lugal, ein irländischer Erzbischof. Gottfried von Bouillon opferte dem verehrten Bilde die Krone von Jerusalem, die er selbst zu tragen stets verschmähte, und seine Mutter Ida baute eine Kirche, in welcher es bis zum unheilvollen Jahre 1793 verehrt wurde. Die Engländer hatten stets eine besondere Verehrung für Unsere Liebe Frau von Boulogne. Manche englische Könige begaben sich in Person dorthin, und im Jahre 1264 hielten die englischen Bischöfe in Boulogne eine Zusammenkunft, welcher der h. Ludwig und der päpstliche Nuntius beiwohnten, um zwischen Heinrich III. und seinen Baronen den Frieden zu vermitteln. Die so unglücklich endende Heirath zwischen Eduard II. und Isabella, der Wölfin von Frankreich, wurde in Boulogne vollzogen, und bei dieser Gelegenheit erhielt die Liebfrauenkirche reichliche Gaben. Als wenige Jahre darauf die Königin ihrem unglücklichen Ehegemahl eine feindliche Heeresmacht entgegenführte und ihn der Krone und des Lebens beraubte, da machten die französischen Ritter, welche in dem Glauben, für das Recht zu kämpfen, Isabella's Fahne gefolgt waren, bei der Rückkehr in ihr Vaterland zum Danke eine Wallfahrt nach Boulogne. Als König Johann von Frankreich, welcher die Befreiung aus seiner langen Gefangenschaft in England einem desfalls gethanen Gelübde zuschrieb, nach seiner Rückkehr eine Wallfahrt zu dem Gnadenaltar der Mutter Gottes von Boulogne unternahm, ging er von Calais aus, wo er landete, zu Fuß dahin. Unter Heinrich's V. Regierung kamen die tapfern Grafen Talbot von Shrewsbury und Beauchamp von Warwick mit kostbaren Opfergaben nach dem Gnadenort. Talbot brachte ein mit Löwenhäuptern von gediegenem Golde besetztes Gewand von Goldstoff dar, und Warwick eine goldene Statue der allerseligsten Jungfrau mit der Schlange unter den Füßen. Die Prinzessin Maria, Schwester Heinrich's VIII., wurde mit dem Könige Ludwig von Frankreich vermählt. Auf ihrer Reise an den Hof ihres Gemahls landete

sie in Boulogne und begab sich sogleich zu dem berühmten Liebfrauenbilde, dem sie einen massiv silbernen, mit den Wappenschilden Frankreichs und Englands verzierten Arm darbrachte. Die Schätze des Heiligthums von Boulogne mögen denen von Loreto nicht nachgestanden haben. Es besaß mehr als hundert goldene Reliquienbehälter, achtzehn große silberne Statuen und eine erstaunliche Menge von Diamanten, Rubinen und Sapphiren. Die französischen Könige brachten jährlich der Mutter Gottes, als ihrer Oberlehnsherrin, ein goldenes Herz nach Boulogne. Alle diese Reichthümer fielen in die Hände Heinrich's VIII. und seiner rohen Soldaten. In seinen Jugendjahren hatte Heinrich die Kirche als Pilger besucht [1]) und in Gesellschaft seines tapfern Nebenbuhlers Franz I. vor dem Marien-Altare gekniеet. Doch als im Jahr 1544 ein Krieg zwischen Beiden ausbrach, belagerten die englischen Truppen Boulogne, und italienische Söldlinge verhalfen ihnen auf treulose Weise zur Einnahme und Plünderung der Stadt. Die Soldaten nahmen das Bild als Siegestrophäe mit nach England. Die Liebfrauen-Kapelle ward gänzlich zerstört und die Kirche in ein Arsenal verwandelt. Aber während mehr als fünf Jahren, so lange die Stadt in den Händen der Engländer blieb, richtete die Pest unter der Besazzung schreckliche Verwüstungen an, so daß sie fortwährend recrutirt werden mußte. Zuletzt mußte man die jungen Soldaten in Ketten von England herüberbringen, da keiner mehr freiwillig den Dienst in Boulogne übernehmen wollte.

Im Jahre 1550 ward Boulogne wieder an Frankreich abgetreten, und beim feierlichen Einzug in die Stadt erfüllte der französische König Heinrich II. sein zwei Jahre früher geleistetes Gelübde, indem er das alte von den Engländern mitgenommene Bild

[1]) Wir haben Heinrich's Wallfahrt nach Walsingham schon erwähnt. Justus Lipsius in seiner merkwürdigen Geschichte Unserer Lieben Frau von Halle theilt uns sogar mit, daß des Königs Name unter den Marianischen Sodalen jener Stadt folgendermaßen eingeschrieben gewesen: »Rex Angliae, cum uxore et liberis«; woraus man schließt, daß er auch in Halle gewesen sei.

durch ein neues massiv silbernes ersetzte. So schön nun auch das neue Bild war, so vermochte es die Bewohner von Boulogne nicht über den Verlust des alten zu trösten. Der König ließ deshalb in den zwischen ihm und den Ministern Eduard's VI. abgeschlossenen Friedensvertrag einen Artikel aufnehmen, demzufolge das Bild Unserer Lieben Frau von Boulogne zurückerstattet wurde. Die Geistlichkeit ging in Procession dem Bilde entgegen und führte es in die Kathedrale zurück, wo es alsbald wieder unzählige Pilger zu seinen Füßen sah. Henriette Marie, die unglückliche Gemahlin Karl's I., war das letzte Mitglied eines englischen Herrscherhauses, das diesem ehrwürdigen Bilde Gaben darbrachte. Das Bild entging der Entweihung durch die Calvinisten, und selbst die Revolutionshorden des Jahres 1791 verschonten es anfangs, obgleich sie jedes andere Ueberbleibsel der Religion in der Stadt zerstörten. Um jedoch nicht in den Verdacht unrepublicanischer Mäßigung zu kommen, verbrannten sie es schließlich. Die Kathedrale wurde an einige Speculanten verkauft und niedergerissen, so daß jede Erinnerung an die alte Andacht vertilgt schien. Im Jahre 1820 gelang es jedoch einem eifrigen Priester, der sich die Aufgabe gestellt hatte, die Kathedrale wieder aufzubauen, den Platz zu kaufen, wo sie gestanden hatte. Vierzig Jahre lang kämpfte er gegen tausenderlei Schwierigkeiten, bis er es endlich noch erlebte, daß seine edeln Bemühungen zum Ziele gelangten. Wir sahen nicht allein die Einweihung der neuen Kathedrale, sondern auch die Wiederbelebung der alten Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau von Boulogne, an der unzählige Andächtige sich bereits wieder betheiligen.

Schluß.

Die in den vorhergehenden Capiteln besprochenen Beispiele zeigen vorzüglich, wie die Marienverehrung im Mittelalter oder in neuerer Zeit sich gestaltete. Es ist jedoch leicht, den Gegenstand bis in viel ältere Zeiten hinauf zu verfolgen und Beispiele der Verehrung der Gottesmutter aus dem sechsten, dem vierten und sogar dem zweiten Jahrhunderte vorzuführen, die in ihrem allgemeinen Charakter nur wenig von den bisher angeführten abweichen.

Schon die Kirchenväter entwickeln in ihren Schriften jene Glaubenslehren, auf denen unsere Muttergottes-Verehrung beruht, und anderseits beweisen Geschichte und Ueberlieferung, daß diese Verehrung auch praktisch geübt wurde, in der Wüste wie in den Katakomben. Wie weit wir auch zurückgreifen mögen, überall begegnen wir Thatsachen und Legenden, welche von dem allgemein in der Kirche verbreiteten Glauben an die Wirksamkeit der Fürbitte Unserer Lieben Frau zeugen und diese Wirksamkeit oftmals als wunderthätig darstellen. Die Jahrbücher des oströmischen Reiches sind eben so reich an solchen Berichten wie jene des christlichen Abendlandes. Die Mittheilung einiger Beispiele aus den ersten sechs Jahrhunderten wird die Gleichförmigkeit der Marien-Verehrung in der ältesten Zeit und in spätern Jahrhunderten am besten zeigen.

So erzählt Evagrius in seiner Kirchengeschichte bei Gelegenheit der Expedition des Narses nach Italien im Jahre 552, und zwar auf Grund eines Berichtes der Theilnehmer an diesem Kriegszuge, daß die allerseligste Jungfrau dem Feldherrn beim Gebete erschienen sei, ihm die Zeit, wann er Totila's Kriegsmacht angreifen solle, vorgeschrieben und von ihm verlangt habe, sich nicht eher zum Kampfe zu gürten, bis er ein Zeichen vom Himmel erhalten haben werde. Diesen Vorfall führt selbst Gibbon an, und auffallender Weise ohne eine Spötterei beizufügen. Die Verehrung des Narses zur allerseligsten Jungfrau war unter seinen Truppen so bekannt, daß sie bei Siegesfeierlichkeiten sich mit Blumengewinden schmückten und zu Ehren der Mutter Gottes Loblieder sangen. Gleich ihnen pflegten auch die Heere des Belisar, des großen Zeitgenossen des Narses, alle ihre Erfolge der Gunst und Fürbitte der allerseligsten Jungfrau zuzuschreiben. Belisar's Sieg über die arianischen Vandalen ward so allgemein als eine aus den Händen Mariens empfangene Gnade angesehen, daß der Kaiser Justinian zum Zeichen seiner Dankbarkeit drei Kirchen, zu Leptis, Ceuta und Karthago, zu Ehren der Mutter Gottes erbaute.

Auch die Bemerkungen des Baronius über diesen Punkt sind der Mittheilung werth. „Es schien," sagt er, „als wenn die allerseligste Jungfrau und der Kaiser Justinian sich in eine Art von Wettstreit eingelassen, wer von beiden sich am großmüthigsten zeigen würde in gegenseitigen Dienstleistungen. Der Kaiser vertheidigte die allerseligste Jungfrau gegen die Nestorianer, welche sie ihres höchsten Ehrentitels, »Mutter Gottes«, zu berauben suchten, und sie verhalf ihm zur kaiserlichen Herrschaft; und weil er zu ihrer Ehre unzählige Tempel erbaute und vor allem die prachtvolle Basilika zu Jerusalem, ward es ihm gegeben, ganz Afrika zu unterjochen, für welche Wohlthat er wiederum seine Dankbarkeit durch die Errichtung verschiedener anderer Heiligthümer zu beweisen suchte." [1])

[1]) Baronius, Ann. 450.

Von Leo I., einem der würdigsten christlichen Kaiser, erzählt Nicephorus, daß Unsere Liebe Frau demselben, als er noch ein gewöhnlicher Kriegsmann war, schon seine künftige Erhebung auf den Thron mitgetheilt habe. Sie soll ihm erschienen sein, als er, von Mitleid bewegt, einem armen blinden Manne beigestanden. Alle Geschichtschreiber reden von der Andacht seiner Vorgänger Marcian und Pulcheria zu ihr. Sie waren es, welche die drei großen, unter dem Namen Chalkopratum, Blacherna und Hodegus bekannten Kirchen in Constantinopel aufführen ließen. In dem Chalkopratum bewahrte man einen Gürtel der heiligen Jungfrau; in der Blacherna einige Binden, die bei ihrem Begräbniß um ihren h. Leib gewickelt gewesen, so wie ein oftmals den Kaisern bei Sieges-Processionen vorangetragenes Gemälde; und in dem Hodegus ein anderes, noch berühmteres Gemälde, welches vom h. Lukas gemalt sein sollte und von der Kaiserin Eudoxia aus Jerusalem an die h. Pulcheria gesandt worden war. Es wurde Hodegetria genannt und es war Sitte, daß der griechische Kaiser vor jedem Feldzuge die Kirche besuchte, um vor dem Bilde von der Mutter Gottes Abschied zu nehmen und sich ihren Segen zu erflehen. Bei Belagerungen ward die Hodegetria oftmals an den gefahrvollsten Stellen der Stadtmauern aufgestellt. Feierliche Danksagungen für glückliche Ereignisse wurden in der Regel in diesem Gotteshause dargebracht. Der h. Johannes Damascenus erzählt in einer seiner Homilieen, die h. Pulcheria habe bei den auf dem Concilium von Chalcedon im Jahre 451 versammelten Kirchenfürsten und besonders bei dem Bischof Juvenal von Jerusalem um Reliquien der allerseligsten Jungfrau angehalten, um dieselben in diesen Kirchen aufzubewahren. Juvenal habe ihr aber in seinem Antwortschreiben versichert, „es sei eine wahre und ununterbrochene Ueberlieferung der Kirche, daß Er, dem es gefallen, Fleisch von Maria ohne Verletzung ihrer Jungfräulichkeit anzunehmen, den makellosen Leib jener geliebten Mutter nach dem Tode vor aller Verwesung bewahrt und in den Himmel aufgenommen habe.“

Der Kaiser Julian, der Apostat, ist gewiß ein unverdächtiger Zeuge für die Allgemeinheit der Marienverehrung unter den Christen seiner Zeit, wenn er unter andern Beschuldigungen wider sie anführt, daß „sie nicht aufhörten, Maria die Mutter Gottes zu nennen“. [1]) Der h. Amphilochius, oder wer immer der Verfasser der Lebensbeschreibung des h. Basilius sein mag, die ihm zugeschrieben wird, versichert, der Tod jenes großen Verfolgers der Kirche sei diesem Heiligen im voraus durch Unsere Liebe Frau selbst verkündigt worden; als er mit seiner ganzen Gemeinde und der Geistlichkeit in einem ihr geweihten Heiligthume, das auf dem Berge Didymus in Cappadocien lag, betete und ihren Schutz für die Kirche gegen den Tyrannen Julian erflehte, sei ihm dieselbe auf einem Throne sitzend erschienen und habe ihm den nahen Tod des Kaisers angezeigt, der auch kurz darauf erfolgte.

Schon bei der Gründung des christlichen Kaiserreiches, unmittelbar nach dem Concil von Nicäa, weihte Constantin, gemäß den Berichten verschiedener Geschichtschreiber, seine neugegründete Hauptstadt der Mutter Gottes. [2]) Nach einem Berichte erschien sie während des Baues der später ihr geweihten Basilika dem leitenden Baumeister und gab ihm Anweisung, wie die das Dach tragenden ungeheuern Pfeiler aufgerichtet werden könnten. Mag dieser Bericht auch keine volle Glaubwürdigkeit beanspruchen können, so ersieht man doch wenigstens das aus demselben, daß bei den Christen zur Zeit Constantin's der Glaube an solche Erscheinungen nichts Ungewöhnliches war.

Ebensowohl wie in den ältesten Jahrbüchern des christlichen Kaiserreiches findet man derartige Anekdoten in den Lebensbeschreibungen der Heiligen jener Zeit.

Es scheint, daß die Einsiedler im Orient ihre Zellen mit Bildern der allerseligsten Jungfrau schmückten und Lampen oder Kerzen davor brennen ließen. So wird erzählt, daß der Abt

[1]) Jul. Op. t. 2. p. 159. 262. — [2]) Niceph. VII, 26; Zonaras, Ann. I. 3.

Johannes, der in der Nähe von Jerusalem in einer Höhle lebte, ehe er sich auf eine Wallfahrt nach den h. Orten begab, die allerseligste Jungfrau folgendermaßen anzureden pflegte: „Heilige Frau, Mutter Gottes, da ich im Begriff bin, eine weite Strecke zu reisen, so nimm dich meiner Lampe an, und laß sie nicht erlöschen; denn ich trete meine Reise im Vertrauen auf deine Hülfe an." Und die Lampe, so wird ferner erzählt, brannte wunderbarer Weise in seiner Abwesenheit weiter.[1]) Eine andere Geschichte läßt den Abt Theodor einen Eremiten tadeln, als er vom Teufel versucht wurde, das Bild Unserer Lieben Frau und des h. Kindes aus seiner Zelle zu entfernen.[2]) In diesem Jahrhundert lebten auch der berühmte St. Dorotheus und sein Schüler St. Dositheus. Letzterer bekehrte sich auf merkwürdige Weise zum Christenthum beim Besuch der heiligen Orte zu Jerusalem. Er sah dort nämlich ein Bild, welches die Qualen der Hölle darstellte; und als er so da stand, die Augen auf dasselbe geheftet, sah er an seiner Seite eine Frau von majestätischem Ansehen und glänzendem, herrlichem Antlitze; und sie erklärte ihm die ewigen Wahrheiten und gab ihm die Lebensregel an, der er folgen müsse, wenn er jenen Qualen zu entgehen wünsche.

Eine fast scherzhaft klingende Geschichte wird von dem Abt Cyriacus in dem Werke: „die geistliche Wiese" erzählt. Einst sah er Unsere Liebe Frau in Begleitung des h. Johannes des Täufers und des h. Johannes des Evangelisten an der Thüre seiner Zelle vorübergehen. Er lud sie ein, bei ihm einzutreten; allein sie lehnte es ab und fragte ihn mit strengem Blick, warum er „ihren Feind" in seiner Zelle verborgen halte. Besorgt und verlegen über den Sinn dieser Vision ergriff er ein Buch, welches vor kurzem ein Priester von Jerusalem Namens Hesy-

[1]) Dalgairns, „Einleitung zu den Lebensbeschreibungen der Väter der Wüste." S. 51.

[2]) Prat. spir. c. 14, Kölner Ausgabe vom Jahre 1583. Der Herausgeber (Lipoman) fügt die Note bei: »Nota hoc capitulum adductum fuisse in septima Synodo (Nic. II.) et approbatum.«

chius ihm gegeben hatte. Am Ende desselben entdeckte er eine Abhandlung des Ketzers Nestorius und begriff nun den Sinn der Vision. Eiligst rannte er mit dem Buche zu Hesychius und sprach: „Nimm dein Buch zurück, ich bitte dich; es hat mir mehr geschadet, als es mir je nützen kann.“ „Welchen Schaden hat es dir denn verursacht?“ fragte Hesychius. Cyriacus erzählte, was sich zugetragen. „Wenn so die Sachen stehen,“ erwiderte sein Freund, „dann wisse, daß Mariens Feind in meiner Zelle nicht länger als in der deinigen verbleiben soll.“ Mit diesen Worten riß er die anstößige Abhandlung aus dem Buche und warf sie in's Feuer. [1])

Zwei berühmte Bekehrungen des fünften Jahrhunderts stehen durch ihre nähern Umstände mit der Andacht zu Maria in enger Verbindung. Die erste ist die des Oekonomus oder Verwalters der Kirche von Adana in Cilicien, Namens Theophilus. Der h. Bernhard und eine große Zahl kirchlicher Schriftsteller erklären diese Geschichte für echt. Zuerst ist sie von Eutychian, einem seiner eigenen Geistlichen, niedergeschrieben worden, welcher versichert, er schreibe nur, was er mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört habe. Theophilus ward seines Amtes entsetzt; da fiel er vom Glauben ab und verkaufte sich dem Teufel. Von Gewissensbissen gefoltert, rief er aber bald die Mutter Gottes um ihren Beistand an und erhielt durch ihre Fürbitte, als er vor ihrem Bilde ausgestreckt da lag und „von ihr die Hoffnung seines Heiles erwartete,“ Verzeihung und Erlösung aus seinen schrecklichen Banden. Das zweite Beispiel ist das der h. Maria von Aegypten, welche gegen das Jahr 430 starb. Ihre Geschichte ist stets für glaubhaft gehalten worden und so wohl bekannt, daß sie nur einer kurzen Erwähnung bedarf. Maria hatte viele Jahre ein lasterhaftes Leben geführt, als sie sich zum Feste der Kreuzerhöhung[2]) nach Jerusalem begab. Auf geheimnißvolle Weise

[1]) Prat. spirit. c. 46.

[2]) Dieses Fest, welches jetzt das Andenken an die Zurückgewinnung des

fühlte sie sich zurückgehalten, als sie die Kirche des h. Grabes betreten wollte, wo die kostbare Reliquie zur Verehrung der Gläubigen ausgestellt war. Sie ging in sich, und Schrecken ergriff sie wegen ihres vergangenen Lebens, da erblickte sie auf ein Mal ein Bild der h. Jungfrau über sich. „Indem ich meine Blicke fest auf dieses Bild richtete," sagt sie, „beschwor ich die h. Jungfrau, mir, der mit so schwerer Schuld Beladenen, durch ihre unvergleichliche Reinheit zu Hülfe zu kommen, damit das Opfer meiner selbst bei Gott um so annehmbarer werde. Ich flehte sie an um die Gnade, die Kirche besuchen zu dürfen, auf daß ich das Holz der Versöhnung schauen könnte, und versprach ihr, mich von diesem Augenblicke an Gott durch ein Büßerleben zu weihen und sie bei dieser meiner Bekehrung zur Bürgin zu nehmen." Nach diesem Gebete war sie im Stande die Kirche zu betreten. Sie küßte den Boden unter Thränen, brachte Gott ihren Dank dar für Seine überschwengliche Huld und kehrte dann zu dem Bilde der Mutter Gottes zurück. Hier kniete sie nieder und flehte sie an, ihre Führerin zu sein. „Nach meinem Gebete," sagt sie, „war es mir, als hörte ich die Worte: wenn du jenseits des Jordans gehst, wirst du Ruhe und Trost finden. Unter Thränen auf das heilige Bild hinblickend, flehte ich zur h. Königin der Welt, sie wolle mich nimmer verlassen." Am nächsten Morgen, „nachdem sie sich der h. Jungfrau empfohlen," zog sie hinaus über den Jordan und begann ihr wundervolles Büßerleben. Oftmals suchten die frühern Leidenschaften sie wieder zu unterjochen; unabläßig erhob sie jedoch ihr Herz zur allerseligsten Jungfrau, und diese ermangelte nie, ihr mit ihrem mächtigen Schutze zur Seite zu stehen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verehrung der Gläubigen gegen die allerseligste Jungfrau eine weit größere Ausdehnung erhielt, nachdem das Concilium von Ephesus die Vorrechte derselben siegreich gegen die Angriffe des Nestorius

h. Kreuzes von den Persern durch Heraclius im Jahre 627 verewigt, wurde in Jerusalem bereits im Jahre 335 gefeiert.

vertheidigt hatte. Eben der Umstand, daß ihre Würde als Mutter Gottes von jenem Häretiker in Frage gestellt worden, erweckte in den Herzen aller frommen Katholiken das Bedürfniß, von ihrem eigenen treuen Glauben ein Zeugniß abzulegen und die äußern Beweise der Ehrfurcht gegen die allerseligste Jungfrau zu verdoppeln. Die bis zu jener Zeit als möglich denkbare Gefahr, dadurch Abgötterei zu befördern, konnte sie fernerhin nicht verhindern, diese Verehrung offen darzulegen; denn der Kampf mit der Abgötterei war damals schon zu Ende. Nichts hielt daher die freie Aeußerung jener Andacht zurück, gegen welche die Gottlosigkeit des Nestorius so gröblich verstoßen hatte. Der Unterschied in dieser Andacht vor und nach dem Concil von Ephesus war jedoch kein wesentlicher. Die Empfindungen der Gläubigen für die Gottesmutter fanden ihren getreuen Ausdruck in dem Schrei des Entsetzens, mit dem die Constantinopolitaner aus der Kirche flohen, als Dorotheus von Marianopolis zu Anfang des Glaubensstreites dort sein gotteslästerliches Anathema gegen jene schleuderte, welche Maria für die Mutter Gottes hielten. Das Volk verdammte die nestorianische Häresie seinerseits schon, bevor seine Hirten dies aussprachen. Diese Ketzerei erschien dem Volke offenbar als etwas Neues, was geradezu dem christlichen Gefühl sowohl als der Ueberlieferung widersprach. Schon das erste Gerücht von dieser neuen Lehre veranlaßte eine Volksbewegung. Dies beweist hinlänglich, daß das Concilium von Ephesus keineswegs die Verehrung Mariens erst hervorrief, und daß Nestorius, indem er die Anwendung des Titels „Gottesgebärerin“ (Theotokos) auf Maria verwarf, seine Unkenntniß der alten Väter darlegte.[1]) Man sollte sagen, er hätte diese nie gelesen; denn diese scheuten sich doch wahrlich nicht, jener Benennung sich zu bedienen. Sokrates, der Historiker, führt ganz besonders Origenes an, welcher in seinem Commentar über den Römerbrief diesen Gegenstand weitläufig behandelt und den Grund angibt, weshalb Maria die Mutter Gottes genannt wird.

[1]) Socrates hist. lib. VII. c. 32.

Daß dies nicht ein zufälliger, sondern ihr beständiger Titel war, beweisen außer den schon angeführten Worten Julians des Apostaten auch die Schriften des h. Dionysius von Alexandria und die des h. Athanasius. Beide bedienen sich dieses Titels in ihren Schriften acht oder neun Mal. Endlich spricht dafür auch das berühmte Anathema des h. Gregorius von Nazianz, welcher in der Polemik gegen die Apollinaristen sagt: „Wer Maria nicht für die Mutter Gottes hält, der hat sich von Gott getrennt.“

Uebrigens war Nestorius nicht der erste Häretiker, der sich den gewiß nicht beneidenswerthen Namen eines Feindes Mariä erworben hat. Vor ihm waren schon die Häresieen des Helvidius, Jovinianus und Vigilantius aufgekommen, und deren Zeitgenossen hatten ebenfalls solche gotteslästerliche Meinungen sofort mit eben so großem Unwillen zurückgewiesen, wie durch die Lehren des Nestorius hervorgerufen wurde. Alle bedeutenden Schriftsteller der damaligen Zeit traten gegen sie auf, vorzüglich aber der h. Hieronymus, den man als den Wortführer der Kirche während der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts ansehen kann. Die von dieser berüchtigten Rotte von Häresiarchen ausgeheckten Irrthümer haben etwas ganz Charakteristisches an sich. Alle griffen bekanntlich die Lehre von der immerwährenden Jungfrauschaft Unserer Lieben Frau an, und versuchten zugleich das ganze ascetische System der Kirche umzustoßen. Jovinian, der Luther seiner Zeit, spottete über die katholische Lehre von der Verdienstlichkeit der Werke, sprach geringschätzig von den evangelischen Räthen und setzte sich, obgleich er Mönch war, über die Ascese nicht weniger durch sein Leben als durch seine Lehre hinweg. Er warf sein Mönchshabit bei Seite, kleidete sich in Seide, kräuselte sein Haar und ergab sich dem Wein und dem Wohlleben. Kein Wunder, daß ein solcher Mann zu Mariens Feinden gehörte! Vigilantius war ihm ähnlich; er war der Verehrung der Reliquien abhold, hielt sie für nichts Besseres als „alte Knochen“ und nannte die Verehrer derselben Aschen-Anbeter. Er verwarf den Gebrauch, Lichter in den Kirchen vor den Reliquien

anzuzünden, und stellte die Frage: wie Gott denn durch die Opferung „solcher elenden Wachskerzen“ geehrt werden könne. Es kann uns daher nicht wundern, wenn alle diese Sectirer sich durch Feindseligkeit gegen die allerseligste Jungfrau auszeichneten und sich dadurch den Namen Anti-Marianiten erwarben. Aber gerade ihre Feindseligkeit beweist, wie ausgeprägt und weit verbreitet die Marienverehrung damals schon war.

Aus dem Leben des h. Augustinus findet sich unseres Wissens kein geradezu hierher gehöriges Factum aufgezeichnet, es sei denn, daß wir die der h. Monica zu Theil gewordene Vision hierher rechnen wollten, welche ein neuerer Schriftsteller unter den frühesten Erscheinungen der Mutter Gottes aufzählt. Sie soll der h. Monica in schwarzer Kleidung mit gleichfarbigem Gürtel erschienen sein. Zum Andenken hieran wurde die Augustinische Bruderschaft vom Gürtel Unserer Lieben Frau gegründet. Dagegen findet man im Leben des h. Martinus so wie des h. Ambrosius Andeutungen von übernatürlichen Gnaden, die sie aus der Hand der Mutter Gottes empfingen. In der herrlichen Lebensbeschreibung des h. Martinus, die Sulpicius Severus verfaßte, lesen wir, die allerseligste Jungfrau sei häufig mit andern Heiligen in seiner Zelle erschienen, und eine handschriftliche Biographie des h. Ambrosius in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand berichtet ein wunderbares Begebniß, welches zu der Aufführung eines Gotteshauses auf dem heiligen Berge von Varese den Anlaß gab. Unter Valentinian II. zwangen, so lautet die Erzählung, die Excesse der Arianer die Katholiken jener Gegend, zu ihrer Vertheidigung die Waffen zu ergreifen. In einer Ebene unweit des Berges kam es zum Treffen. Der h. Ambrosius blieb während desselben auf dem Berge zurück und flehte durch die Fürbitte der h. Jungfrau zu Gott um einen glücklichen Ausgang. Da soll sie ihm erschienen sein und ihm den Sieg versprochen haben. Der Altar, auf welchem er nachher das h. Opfer als Danksagung darbrachte, wurde zum Andenken an die Begebenheit an dem Orte aufbewahrt. Auch bei Oropa gibt es einen Ort, der heilige Berg

genannt, wo ein roh gearbeitetes Madonnenbild aus Cedernholz sich befindet, welches der h. Eusebius von Vercelli im Jahre 361 aus dem Oriente, wohin der arianische Kaiser Constantius ihn verbannt hatte, bei seiner Rückkehr mitbrachte. Die Kirchen von Crea und von Cagliari zierte er mit ähnlichen Madonnenbildern; außerdem soll auch die Madonna vom Troste (della consolata) zu Turin dem dortigen Bischof Maximus von ihm geschenkt worden sein.

Sozomenus berichtet, daß in der Kirche oder dem Bethause zu Constantinopel, das „die Anastasia" hieß, und wo der h. Gregor von Nazianz seine kleine Heerde zu versammeln pflegte, viele Wunder sich zugetragen haben, und die allerseligste Jungfrau dort oft erschienen sei. Häufig spricht dieser große Heilige sein Vertrauen auf Maria's und aller Heiligen Schutz in seinen Schriften aus. Er ist es auch, der die Geschichte der h. Justina erzählt — wir werden sogleich auf dieselbe zurückkommen — und versichert, sie sei durch die Macht der Mutter Gottes aus ihren Banden erlöst worden.

Obgleich wir hier nicht sowohl von der Theorie der Marienverehrung, wie sie in den Lehren der Kirchenväter sich ausspricht, als vielmehr von der praktischen Uebung derselben reden, so können wir dennoch nicht umhin, die Worte des h. Epiphanius hier anzuführen. Er nennt die jungfräuliche Mutter „die Vermittlerin zwischen Himmel und Erde" und stellt die Häresie der Antidikomarianiten nicht allein als eine „schändliche Gottlosigkeit", sondern auch als eine „widersinnige Neuerung" an den Pranger. Es sind dies bedeutungsvolle Ausdrücke; denn sie beweisen, daß die der Mutter Gottes im vierten Jahrhunderte gezollte Verehrung auf der Ueberlieferung früherer Zeiten beruhte.

Wenn wir noch weiter in der Zeit zurückgehen, sehen wir, wie der h. Ephräm, der große Kirchenlehrer von Edessa, in seinen kürzlich erst an's Licht gezogenen Hymnen[1]) von seinem

[1]) Siehe die Carmina Nisibena, welche im Jahre 1866 aus einem im

Glauben an die unbefleckte Empfängniß Zeugniß gibt. Seine Schriften enthalten schon den Wortlaut mehrerer unserer bekanntesten Anrufungen der Mutter Gottes, u. a.: „Unter Deinen Schutz und Schirm" (sub tuum praesidium) und: „Würdige mich, dich zu preisen, o h. Jungfrau" (dignare me laudare te, Virgo sacrata). Der h. Ephräm begrüßt die Mutter Gottes als „seine Königin, seine Herrin, sein Leben, sein Licht, seine Hoffnung und seine Zuflucht," welche nach der Gottheit den ersten Platz einnehme, und als „die Mittlerin für das ganze menschliche Geschlecht". In seiner erschütternden Predigt über das letzte Gericht beschreibt er uns die Trennung der Gerechten von den Bösen und legt den Sündern den schmerzvollen Angstruf in den Mund: „Lebt wohl, ihr Heiligen und Diener Gottes; lebt wohl, ihr Eltern; lebt wohl, ihr Kinder; lebt wohl, ihr Propheten, Apostel und Martyrer; lebe wohl, du, Unsere Liebe Frau, du Mutter Gottes! Viel habt ihr für uns gebetet, damit wir gerettet würden — wir wollten aber nicht!" Der syrische Kirchenlehrer, welcher diese Worte schrieb, starb im Jahre 378 und war der Sohn von Eltern, welche in der Christenverfolgung unter Diocletian ihren Glauben standhaft bekannt hatten.

Durch Ephräm's Zeugniß wird also die Marienverehrung dem Zeitalter der Christenverfolgungen schon sehr nahe gerückt. Der h. Methodius von Tyrus aber gehört selbst zu den Martyrern, und er schreibt nicht nur über die allerseligste Jungfrau, sondern ruft sie selbst an. Er ist es auch, der sich auf das Beispiel des Herrn selbst zur Vertheidigung der Marienverehrung beruft und sagt: „Wir Alle sind Gott verschuldet; doch dir ist selbst Der verschuldet, der gesagt hat: Ehre deinen Vater und deine Mutter. Und um Sein eigenes Gesetz zu erfüllen und Jedermann in der Beobachtung desselben zu über-

britischen Museum befindlichen Manuscripte von Prof. Bickell herausgegeben wurden. In dem schon erwähnten Werke des Pater Dalgairns theilt dieser S. 58 wichtige Auszüge aus der Vorrede des Herausgebers mit.

treffen, erwies Er Seiner eigenen Mutter jegliche Ehre und Liebe." [1]) Der h. Methodius starb als Martyrer in der letzten Christenverfolgung zu Chalcis gegen das Jahr 312.

Die Chroniken berichten von einer schrecklichen Seuche zur Zeit des h. Sylvester, des ersten Papstes nach der Christenverfolgung, und schreiben ihr wunderbares Aufhören der Fürbitte der allerseligsten Jungfrau zu. Aus Dankbarkeit für diese Gnade weihte dieser Papst ihr zu Ehren eine Kirche auf dem Forum zu Rom und nannte sie „Erlöse uns von den Strafen" (Libera nos a poenis). Dies muß vor 335 gewesen sein, da in diesem Jahre der h. Sylvester starb. — In den authentischen Lebensbeschreibungen sowohl wie in den weniger authentischen Legenden aus den Zeiten der Martyrer werden ebenfalls manche auf Anrufung der Mutter Gottes gewährte übernatürliche Gnadenerweisungen erwähnt. So bekehrte sich laut den griechischen Martyrer-Acten die h. Katharina beim Anblick eines Bildes der h. Jungfrau und ihres göttlichen Sohnes zum christlichen Glauben, und die Mutter unseres Herrn stellte sie darauf ihrem Sohne mit der Bitte vor, sie als seine Braut anzunehmen. Ferner begegnen wir der Legende von Julian und Basilissa, den beiden h. Martyrern aus der Zeit des Maximinus. Am Tage ihrer Verehelichung weihten sich diese Gott durch das Gelübde der Keuschheit und widmeten sich dem Dienste der Kranken. Jesus und Maria, von Heiligen und Engeln umgeben, erschienen ihnen und sprachen mit vernehmlicher Stimme: „Dein ist der Sieg, Julian, dein ist der Sieg, Basilissa!" Der h. Gregor von Nazianz erzählt von der h. Juliana, daß diese Heilige, deren Martyrthum um das Jahr 304 stattfand, durch Anrufung der allerseligsten Jungfrau von den durch den Zauberer Cyprian gegen sie geschmiedeten teuflischen Anschlägen gerettet wurde.

Früher noch als die eben erwähnten Thatsachen, nämlich um

[1]) S. Meth., Serm. de Sim. et Anna. Der h. Methodius gibt in dieser Predigt der allerseligsten Jungfrau mehrere Male den Namen Theotokos oder Gottesgebärerin.

das Jahr 240, fällt die berühmte Vision des h. Gregor Thaumaturgus. Der h. Gregor von Nyssa theilt uns darüber mit, die allerseligste Jungfrau habe demselben eine Erklärung des orthodoxen Glaubens dictirt. Diese Nachricht kann nicht unter die frommen Legenden gerechnet werden, sondern wurde stets als streng historische Wahrheit geachtet.

Dies ist wohl das älteste Beispiel einer Erscheinung Unserer Lieben Frau und einer durch ihre Hand gespendeten übernatürlichen Gnade, wovon ein Bericht auf unsere Zeiten gekommen ist. Es gibt aber viel ältere Beweise für die der Mutter Gottes von der Kirche gezollte Verehrung. Die Katakomben, die so viele andere Punkte des ursprünglichen Glaubens bezeugen, sprechen auch hierüber. Ritter de Rossi, dessen vollkommene Aufrichtigkeit und Redlichkeit nicht weniger als sein unübertroffenes Talent von den Kritikern jeder Färbung anerkannt wird, hat eine Auswahl der zahlreichen Bilder der seligsten Jungfrau, die das unterirdische Rom aufweist, in Chromo-Lithographie herausgegeben. Ritter de Rossi spricht sich in dem erklärenden Texte zu diesen Bildern dahin aus: einige müßten, wenn nicht ganz, doch beinahe dem apostolischen Zeitalter angehören, und wenigstens zwanzig seien darunter, denen kein späteres Datum als die Zeit Constantin's angewiesen werden könne.

Die letzte solcher Darstellungen, die er bekannt gemacht hat, ist das wohlbekannte Bild Unserer Lieben Frau mit dem h. Kinde aus dem Cömeterium der h. Agnes. Es gehört wahrscheinlich der Mitte des vierten Jahrhunderts an. Ein anderes aus dem Cömeterium der h. Domitilla setzt er ohne Bedenken in das dritte Jahrhundert. Von einem dritten aus dem Cömeterium der h. Priscilla, welches den Propheten Isaias, vor der h. Jungfrau stehend und auf einen Stern über ihrem Haupte hinweisend, darstellt, glaubt de Rossi, es gehöre dem Beginne des zweiten, wenn nicht dem ersten Jahrhundert an.

Das Zeugniß, welches diese Bilder ablegen, ist eben so alt als unbestreitbar, während wir von einigen der früher angeführten Erzählungen gern zugeben, daß sie nur einen legenden-

haften Charakter haben. Wir haben für diese auch nicht den Anspruch wichtiger geschichtlicher Zeugnisse erhoben. Ihr Werth liegt bloß darin, daß sie beweisen, wie die Legenden der Kirche in jedem Zeitalter ein gleichmäßiges Zeugniß für das Vorhandensein der Andacht zur allerseligsten Jungfrau ablegen. Mögen wir die alten Urkunden durchforschen, wo wir wollen: stets berichten sie uns dasselbe, und die ältesten Berichte enthalten nicht weniger Uebernatürliches oder Wunderbares als die spätern. Uebrigens sind Legenden nicht nothwendiger Weise darum falsch, weil sie weniger kritisch feststehende Thatsachen enthalten, als das, was man Geschichte nennt. Selbst da, wo sie etwas romantisch gefärbt oder dichterisch ausgeschmückt auftreten, können sie doch wahre Thatsachen enthalten und von dem Glauben und der Andacht des Zeitalters, welchem sie angehören, gewisse Auskunft geben. Sie bekommen um so mehr Gewicht, wenn sie genau mit dem übereinstimmen, was authentische Berichte uns mittheilen. Und alle diejenigen, welche Visionen und Erscheinungen Unserer Lieben Frau und Erzählungen von ihrem directen Eingreifen in menschliche Angelegenheiten für fabelhafte Erzeugnisse mittelalterlicher Leichtgläubigkeit halten, müssen zum mindesten stutzig werden, wenn sie auf ganz ähnliche Geschichten stoßen, welche von den Heiligen der ersten fünf Jahrhunderte der Kirche erzählt und geglaubt wurden.

Diese Uebereinstimmung des Glaubens ist eine wichtige und unwiderlegliche Thatsache. Sie beweist uns, daß der Ausdruck des Glaubens wie der Glaube selbst in allen seinen bedeutungsvollen Zügen noch jetzt derselbe ist, wie er zu Anfang war und zu allen Zeiten sein wird.

Welchen Schluß werden wir nun aus den hier zusammengestellten Thatsachen und Legenden ziehen?

Es ergibt sich aus denselben, daß die Andacht zur Mutter Gottes zu allen Zeiten in besondern frommen Uebungen ihren Ausdruck fand, so wie in der ungewöhnlichen Verehrung gewisser Gemälde und Bildsäulen und in dem häufigen Besuche von bevorzugten Gnadenorten, und daß es allgemeiner Glaube

war, solche Stätten seien vor andern hoch begünstigt, und die dort dargebrachten Gebete würden mit größerer Wahrscheinlichkeit erhört werden.

Ein solcher Glaube — wenn Einige ihn auch für abergläubisch halten mögen — hat die h. Schrift für sich; das ist unbestreitbar. Gott selbst versprach durch den Mund des Moyses: „er wolle einen Ort für sein Volk wählen, auf daß Sein Name an demselben sei.“ [1]) Salomon betete bei der Einweihung des Tempels: der Herr möge das Flehen Seines Volkes erhören und ihm geben, „um was immer es an dieser Stätte bitten werde.“ [2]) Und es war nur ein besonderer Theil des Teiches Bethesda in Jerusalem, in welchen „zu gewissen Zeiten ein Engel hinabstieg und das Wasser bewegte. Und wer zuerst in den Teich hinabgelassen ward, nachdem das Wasser bewegt worden, ging hervor geheilt von jedem Siechthum, welches auch es sein mochte.“ [3])

Muß also zugegeben werden, daß einige Orte in dieser Hinsicht vor andern bevorzugt sind, und daß die Verehrung für einen als Schauplatz besonderer Gnaden ausgezeichneten Ort an und für sich vernünftig ist, gleichzeitig aber durch Beispiele aus der h. Schrift unterstützt wird, so ergibt sich daraus der Brauch der Wallfahrten als eine unvermeidliche Consequenz. Wir haben nachgewiesen, daß dieser Brauch sich nicht auf einzelne Jahrhunderte, einzelne Länder oder Stände beschränkt, sondern daß er vielmehr eine jener Blüthen ist, die auf dem Boden des Glaubens überall einheimisch sind und ohne besondere Pflege ihm von selbst entsprießen. Er ist ein Theil der natürlichen Ausdrucksweise, durch welche die Menschen ihre religiösen Gefühle kundgeben, wenn das Herz, von Dankbarkeit und Verehrung überfließend, durch äußere Handlungen sich zu erleichtern sucht.

Wenn nun nicht alle Menschen das Bedürfniß nach einer äußern Kundgebung ihrer innern Andacht in gleichem Maße em-

[1]) Deut. XII, 11. — [2]) 3. Kön. VIII, 30. — [3]) Joh. V, 4.

pfinden, so wird doch die größere Masse und besonders die weniger gebildete Volksklasse stets diesen Herzenstrieb fühlen. In ihnen lebt der unwiderstehliche Drang, ihre Liebe an den Tag zu legen; sie empfinden das natürliche Gefühl des Dankes, welches — wenngleich von dem Begriffe des Idealen weit entfernt — in etwa mit dem Herzenswunsche des Psalmisten verwandt ist, da er sagt: „Was soll ich dem Herrn geben für alles, was er mir gegeben?"

Diese Richtung der Gottesverehrung wird sich meistentheils durch solche Handlungen kundgeben, die ein Opfer erheischen. Die unansehnlichen Armleuchter, die man häufig in den Kirchen vor verehrten Bildern antrifft, um den frommen Seelen, die ein Licht davor anzuzünden wünschen, dazu Gelegenheit zu bieten, sie mögen dem Spötter ein Lächeln entlocken; die rings umher aufgehängten Weihegeschenke mag man nicht für eine geschmackvolle Zierde halten, und ebenso die Zweckmäßigkeit der Wallfahrten in Frage ziehen: jedenfalls kann man in diesen und andern volksthümlichen Aeußerungen katholischer Frömmigkeit die Kundgebungen des erwähnten innern Dranges nicht verkennen, der es als Bedürfniß fühlbar macht, Gott irgend etwas darzubringen, das dem Geber ein Opfer auferlegt. Das Opfer mag gering sein; allein der Geist, in dem es gebracht wird, ist ein wahrhaft erhabener, und auf den, der in diesem Geiste gibt, müssen die Worte Areuna's, des Jebusiten, Anwendung finden: „Der Herr, dein Gott, nehme an dein Gelübde." [1])

Allerdings läßt sich gegen diese volksthümliche Andachtsform einwenden: sie sei erheblichen Mißbräuchen ausgesetzt. Man kann sagen, wenn Einer aus Andacht eine Wallfahrt unternähme, so kämen darauf zehn, die es aus Neugierde thäten; selbst in der sogenannten gläubigen Zeit habe der h. Bonifacius sich nicht bloß über das ungebührliche Benehmen der Pilger, sondern selbst über wirkliche Aergernisse beklagen müssen; und die Worte des gottseligen Thomas von Kempen endlich: „Qui multum peregrinantur, raro sanctificantur (die

[1]) 2 Sam. XXIV, 23.

viel wallfahrten, werden selten selig)," seien ja sprüchwörtlich geworden. Auch der h. Johannes vom Kreuz, wo er in seinem originellen, schönen Stil über die Wallfahrten redet, hebt die Mißbräuche, die dabei vorkommen, scharf hervor, und gibt den Rath, sie lieber zu einer Zeit zu unternehmen, wann die heiligen Orte nicht Sammelplätze der Menge sind. Und wo er von der Andacht zu Gnadenbildern redet, sagt er: „Gott gewährt zur größern Reinerhaltung dieser Andacht Seine Gnaden und Wunder gewöhnlich durch solche Bilder, die sich nicht durch künstlerischen Werth auszeichnen, damit der Gläubige nichts der Geschicklichkeit des Künstlers zuschreibe. Häufig gewährt der Herr Gnaden durch Bilder, die an entlegenen und einsamen Orten sich befinden: an entlegenen, damit die Wallfahrt dahin unsere Andacht anrege und steigere, und an einsamen Orten, damit wir uns aus dem Geräusch und dem Gewühl der Menschen zurückziehen und in der Einsamkeit beten, wie unser Herr selbst gethan. Wer eine Wallfahrt unternimmt, thut wohl, eine Zeit dazu zu wählen, wenn Andere es nicht thun, wäre es auch eine ungewöhnliche Zeit. Machen Viele zugleich eine Wallfahrt, so würde ich rathen, daß man lieber zu Hause bliebe; denn gewöhnlich kehren die Leute von solchen Zügen nur noch zerstreuter zurück, und Viele wallfahrten mehr, um sich zu erholen, als um zu beten" [1])

Man darf allerdings ohne Gefahr für die Heiligkeit eines Gegenstandes den möglichen Mißbrauch desselben zugeben. Man könnte ja sonst auch den häufigen Besuch der Kirchen überhaupt als Mittel zur Heiligung in Abrede stellen, weil so Viele von denen, die unsere Bethäuser anfüllen, Unehrerbietigkeit und Eitelkeit an den Tag legen. Der vorerwähnte fromme Schriftsteller selbst bemerkt an einer andern Stelle, und zwar mit eben so großem Recht, daß Wenige durch Krankheit gebessert werden („pauci ex infirmitate meliorantur"); dessenungeachtet aber müssen wir als feststehend annehmen, daß eine Krankheit für Unzählige das Mittel zur Heiligung geworden ist.

[1]) Ersteigung des Berges Karmel, Cap. XXXV.

Wenn wir nun im Allgemeinen auch zugeben, daß jener Ausspruch des gottseligen Thomas von Kempen eine Wahrheit enthält, und daß das bloße Mitmachen solcher öffentlichen Andachtsübungen Niemanden heiligt, ja daß ein Drang nach Aufregung es ist, der Viele dazu antreibt; daß solche Seelenregungen aber eher abgetödtet als genährt werden sollten, so können wir deßungeachtet nicht umhin, die Wallfahrten, sofern sie in frommem Sinne gemacht werden, unter jene Mittel der Heiligung zu rechnen, welche die Kirche ihren Kindern bietet.

Keine äußere Andachtsübung ist vielleicht mehr geeignet, als diese, den Geist der Frömmigkeit in unsern Herzen zur Flamme anzufachen.

Eine in frommer Absicht unternommene Fußreise, die durch Orte führt, wo man nur kärglich die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens findet, ist schon an und für sich eine Bußübung; sie erinnert uns mächtig an Ihn, der einst als Wanderer die Hügel von Galiläa und Judäa überschritt und keinen Platz hatte, wohin er sein Haupt legen konnte. Sinnigen Menschen wird die Pilgerfahrt zu einer anhaltenden Betrachtung. Sie mahnt ihre Seele, daß sie „Pilger und Fremdlinge“ und „Wanderer auf Erden sind, gleich ihren Vätern“. Eine solche Wanderung durchbricht die conventionellen Schranken und die Gebräuche des gesellschaftlichen Lebens, welche namentlich in England die Gesellschaft geradezu in Knechtschaft halten; sie zerstört die Abgötterei, die mit der Verehrung des häuslichen Comforts als des höchsten Ideals von menschlichem Glück getrieben wird. Und nicht um eines Gewinnes oder Vergnügens willen geschieht es ja, daß wir diesen uns lieb gewordenen Gewohnheiten für eine Zeit lang entsagen, sondern bloß um unser geistiges Leben an einem lieblichen Born frommer Andacht wieder aufzufrischen. In Mitten der ungeheuern, aus vielen Ländern zusammengeströmten Menge, mit der uns kein anderes Band verbindet, als das der katholi-

schen Einheit, vergessen wir glücklicher Weise auch ein Mal unsere eigene eingebildete Wichtigkeit.

Wer jemals einem Hauptfeste an irgend einem der bedeutendern Gnadenorte beigewohnt hat, dem wird auch ein weiterer Umstand nicht entgangen sein. Aus was für Leuten besteht hauptsächlich, ja fast einzig und allein jene ungeheuere Volksmenge, die nach Zehntausenden zählt? Ohne Frage aus Armen. Auch Fürsten und Cardinäle sind wohl in die Jahrbücher der Wallfahrtsorte eingetragen; hier hat eine Erzherzogin dem Madonnenbilde eine goldene Lampe verehrt, dort ein Kaiser sein mit Juwelen geschmückes Diadem einem andern dargebracht. Aber die Tausende, welche mit dem Stabe in der Hand jährlich aus den Thälern Tyrols und der Schweiz nach Einsiedeln oder Maria-Zell pilgern; jene von ihren Pfarrern angeführten Gemeinden, welche sich auf den Wegen von Fourvière und La Salette drängen; die frommen römischen Pilger, welche man um Weihnachten in Gruppen von zwanzig oder dreißig vor dem Grabe des h. Petrus Stunden lang knieen sieht — sie alle gehören zur Klasse der Landleute. Beati pauperes, rufen wir aus — glücklich diese Armen! Das geringe Volk drängt sich am dichtesten um seinen Gott und Herrn. Wir können uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß aus jener Masse demüthiger Beter hauptsächlich die „große Menge" aus allen Nationen und Stämmen, aus allen Völkern und Sprachen erlesen wird, die Niemand zählen kann, und die dereinst vor dem Lamme und seinem Throne stehen wird, wie wir sie jetzt in Anbetung vor Seinem Altare versammelt finden.

Eine Wallfahrt würde schon von unberechenbarem Nutzen sein, wenn sie auch kein anderes Ergebniß lieferte, als dem Publicum klar zu machen, welch einen großen Platz die untern Klassen in der Kirche einnehmen. Sie sind das Mark der Kirche! In der Welt mögen wir sie vielleicht übersehen und, während wir den Flitterstaat des Reichthums und des Talents angaffen, diejenigen, denen die Throne der gefallenen Seraphim bestimmt sind, unbemerkt an uns vorüberziehen lassen. Ein Blick

auf die Beichtstühle und Communionbänke eines beliebten Gnadenortes gibt uns jedoch Aufschluß darüber, wer die sind, welche, wie zu der Apostel Zeiten, in nimmer endenden Reihen dort auf einander folgen. „Nicht viele Weise, nicht viele Mächtige, nicht viele Edele“ sind darunter, und wie einst in den Tagen des Herrn selbst, heißt es heute: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“

Wie trostreich ist ferner der Gedanke an die allumfassende Fürsorge Gottes, der sich uns aufdrängt, wenn wir der Spur des Pilgers folgen. Wir wissen, daß Seine liebende Vorsehung alle Seine Kinder umfängt. Aber um wie viel lebhafter und eindringlicher erfahren wir dies, wenn wir durch die der Welt unbekannten Thäler und Dorfschaften Frankreichs, Belgiens und Polens, so wie des katholischen Amerika's wandern! Ueberall treffen wir auf Spuren Seiner Gnade.

Hieran knüpft sich noch eine andere Erwägung, welche die der allerseligsten Jungfrau geweihten Gnadenorte im Besondern angeht. Man hört oft sagen: die große Anzahl und die Manchfaltigkeit dieser heiligen Orte könne die Unwissenden verwirren und sie zu dem Glauben verführen, es gäbe mehr als Einen Gegenstand ihrer kindlichen Verehrung: die Madonna von Loreto sei eine andere Persönlichkeit als die Madonna von Montserrat u. s. w.

Wir dagegen können nicht umhin, zu bekennen, daß die außerordentliche Vervielfältigung der Gnadenorte Unserer Lieben Frau uns stets einer der bemerkenswerthesten Züge in der Geschichte der volksthümlichen Andachten zu sein schien. Andere Heilige verehrt man mehr oder weniger an besondern Orten; man ruft sie an als Schutzheilige einer Stadt oder einer Provinz: der Schutz der erhabenen Mutter des Herrn jedoch ist allumfassend.

Dennoch zeigt die h. Maria gerade dadurch ihre mütterliche Fürsorge, daß sie allgemein und doch im Besondern wirkt. Es gibt keinen religiösen Orden, der nicht seine eigene Legende besäße, nach welcher er auf den besondern Schutz Unserer Lieben

Frau Anspruch macht. Keine christliche Nation gibt es, die nicht stolz darauf wäre, daß die Mutter Gottes sie als ihrem Schutz besonders anbefohlen auszeichne. Wenn man in Frankreich goldene Lilien zu Ehren Unserer Lieben Frau von Frankreich trug, so rühmte sich England hingegen „Mariens Brautschatz“ zu sein. Wenn die Carmeliter ihren Ruhm darein setzen, sich Brüder und Schwestern der allerseligsten Jungfrau zu nennen, so finden die Cistercienser eine gleiche Freude darin, ihr weißes Kleid ihr zu Ehren zu tragen; die Dominicaner und die Franciscaner hinwieder trösten sich mit himmlischen Gesichten, in denen sie ihre verstorbenen Mitglieder unter dem Schutze des Mantels der allerseligsten Jungfrau versammelt erblicken. Mit den verschiedenen Gnadenorten Unserer Lieben Frau, welche sich in jedem Lande, wo der Glaube noch lebt, so nahe zusammendrängen, ist es gerade so. Da gibt es keine Provinz, fast möchten wir sagen kein Dorf, das nicht seine eigene Madonna hätte; und an jedes heilige Bild knüpfen sich eine oder mehrere Legenden, welche jene Gegend als eine von ihr besonders erwählte Stätte bezeichnen.

Ja, jedes Kind der weitverbreiteten Familie der Frommen betrachtet Maria als seine Mutter im Besondern; einem Jeden ist sie durch persönliche Bande eng verbunden. Nehmen wir unsern Weg von Boulogne nach Fourvière, von Fourvière nach Laus, und von dort durch die katholischen Cantone der Schweiz, oder besuchen wir die 553 Gnadenorte, deren die spanische Halbinsel allein sich rühmt, so erkennen wir, daß Maria in der That unser Aller Mutter ist, und daß die ihr gezollte Verehrung kein leeres Spiel unserer Einbildungskraft, sondern ein Zeugniß ist für ihre thätige persönliche Fürsorge für die ganze Christenheit, so daß ihre Verehrer ihren Schutz fühlbar, fast gleich persönlicher Gegenwart empfinden, die zwar den äußern Sinnen nicht bemerklich wird, den Kräften der Seele aber erkennbar ist. So war die Verehrung, die unsere Vorfahren ihr zollten, als der alles überragenden Ceder des Libanon,[1])

[1]) The cedre hi in Libanus y-spred, above all bankis.

und in der Sprache der alten Zeit, welche kindliche Vertraulichkeit so schön mit tiefer Ehrfurcht zu paaren wußte, wollen wir diese Blätter mit einer Anrufung der Mutter der göttlichen Gnade beschließen.

Maria, heil'ge Herrin, du holde, gute, süße,
Bei deinen Thränen fleh' ich, o Herrin, hör' mein Rufen:
Gib gnädig, daß hienieden ich meine Sünden büße
Und droben sitzen möge an deines Thrones Stufen.

Maria, heil'ge Herrin, o mög' es dir gefallen,
Zu reißen mir die Sünde für immer aus dem Herzen!
Du bist ja voll der Freude, ich in der Sorge Krallen:
Laß mich gerettet werden durch bitt're Reueschmerzen.[1])

---

[1]) Lady, Seint Mary, fayre and gode and swete,
For love of ye teres that thi self lete,
Gyve me ye grace on erthe my sines for to hete
And that I may in Heven sitten at thi fete.

Lady, Seint Mary, wolde that thi wille it ware,
Thou art ful of joye, and I ful of care,
O bring me out of sinne, and let me fal ne more,
And gyve me grace on erthe sinne to rewe sore.

freund', das ‚Schles. Kirchenblatt', die ‚Historisch-Politischen Blätter', die ‚Schweizerische Kirchenzeitung', die ‚New-Yorker Kath. Kirchenzeitung', das ‚Chilianeum', das ‚St. Ulrichsblatt' und die ‚Wiener Kirchenzeitung'.

.... „Zu großem Vortheil gereicht es diesen Erzählungen, daß die Bearbeiter sich nicht streng an das französische Muster gehalten, sondern außer andern Abweichungen auch sehr bedeutende Zusätze von eigener Arbeit hinzugefügt haben. In der Vorbemerkung zum IX. Bande heißt es: »Kaum ein Drittel ist nach dem Französischen bearbeitet, alles Uebrige ist neu hinzugekommen.« Ein weiterer Vorzug dieser Erzählungen, welche »mehr Originalarbeit geben als Uebertragung,« besteht darin, daß die einzelnen Züge und Begebenheiten der »wirklichen Geschichte« entnommen sind. Den deutschen Bearbeitern gelang dieses, ohne daß dadurch der Zusammenhang der Begebenheiten oder der Fortschritt der Erzählung unterbrochen wurde. Der Held der ersten der jetzt vorliegenden Erzählungen (Band IX.) ist der westfälische Ritter von Kraneburg, der später den angenommenen Namen Wilderich von Ravenhorst führt. In der That ist dieses »Zeitbild« reich an Begebenheiten, mit frischen Farben ausgemalt, und im Ganzen zur Vergegenwärtigung jener wilden Zeit wohl gelungen. Die zweite der neu erschienenen Erzählungen (Band XI.) veranschaulicht die Greuel der französischen Revolution von 1789. Auch von diesem »Zeitbilde« müssen wir urtheilen, daß die deutschen Herausgeber und Bearbeiter ihren Zweck im Ganzen erreicht haben. Der Fall des Adels, die Mißhandlungen der Geistlichen, die Leiden des Gefängnisses, die Revolutionirung des Landes, die Verwüstungen und Rohheiten in und außer der Kirche, die Verführung des Volkes, die Schlechtigkeiten der Revolutionshelden u. s. w. werden nach und nach dem Gewebe der Erzählung als durchleuchtende Fäden eingeflochten und zu ergreifender Anschauung gebracht. Daher sei die Bachem'sche Sammlung der »Zeitbilder« nochmals der Aufmerksamkeit unserer Leser empfohlen."

‚Allg. Lit.-Ztg.' Nr. 31 vom 3. Aug. 1868.

.... „Diese Erzählungen sind gleichsam lebende Bilder, correct in der Zeichnung, glücklich in der Ausführung, sehr anziehend gehalten und für die reifere Jugend und sonst denkende Leser sehr zu empfehlen: auch als Preisebuch sehr geeignet."

‚St. Ulrichsblatt' Nr. 14 vom 3. April 1869.

.... „So dürfen wir diese Erzählungen als ein fortlaufendes Epos, das bei allem Wechsel der Scenerie und der Gestalten immer den einen Zweck, die Verherrlichung der Kirche durch das Leiden, im Auge behält und insofern gleich belehrend und unterhaltend, nicht weniger tröstend als erschütternd wirkt, angelegentlich empfehlen; ja wir können sagen, daß bei Gründung von katholischen Volksbibliotheken diese Erzählungen nach der Fabiola von Wiseman, der Kallista von Newman, der Lydia und Leander und Hermigild von Geiger geradezu den Grundstock bilden sollten."

‚Chilianeum', Neue Folge 1.